Pflicht und Schuldigkeit.

Eine altmärkische Geschichte

von

Ludolf Parisius.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Seinem Vater

dem Oberprediger

Friedrich Parisius

zu Gardelegen in der Altmark

widmet

dieses Buch in dankbarer Liebe

Berlin, am 5. Juli 1872.

der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Der Herr Gensdarm Greiff stört am 4. Juli 1870 die Mittagsstille von Siedenmorsleben. Auf der Suche nach einem Räuber. Die Krügersfrau Schulz und ihr Zeuge Troll, ein Hund mit Menschenverstand und Menschenvernunft.

Es war am Montag den 4. Juli 1870 zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags. Kein Lüftchen rührte sich. Die Sonne meinte es so redlich, daß Jedermann im Freien den Schatten suchte.

Der Herr Gensdarm schritt würdevoll durch Siedenmorsleben. Die Dorfstraße war wie ausgestorben. Freilich ist dies auch an andern Tagen während mancher Stunde der Fall, zumal fast kein Wohnhaus dicht an der Straße steht.

Siedenmorsleben ist der Bauart nach ein sogenanntes Wendendorf. Die ursprüngliche Dorfanlage ist hufeisenförmig; nur e i n Eingang ist vorhanden; die Gehöfte liegen rund um Kirche und Kirchhof. Jeder der acht alten Bauerhöfe, welche bei der Ansiedelung sich mit gleichem Loose an der gemeinen Mark betheiligten, besitzt nach der

Dorfstraße zu nur einen überbauten Thorweg und daneben ein Pförtchen. Von dieser schmalen Front geht die Hofstelle, der alte Sonderbesitz des Hofes, strahlenförmig nach außen. Auf denjenigen Höfen, welche die urspüngliche Form und Bauart beibehalten haben, steht das stattliche Giebelhaus, das Wohnung, Stallung und Scheune unter einem mächtigen, an beiden Giebeln mit Pferdeköpfen gekrönten Strohdache vereinigt, vielleicht dreißig Schritt von der Straßeneinfahrt entfernt, frei inmitten des Wirthschaftshofes. Grünhof und Worthe, — Baum- und Gemüsegarten, — und das dichte Elsholz schließen sich kreisbogenmäßig an. Gleich einem Wallgraben der alten märkischen Sumpfburgen zog sich früher, das Elsholz der einzelnen Höfe umgürtend, nur unterbrochen durch einen einzigen leicht durchstechbaren Eingangsdamm, ein breiter Graben rund um das Dorf, sammelte das Wasser aus dem Moore und führte es in einem Bache durch die Wiesen fort zum nächsten Flüßchen. Jetzt ist der Wasserabfluß verlegt und das Bett des alten Grabens hinter den meisten Höfen ein üppiger Wiesengrund.

Siedenmorsleben hat der modernen Baupolizei bei Gelegenheit eines Brandes einen zweiten Dorfeingang zugestehen müssen. Um die erforderliche Lücke herzustellen, mußte einer der acht Dorfhöfe weichen. Der mit seinem Giebelhause abgebrannte Besitzer baute sich draußen im Felde inmitten seiner in der Separation zusammengelegten Aecker an. Wo der neue Zugangsweg den Graben überbrückt, unmittelbar diesseits der Brücke steht jetzt der Dorfkrug, ein schmuckes massives, mit Ziegeln gedecktes

zweistöckiges Haus mit hellen Fensterscheiben und grünen Fensterläden; eine mit gleicher Farbe gestrichene Holzbank rechts der Hausthür wird durch eine stolze, von dem Durchbruch des Weges sorgsam verschonte alte Buche beschattet.

Der Herr Gensdarm war durch den alten Eingang nach Siebenmorsleben gekommen. Er sah auf der Dorfstraße nach allen Seiten aufmerksam umher, aber nicht mit der Miene eines Beamten, der an den alten wohlbekannten Flecken nach Gesetzesübertretungen forscht. Nein, — augenscheinlich wußte er nicht Bescheid und suchte nach Jemandem, den er fragen konnte. Aber auf der Straße war Niemand zu erblicken. Mit wuchtigen Tritten schritt er langsam das Dörfchen entlang, um Kirche und Kirchhof herum. Da bemerkte er hinter der Kirche den zweiten Dorfeingang. Und richtig, dort blinkte auch durch die grünen Bäume zur Seite des Weges das neue Wirthshaus. Schneller ging er darauf zu; er fand, was er suchte.

Die Hausthür des Kruges, wie man hier zu Lande die Wirthshäuser titulirt, stand weit offen. Der Gensdarm trat hinein. In der kühlen, nach Osten belegenen Wirthsstube war Niemand. Nur ein großer Neufundländer Hund unter dem Tische schlug ein paar Mal leise an und schritt langsam auf den Gast zu. Zur Beruhigung desselben wedelte er gleichzeitig mit dem langbehaarten Schweife. Nachdem er ihn, so die Fremdenpolizei des Hauses ausübend, gründlich beschnuppert und unverdächtig befunden hatte, legte er sich langsam mit tiefem

Seufzer wieder unter den Tisch; aber nicht ganz in die bequeme Schlaflage. Der Kopf lag längs der rechten Vorderpfote dicht auf dem Fußboden, so daß er den auch durch seine Uniform legitimirten Gast genau betrachten konnte; das linke Vorderbein war untergeschlagen, des schnelleren Aufstehens halber.

Der Gensdarm legte den Helm ab, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und rief dann mit markiger, etwas schnarrender Stimme: „Hollah! Wirthschaft!"

Jetzt begann der Hund, ohne aufzustehen, mit hoch-erhobenem Kopfe ein bedächtiges, gelangweilt klingendes, immerhin lautes Gebell. Zugleich hob er die Ohren, brachte aber sofort den Kopf in die frühere Lage, als langsam schlürfende Schritte in der Nebenstube zu hören waren.

Eine bleiche, krank aussehende, ältliche Frau in dunkler, einfacher halb städtischer Tracht trat in das Zimmer. Sie ging auf den Gast zu, der sich unterdessen in einen zwischen dem Kachelofen und dem langen eichenen Wirthstisch eingeklemmten, mit dunklem Leder überzogenen Lehnstuhl geworfen hatte, musterte ihn mit hellaufmerkendem Blick der lebhaften klugen Augen und sagte, ihm die Hand bietend, in plattdeutscher Mundart: „Sein Sie willkommen, Herr Gensdarm! — Was wäre Ihnen denn gefällig?" —

— Was haben Sie für Bier? —

„Bairisch und Braunbier! Sie trinken gewiß Bairisch, wie die andern Herrn Gensdarmen. Und ich kann wol auch einen kleinen Nordhäuser einschenken?"

— Ja, bringen Sie mir ein Seidel und auch den Nordhäuser! —

Die Frau Wirthin oder Krügerfrau, denn mit ihr haben wir es zu thun, nahm aus dem mit Glasthüren versehenen Schrank ein Seidel mit spiegelblankem Zinndeckel und ein Schnapsglas und entfernte sich in das Nebenzimmer, aus welchem sie gekommen war.

— Bringen Sie mir doch das letzte Kreisblatt mit! — rief ihr der Gensdarm nach.

Nach einer kleinen Weile brachte sie Bier und Nordhäuser und einen ganzen Stoß Zeitungsblätter.

„Hier ist das Kreisblatt! — und wir haben auch Zeitungen!“ — fügte sie mit einem gewissen Stolz hinzu. Und sie hatte dazu Grund; denn in dieser vom Verkehr abgelegenen Gegend sind nicht in jedem Dorfkrug Zeitungen zu finden.

Der Gensdarm kippte den Nordhäuser aus, schmunzelte wohlgefällig und that dann einen kräftigen Zug von dem schäumenden Bier. Das Wetter war durstig: — Schönes Bier und gut gehalten, Frau Wirthin! Verdammte Hitze draußen! —

Er that noch einen Zug, und aus war das Seidel: — Geben Sie mir noch ein Seidel, das Bier ist wirklich gut! —

Während die Wirthin das Bier holte, warf er einen Blick in das Kreisblatt und nahm hierauf die Zeitungen vor. Seine Miene verfinsterte sich: — Nichtswürdige Demokraten-Blätter! — murmelte er in seinen starken Bart hinein.

Die Wirthin brachte das zweite Seidel und setzte sich mit einem Strickstrumpf an dem anderen Ende des Wirthstisches nieder.

— Wozu haben Sie denn außer dem Kreisblatt noch so viele Zeitungen? zwei Zeitungen und ein Wochenblatt? —

„Wir bezahlen blos eine, die anderen bezahlt der Turnverein; und die darf ich nicht Jedermann vorlegen. Der Herr Gensdarm Mummeldei las sie immer gern. Sie sind doch wol für ihn angestellt?"

— Ja, ich bin der Gensdarm Greiff, der Nachfolger des Gensdarm Mummeldei. Der alte Mann war für solchen Kreis nicht mehr fest genug; das hat der jetzige Herr Landrath bald eingesehen und seine Pensionirung beantragt. Der alte Herr Landrath ließ manches durchgehn. —

Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf: „Für unsere Gegend war der alte Herr Landrath gerade recht; der kannte jeden Bauersmann und wußte, daß Spitzbuben und Betrüger hier beinah gar nicht vorkommen. Unser jetziger gnädigster Herr Landrath wird dies ja auch wol mit der Zeit merken."

Der neue Herr Gensdarm war nicht redselig, wie der alte. Er zog seine dicke Brieftasche heraus und las in derselben und notirte mit dem Bleistift etwas. Endlich frug er: — Ist Ihr Mann zu Hause? ich muß ihn sprechen. —

„Er wird wol gleich kommen, er ist hinten auf unserem Hofe. — Ich hätte schon nach ihm geschickt, wenn ich

Einen zum Schicken hier hätte; aber alle sind auf der Wiese. Doch muß er gleich kommen, es ist ja beinah Mittag. Gedulden Sie sich nur noch ein kleines Weilchen."

Gensdarm Greiff fügte sich nur widerwillig in den Verzug. Er blickte wieder ins Kreisblatt. Die Krügerfrau war nicht ohne Neugierde, — oder wollte sie ihren Gast nur unterhalten? Sie begann nach ein paar Minuten: „Nehmen Sie es nicht für ungut, Herr Gensdarm, — haben Sie denn den Mörder des alten Hansen in Wischendorf nicht gekriegt?"

— Sie meinen wol den Handelsmann Schiele, dessen Steckbrief hier im Kreisblatt steht? —

„Den mein' ich. Weit kann er doch nicht sein. Die vorige Nacht ist er hier durch's Dorf gegangen."

— Was? hier durch's Dorf? Wovon wissen Sie das? haben Sie ihn gesehn? wer hat ihn gesehn? — So überstürzte eine Frage die andere. Der Fragende war aufgesprungen und stand erwartungsvoll vor der gleichmüthig weiter strickenden Frau.

„Gesehn hab' ich ihn nicht! Der da hat es mir gesagt," — erwiderte sie ruhig und zeigte auf den großen Hund unter dem Tisch, welcher, sobald der Name Schiele genannt wurde, den Kopf in die Höhe hob und nun mit seinen treuen braunen Augen gespannt bald den Gensdarm, bald die Herrin anblickte.

— Der? — sagte enttäuscht der Gensdarm — Sie wollen mich wol zum Narren haben! —

„Nein, Herr Gensdarm, gewiß nicht, wenn Sie es

mit anhören wollen, will ich's Ihnen erzählen; ein bischen lang ist die Geschichte."

— Nur zu! inzwischen wird ja Ihr Mann kommen. — Und er warf sich mit einem Seufzer zurück in den mit Leder überzogenen Lehnstuhl.

„Sehen Sie, wir haben den Hund hier seit Pfingsten 1867. Da hat ihn mein zweiter Sohn Fritz von dem Handelsmann Schiele in Wischendorf gekauft, der das Thier 1866 als Marketender aus Böhmen mitgebracht hat. Wie wir den Hund bekamen, war er höchstens ein Jahr alt. Ob er seinen früheren Herrn seit den drei Jahren wieder gesehen hat, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. Am Sonntag vor 14 Tagen hatten wir hier Turnfest," — —

— Wo die Burschen ohne Tanzerlaubniß bis nach Mitternacht tanzten? — weiß es — —

„Nun, ich denke, sie brauchten keine Erlaubniß. Doch wenn es Ihnen mehr Vergnügen macht, von der Polizeistrafe, die mein Fritz zahlen soll, mir etwas zu erzählen, als meiner Erzählung zuzuhören, so bin ich's auch zufrieden." Verstimmt, aber ruhig und gleichmüthig kamen die Worte heraus. — „Ich muß auch sehen, wo mein Mann bleibt." Und sie machte Anstalt zu gehen.

Nun war es an dem Gensdarmen, dem doch die Ungeduld auf dem Gesichte geschrieben stand, gute Worte zu geben, auf daß sie die Geschichte erzählte.

„Am Sonntag vor 14 Tagen waren zum Turnfest mehrere Wischendörfer hier. Mit Hans Hansen, unserm Nachbarssohn, der mein Pathe ist und bei seinem Onkel,

dem alten Hansen in Wischendorf dient, kam schon am Vormittage der Handelsmann Schiele hier in die Stube. Als Troll seinen frühern Herrn erblickte, war er ganz außer sich vor Freude. Und meine Söhne Peter und Fritz und wer sonst noch hier war, alle erzählten sie von der Klugheit des Hundes, und es wurden Kunststücke mit ihm gemacht, aus denen man sehen konnte, daß er wirklichen Menschenverstand und richtige Menschenvernunft hat."

— Instinkt, Frau Wirthin, Instinkt! — unterbrach hier der Gensdarm.

„Ja, so sollen es die Gestudirten nennen. Aber das ist mir ganz einerlei: ich bleibe dabei, es ist gerade wie Menschenverstand und Menschenvernunft, und mancher Mensch könnte sich freuen, wenn er so gescheut wäre, wie Troll. — Als nun so viel Proben gemacht wurden, kam auch die Rede darauf, daß der Hund die Menschen an dem Tritt kennt, wenn sie draußen auf der Straße gehen und er im Hause eingesperrt ist. Schiele probirte es; er ging eine ganze Strecke fort, kam dann zurück und ging ruhig an dem Hause vorüber. Wir verhielten uns alle still. Sobald nun der Hund den Fußtritt hörte, lief er zur Hausthür, die wir zugemacht hatten, wimmerte ganz besonderlich und schlug mit der Vordertatze ein paar Mal an die Thür, als wollte er sie öffnen. Nachher probirte es mein Sohn Fritz, den er für seinen eigentlichen Herrn ansieht. Da wimmerte Troll nicht, sondern blaffte laut und schlug gewaltiger gegen die Thür und oben auf den Drücker, um sie aufzumachen. Am Abend wurde das Stück noch einmal aufgeführt. Schiele hatte schrecklich

viel Bier und Branntwein getrunken und viele junge Burschen durch Kartenkunststücke, Schelmenlieder und allerlei dummes Zeug an sich zu fesseln gewußt, so daß immer ein großer Kreis um ihn war, obschon ihm eigentlich keiner traut. Hans Hansen war einer der schlimmsten von der Schaar. Ich gab ihm um halb zehn Uhr nichts mehr zu trinken, und hieß ihn nach Hause gehen. Wußte ich doch, daß der alte Hansen in Wischendorf ihm nur unter der Bedingung, daß er um halb elf Uhr zu Hause sei, die Erlaubniß gegeben hatte, und von hier bis dahin kann man kaum in dreiviertel Stunden gehen. Hans machte allerlei Widerreden; aber als er merkte, daß es doch nichts helfe, und als ihm auch mein Fritz zusprach, vernünftig zu sein, hatte er ein Einsehen und ging nach Hause. Dem Schiele sagte dabei der Krüger, mein Mann, recht derb: er solle ihm die jungen Burschen nicht verführen, mehr zu trinken, als sie vertragen könnten. Der meinte ganz protzig, das ginge ihn gar nichts an, wenn er nur Bezahlung bekäme. Darüber wies ihm der Krüger, der keinen Spaß versteht, sofort die Thür. Schiele wollte einlenken. Als aber das auf meinen Alten keinen Eindruck machte, war er so klug, zu thun, als sei alles nur Spaß gewesen und als hätte er so wie so gehn wollen. Aber den Troll, sagte er, müsse er mitnehmen, er brächte ihn am andern Tage zurück. Fritz, der keine Störung im Vergnügtsein aufkommen lassen wollte, war gleich zur Hand und sagte: Wenn der Hund mit Dir geht, kannst Du ihn behalten. Ich bekam einen ordentlichen Schreck. Aber mein Junge kannte den Troll besser. Er streichelte

ihm den großen Kopf: Du bleibst hier und gehst nicht aus dem Hause, Troll! Und nun half dem Schiele alles Locken und Schmeicheln nichts: der Hund war zärtlich zu ihm und leckte ihm die Hände, und wenn er aus der Hausthür ging, wimmerte er ordentlich und kratzte, aber sobald die Thür aufgemacht wurde, guckte er blos nach und ging nicht über den Süll. Ja, der Hund hat Menschenverstand und Menschenvernunft, das konnte dazumal Jedermann sehen."

— Aber wie war es letzte Nacht? —

„Da komme ich nun hin. Als wir vorgestern früh von dem Mordanfall auf den alten Hennig Hansen hörten, fiel mir dazumal — ich will keinen Menschen beschuldigen, da sei Gott vor — flugs Schiele ein. Der Mensch hat böse Augen, er kann keinen gerade ansehn. Es wunderte mich gar nicht, als Nachbar Hansen gestern Abend von Wischendorf zurückkam und erzählte, der Verdacht fiele auf Schiele und sie hätten schon hausgesucht, aber nichts gefunden und Schiele selbst wäre fort. Vielleicht dachte ich an die grausige Mordgeschichte, wie ich des Nachts in meinem Bette drüben in der Schlafstube lag und nicht recht schlafen konnte. — — Ich bin nemlich was engbrüstig und habe keinen gesunden Schlaf mehr; Sie hören es für gewöhnlich an meinem Husten; heute bleibt er, Gott sei Dank, recht lange aus. — Wie ich nun also nicht schlafen kann, höre ich mit einmal in der Entfernung einen Schuß. Ei, denke ich, hat der alte König schon wieder mal seinen Hof abreviert und zwischen die Sperlinge in dem Kirschgarten geschossen? Und ich

höre wie Troll von seinem Lager im Hausflur aufsteht, langsam nach der Thür geht und wieder zurück. Und es konnte keine zehn Minuten später sein, da kommen schnelle Schritte vom Dorfe her. Und im selben Augenblick springt Troll nach der Thür, wimmert akurat so wie dazumal auf dem Turnfest und, gerade als der Fußgänger bei der Hausthür vorbei kommt, schlägt der Hund mit der Tatze an die verschlossene Thür, als wollte er sie aufkratzen. Da steht der Fußgänger draußen einen Augenblick still; gewiß, dachte ich, horcht er. Und Troll wimmert wieder. Und mit einem Male läuft der Fußgänger schneller weiter, und ich will hier nicht lebendig sitzen, wenn es nicht Schiele war; denn es dauerte eine ganze Weile, bis Troll sich wieder beruhigte und irren thut sich der nicht."

Der Gensdarm hatte die Erzählung mit steigender Spannung angehört: — Und um welche Stunde in der Nacht war dies? —

„Wenige Minuten vor ein Uhr; denn der Hund hatte sich noch nicht wieder hingelegt, als die Uhr hier eins schlug."

— Sie sind ganz sicher, daß es blos e i n Fußgänger war? nicht mehrere? —

„Ei, das hört man schon; einer war es blos und die ganze nächste Stunde war draußen alles mäuschenstill und keine Menschenseele ist hier vorbeigekommen."

— Aus dem Dorfe kam der Fußgänger? —

„Er kam aus dem Dorfe und ging dann über die Brücke. Weiter konnte ich seine Schritte nicht recht hören. Es kam mir beinahe so vor, als ob er dann links ab auf

den Fußsteig ums Dorf nach dem Turnplatz zu einbog. Doch das kann täuschen. Als uns vor ein paar Stunden der Postbote das Kreisblatt brachte und darin der Steckbrief stand, war es mir ordentlich leid, daß ich nicht daran gedacht habe, bei Tagesanbruch aufzustehen, die Hausthür aufzumachen und den Troll spüren zu lassen. Da hätten wir sicher erfahren, nach welcher Richtung Schiele fortgegangen ist, — das heißt, wenn der Hund seinen alten Herrn verrathen hätte. Denn wenn er denkt, daß es ihm schaden könnte, thut er es gewiß nicht. Das Thier hat ein treues und dankbares Gemüth, und wenn Schiele auch ein noch so schlechter Kerl ist: — gegen den Hund muß er gut gehandelt haben."

Der Gensdarm schüttelte den Kopf und sagte mit dem Tone großer geistiger Ueberlegenheit: — Nein, Frau Wirthin, was zu viel ist, ist zu viel: Es kann sein, daß der Hund den Schiele anders begrüßt, als alle andere Menschen, aber richtiger Verlaß ist nicht darauf. Wenn Sie aber gar meinen, der Hund könnte heucheln und mit Absicht und nach Grundsätzen so thun, als ob er seinen früheren Herrn nicht kennt, — — das ist doch zu arg! Grundsätze hat kein Hund, Grundsätze kann blos der Mensch haben, denn warum? weil er allein nach Gottes Ebenbild geschaffen ist. Die Grundsätze hat der dümmste Rekrut vor dem klügsten Pferde voraus! —

Die Krügerfrau war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen: „Ja, das hab' ich früher auch gedacht, aber wir müssen immer zulernen, dazu sind wir in der Welt. Dieser Troll hat mir meine frühere Meinung zu Schan-

den gemacht. Sehen Sie, ich habe meine festen Grundsätze, davor bin ich bekannt; und Sie, Herr Gensdarm, werden sie auch haben, denn was ein richtiger Gensdarm sein will, muß das von wegen seinem Amte, — aber Troll steht uns zwei beiden darin nicht nach; kann sein, daß er uns darin über ist."

Der Herr Gensdarm wollte auf diesen unziemlichen Vergleich etwas Hastiges erwidern; da hob die Wanduhr zum Zwölfschlagen aus und: „Kuckuk!" rief es zwölfmal hinter einander. Er fuhr zusammen und machte ein grimmiges Gesicht:

— Zum Donnerwetter, was haben Sie da für eine verdammte Uhr; die kann Einen ja ordentlich erschrecken mit ihrem dummen Kuckuk-Gerufe. Aber wo bleibt Ihr Mann? —

„Ja, ich wundere mich auch; da muß was passirt sein, sonst wäre er schon hier. Ja, es muß was passirt sein, und wenn's auch blos ein Fuder Heu ist, was in die Scheune gekommen ist. Wollen Sie ihn nicht vielleicht selber aufsuchen? Es geht aus unserem Kruggarten durch die Hinterpforte gleich in die Hofworthe. Ich will Ihnen den Weg zeigen. Troll wird während dem hier schon aufpassen."

Der Gensdarm war einverstanden. Sie gingen über den Hof in einen hübschen, mit vielen Lauben und schattigen Plätzen versehenen parkähnlichen Garten. Die Krügersfrau ging bis zur Hinterpforte mit und zeigte ihm den durch das Gehölz zu Ende der Worthe sich schlän-

gelnden Pfad: „Bringen Sie mir aber den Krüger bald her — und wenn Sie dann Mittag bei mir vorlieb nehmen wollen, was die Kelle giebt.“ — —

— Das nehme ich mit Dank an! —

„Na Adje so lange!“

Zweites Kapitel.

Krüger Schulz und sein Sohn Peter melden von dem Schlüssel, der im Heu gefunden ist. Ob es hier zu Lande noch Gespenster giebt? Leiden eines streberischen Familienvaters.

Gensdarm Greiff ging dem Fußpfad nach, der nach kaum dreißig Schritten zunächst in den Küchengarten, dann in einen kleinen sorgfältig gehaltenen Blumengarten und durch diesen mit seinen durch Buchsbaum eingefaßten Rabatten zur eigentlichen Hofstelle führte.

Der Krüger Schulz besaß einen der acht alten Bauerhöfe von Siedenmorsleben als ererbtes Familiengut. Die Krugwirthschaft hatte er erst angelegt, als mit der neuen Dorfeinfahrt eine Straße durch Siedenmorsleben gelegt wurde. Damals kaufte er seinem Nachbar König, dessen Haus gerade abgebrannt war, die ganze Hofstelle ab, gab den Weg unentgeltlich her und baute den Gasthof an der neuen Straße. Seine ganze Ackerwirthschaft von seinem ererbten Hofe fortzulegen, konnte er sich nicht entschließen. Vermuthlich wollte er sich auch die Möglichkeit

offen lassen, später einmal die Ackerwirthschaft an den einen und die Gastwirthschaft an den andern Sohn zu überlassen, oder letztere bei der Hofübergabe für sich zurückzubehalten.

Der Gensdarm kam durch das Gartenpförtchen in den Hofraum, auf welchem eines jener hochgiebeligen, Scheuer, Stallung und Wohnung vereinigenden Bauerhäuser steht. Ein Kettenhund erhob ein wüthendes Gebell. „Still, Hofmann, still!“ rief ihm eine Stimme zu, deren männlichen Eigenthümer der Gensdarm nicht eher sehen konnte, als bis er neben der Längsseite des Hauses vorbeigegangen war, und nach der vorderen Giebelseite umbog.

Ein Fuder Heu war so eben in den weiten Hausthorweg auf die Diele gefahren, welche die Mitte des nach der Straße zugekehrten Theiles des Hauses einnimmt. Vor dem Hause aber standen zwei Männer. Der ältere war der Krüger Schulz, der jüngere sein ältester Sohn Peter. Der Krüger Schulz war ein starker, breitschultriger, etwas stiernackiger Mann mit dichtem grau gesprenkeltem Buschhaar und verdrießlichem mürrischem Gesichtsausdruck. Sein bald dreißigjähriger Sohn Peter war ihm in Statur und Haltung und auch im Gesicht außerordentlich ähnlich. Weniger Geist, als Redlichkeit, Bravheit, las man auf Beider Gesicht. Auf dem des Sohnes zeigte sich außerdem der Ausdruck einer großen Gutmüthigkeit, welchen man in dem Gesichte des Alten vermißte. Vielleicht hatte dieser vor 30 Jahren ebenso ausgesehen.

Der Alte war augenscheinlich angenehm überrascht,

den Gensdarmen zu sehen, obschon ihm derselbe noch nicht persönlich bekannt war. Krüger Schulz war selbst ein Stück Beamtenthum, denn er verwaltete seit einem halben Jahre das Schulzenamt in Siedenmorsleben und besaß einen ebenso großen Amtseifer, wie Amtsstolz.

Nach den ersten Begrüßungen gelangte das Gespräch sofort auf die Wischendorfer Mordgeschichte: „Sie kommen uns wie gerufen, Herr Gensdarm," sagte der Krüger; „mein Sohn Peter hier erzählt was Merkwürdiges, was vielleicht mit der Mordgeschichte zusammenhängen könnte. Hat Ihnen meine Frau nicht erzählt, daß sie die Nacht Einen hat vorbeigehen hören, den sie für den Handelsmann Schiele hält?"

— Ja, aber ich weiß nicht, ob ich mich auf den Hund verlassen darf; ein richtiger Beweis in Kriminalsachen ist ein Hund nicht. —

„Kann sein, kann auch nicht sein! Ich bin auch nicht so sehr für Hunde als Zeugen. Aber in meinem Heu auf der Wiese hat diese Nacht Einer geschlafen, der hat dieses da verloren."

Und dabei reichte er dem Gensdarmen einen großen, altmodischen Schlüssel hin, wie er zu alten Laden oder Koffern gebräuchlich ist.

Gensdarm Greiff betrachtete den Schlüssel sorgfältig und erklärte dann: — Wäre möglich, daß es der Schlüssel zu des alten Hansen Lade wäre. Fehlen thut er. Nun muß ich aber ganz genau wissen, wo der Schlüssel gefunden ist. —

Das war freilich bald erzählt. Kaum einen Büchsen=

schuß von dem Dorfe und unweit des Weges nach Wischendorf liegt die Wiese des Krügers, von der heute das Heu eingefahren wurde. Am Rande derselben unter einem Busch bemerkten schon frühmorgens die zum Heumachen hinausgekommenen Leute, daß sich dort Jemand in der Nacht zuvor von Heu eine Lagerstätte zusammengetragen hatte. Auch hatte er dieselbe recht fest zusammengelegen. Beim Fortschaffen dieses Heues war der Schlüssel gefunden worden. Dies war Alles, was Peter über den Fund mitzutheilen wußte. Mehr, meinte er, würde über den Menschen, der den Schlüssel verloren habe, wohl Niemand wissen, es sei denn der alte König auf dem Königshof. Dieser wolle um Mitternacht, unweit jener Lagerstätte, in der Richtung nach den Heidensteinen zu, mit Vogeldunst auf eine gespensterartige weiße Gestalt geschossen haben. „„Aber,““ fügte Peter hinzu, „„dem alten König ist nicht zu trauen. Der treibt mit Allem seinen Spaß und möchte gern, daß die Leute an den Spuk bei den Heidensteinen glaubten, damit ihm bei Nacht Keiner in seine Kirschen geht.““

Gensdarm Greiff schüttelte zu diesen neuen Enthüllungen den Kopf. Dann verzog er sein Gesicht zu einem spöttischen Schmunzeln, und fragte den Alten: — Was? glauben denn hier die Leute noch an Gespenster? —

„So recht nicht mehr, Herr Gensdarm, außer was manche Frauensleute sind, die sind sich allerwegens gleich. Ich sage aber immer: So was kommt von so was. Wenn wir bei der Separation die Heidensteine abgebrochen und

verkauft hätten, und wenn unser Herr Pastor, der sonst ein recht frommer Mann ist und dem ich gar nicht zu nah treten will, nicht so viel vom Teufel predigte, so wären die Frauensleute bei uns schon verständiger. Denn außer bei den Heidensteinen weiß in Dorf und Feldmark Siedenmorsleben keine Menschenseele was von Spuk. Bei den Heidensteinen hat es aber seinen natürlichen Grund. Bei den Heidensteinen ist vor alten Zeiten die Hexenbrandstätte für das Wischendorfer Patrimonialgericht gewesen, und darum haben sich die Frauensleute davor gefürchtet. Denn es konnte, wie ich mir habe erzählen lassen, in den abergläubischen Zeiten keine was davor, wenn sie als Hexe angesehen und verbrannt wurde. Und davon ist der Ursprung, daß noch damals, als ich ein Junge war, kein Mensch aus der ganzen Gegend in der Dunkelheit bei den Heidensteinen vorbeigehen mochte. Seit der Separation ist es anders geworden. Da hat mein damaliger Nachbar hier nebenan, wo jetzt mein Wirthshaus steht, König heißt er, seine Hofstelle ins Feld gebaut, sie nennen es aus Spaß den Königshof, und um dieselbe Zeit kam der neue Weg nach Wischendorf mitten durch die kleinen Gemeindetannen, gerade bei den Heidensteinen vorbei. Wir wollten dazumal die Heidensteine verkaufen, — es stecken ein ganz Theil Schachtruthen darin, — und dann wären wir gewiß den Spuk ganz los gewesen. Aber was der alte Herr Landrath war, der hat es gehindert, weil er so sehr für das Alterthum war. Er hatte da schon vordem mit dem Professor vom Gymnasium in Salzwedel nach alten Töpfen und Knochen gegraben und

auch welche gefunden. Der gnädigste Herr Landrath wollte nicht, daß wir das Hünengrab, wie sie es nennen, zerstören sollten. Da hat er es denn bewirkt, daß der Alterthumsverein der Gemeinde den Fleck mitsammt den Steinen abgekauft hat, und nun führt die Straße nach Wischendorf dicht vorbei und ebenso auch der Seitenweg nach dem Königshof. Auf der andern Seite aber sind die Tannen abgeholzt. Sie sind ja auch vorbeigekommen, Herr Gensdarm?"

— Ja wohl, vor einer Stunde erst, denn ich komme von Wischendorf. —

„Seitdem die Steine freiliegen und dicht am Weg, wo Jeder, er mag sich graulen oder nicht, Nachts vorbei muß, ist's mit dem Graulen davor so ziemlich vorbei. Blos im letzten Jahr wollen die Leute manchmal Abends spät eine weiße Frauensgestalt da haben sitzen sehen, die hat geseufzt und gestöhnt, daß keiner davor Stand halten wollte. Aber ich habe meine eigenen Gedanken, wer das wol gewesen sein könnte. Denn von Nichts kommt Nichts, und Gespenster giebt es hier zu Lande nicht!"

Der Gensdarm hatte Neigung, weiter nach der gespenstigen Frauensperson zu forschen, aber der Krüger brach ab: „Das erzähle ich Ihnen ein andermal. Jetzt kommen Sie mit in den Krug! Sie werden doch bei mir zu Mittag vorlieb nehmen?"

Im Krug speisten sie natürlich nicht im allgemeinen Gastzimmer, sondern in der kleinen Familienhinterstube. Dem Gensdarmen mundete es trefflich, Frau Schulz verstand zu kochen. Bei Tische kam man endlich auch von

der Mordgeschichte ab; aber man gelangte zu Gesprächsgegenständen, welchen der Gensdarm anfänglich beharrlich aus dem Wege zu gehen versuchte, vielleicht in der menschenfreundlichen Absicht, seinem Wirth den Appetit nicht zu verderben. Derselbe beklagte sich darüber, daß er das Schulzenamt nun schon geraume Zeit verwalte, dennoch aber die Ernennung zum Schulzen nicht erhalte. Der alte Herr Landrath sei darüber hingestorben, bevor die seit Erledigung des Schulzenamtes angeregten Erörterungen über die Verpflichtung des alten Lehnschulzenhofes, den Schulzen zu gestellen, endgiltig zum Austrag gekommen seien. Das vom neuen Herrn Landrath zuerst angeregte Bedenken, ein Gastwirth oder Krüger könne nicht wohl Schulze sein, treffe doch auf ihn nicht zu; sei er doch in der Hauptsache Bauergutsbesitzer und nur so nebenbei noch Gastwirth. Auch wären ringsum nicht wenige Krüger zugleich Ortsschulzen.

Die Krügersfrau, welche zugegen war, gab zu dieser Darstellung ihres Gatten in ihrer offenen und fast respektswidrigen Weise ihren Senf zu: „Ja, sie wollen Dir auf dem Landrathsamte nicht wohl. Du mußt einen Feind haben, der dort was gilt und gegen Dich wirkt. Der Herr Gensdarm wird's schon wissen, der darf's nur nicht nachsagen."

Aber der Gensdarm wich aus. Erst nach Tische, als Peter längst wieder auf der Wiese war und seine Mutter das Zimmer verlassen hatte, während Jener sich das so und so vielte Seidel des vorzüglichen Bairischen Bieres schmecken ließ, rückte er mit der Sprache heraus.

Die Ernennung werde, soviel er wisse, nur hinausgeschoben, bis die demnächst stattfindenden Wahlen zum Abgeordnetenhause und zum Norddeutschen Reichstage vorbei wären. Der Herr Landrath habe nun einmal die Absicht, alle erledigten Stellen bis dahin noch nicht fest zu besetzen; die Beamten sollten bei diesen schwierigen Geschäften zeigen, ob sie wirklich ihrem Amte gewachsen seien.

— Sehen Sie, Herr Schulz, — schloß der kluge Herr Gensdarm und blinkte und nickte seinem Wirthe verständnißinnig zu, — da haben Sie es ganz und gar in Ihrer Gewalt, die Bestallung zum Ortsschulzen zu bekommen. —

„Verstehe schon, verstehe schon und Mancher im Kreise wird da durchfallen. Mancher möchte gern Schulze werden und stimmt doch bei den Wahlen gegen Seiner Majestät Regierung für den Fortschritt. Aber die werden sich schneiden; so was kommt von so was. Aber ich war, so lange ich lebe, königstreu und konservativ; ich habe immer mit der Regierung gestimmt; das wissen sie auf dem Landrathsamte recht gut."

— I, das weiß ich auch; aber mit dem Stimmen allein ist es nicht gethan, auf eine Stimme kommt es nicht an. Daß das ganze Dorf mit Ihnen königstreu stimmt, das ist die Hauptsache! — Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist; was nützt dem gnädigsten Herrn Landrath ein konservativer Schulze, wenn das ganze Dorf demokratisch stimmt! —

Der Krüger machte ein sehr langes Gesicht. Ganz

kleinlaut fing er an: „Das kann der gnädigste Herr Landrath nicht verlangen, daß einer so was durchsetzen soll, so lange er nicht mal ordentlicher Schulze ist, sondern blos als Schöppe das Schulzenamt verwaltet. Da ist zum Ersten der frühere Schulze Daries, der wählt, weil er mit dem Landrathsamt in Unfrieden auseinandergekommen ist, ganz gewiß für den Fortschritt und gegen den Herrn Landrath.“ —

— Den nehmen wir aus. Aber Sie fangen am hintersten Ende an; beginnen Sie doch mal vorneweg, also mit Ihrem eigenen Hause. Was ist denn zum Ersten mit dem Turnverein, wo neulich das mit der Tanzmusik vorgekommen ist, von wegen deren Sie sich haben bei uns entschuldigen müssen? Da lesen ja die jungen Burschen schlechte Zeitungen und noch schlechtere Wochenblätter und Ihr zweiter Sohn Fritz soll ja Mitvorstand, und, was man so nennt, die Seele von dem Ganzen sein! —

Der Gensdarm hatte den wunden Fleck in den ehrgeizigen Träumen und Plänen des Krügers getroffen. Warlich, es ist kein Scherz, sondern wirkliche Wahrheit: seitdem dieser durch und durch nüchterne, bedächtige und vordem allem öffentlichen Leben abgeneigte Landmann zur zeitweiligen Verwaltung des Schulzenamtes berufen war und dabei bemerkt hatte, wie er wegen dieses Ehrenpostens von Anderen bevorzugt und noch mehr beneidet wurde, und wie er schließlich viele andere Ortsschulzen, mit denen er in amtlichen Verkehr gekommen war, an Einsicht, Umsicht und Kenntnissen übertraf, seitdem war

in ihn nach und nach ein stetig wachsendes ehrgeiziges Streben hineingefahren, welches schließlich einen nicht geringen Theil seines Dichtens und Trachtens ausfüllte. Vom Ortsschulzenamt dachte er schon an das Kreisschulzenamt; und wenn er erst zum Kreisschulzen, zum Vertreter der ländlichen Gemeinden auf dem Kreistage, würde befördert sein, so tauchte als endliches fernstes Ziel seiner Träume die Abgeordnetenschaft zum Kommunallandtage auf. Da nun der alte Streber zu jenen Ehrenämtern lediglich durch die Gunst der Behörden zu gelangen und diese sich durch prompte Ausführung der Befehle derselben und sorgfältige Erfüllung seiner sonstigen Obliegenheiten zu verschaffen hoffte, so erregte das fast polizeiwidrige Treiben seines zweiten Sohnes Fritz in ihm tiefen Mißmuth.

Er klagte nun auch dem Gensdarmen ganz offen sein Leid über den ungerathenen Sprößling. Als selbiger vom Militärdienst nach Hause zurückgekehrt war und zunächst mit einigen gedienten Freunden das Turnen anfing, gerade so, wie es ihm beim Militär gelehrt war, da hatte sein Vater keine Ahnung, daß dieses Unterfangen später mißliebig werden könnte; der Turnverein erschien ihm als ein lobenswerthes patriotisches Unternehmen, und auch der alte Herr Landrath mußte es nicht viel anders auffassen, denn er sprach sich beifällig darüber aus. Die Zweifel kamen dem Alten erst, als der Herr Pastor keinem seiner Lehrer gestatten wollte, an dem Turnverein theilzunehmen oder gar Turnlehrer darin zu spielen. Zur Zeit, meinte er nun, wäre wohl der Fortbestand des

Turnvereins nicht mehr zu hintertreiben; aber wenn nur der Fritze aus diesem verderblichen Treiben herauszubringen wäre!

Der Gensdarm Greiff schätzte die väterlichen Sorgen des Krügers gering:

— Ei, ei, muß der Sohn nicht gehorchen, wenn der Vater befiehlt? Da sollte ein Donnerwetter dreinschlagen, wenn das mein Junge wäre! —

Drittes Kapitel.

Fritz Schulz der Siebente findet in dem Herrn Gensdarmen Greiff seinen Unteroffizier und zieht sich dessentwegen den Zorn seines Vaters zu. Des Herrn Gensdarmen Heimweg von Wischendorf nach Siedenmorsleben. Leibhaftige Spukgestalten, die sich vor Gensdarmen und Pistolen nicht fürchten.

Um diese Zeit bekam das trauliche Gespräch, welches die beiden Männer in der Familienstube führten, einen heimlichen Zeugen. Das nach dem Hofe gehende Fenster, dem sie den Rücken zukehrten, stand offen. Sie bemerkten daher nicht, daß plötzlich im Fenster ein Kopf erschien, — der durch eine schirmlose Soldatenmütze bedeckte Kopf eines schmucken jungen Mannes. Ein zierlicher dunkelbrauner Schnurrbart, kurzgehaltene krause Haare von derselben Farbe und ein paar lebendige dunkle Augen gaben dem Gesichte einen in diesem Gau der schlichten blonden Haare und hellblauen Augen fremdartigen, aber keineswegs unangenehmen Ausdruck. Eine gewisse Ueberraschung prägte sich auf den Gesichtszügen des jungen Mannes aus, als er die Gensdarmen-Uniform erblickte.

Er zog den Kopf vorsichtig zurück, ohne darauf zu verzichten, die weitere Entwickelung des Gesprächs mit anzuhören.

Der Krüger war zu verständig, als daß er an seinen, nach den neuen Gesetzen bereits majorennen Sohn das Verlangen stellen mochte, ihm in Allem blindlings zu gehorchen. Er meinte deshalb ganz schüchtern: „So was geht nicht, Herr Gensdarm; mein Sohn hat doch auch seine Ehr' und Reputation zu wahren, dieweil er schon Soldat gewesen ist. Er kann nicht morgen mit einem Ruck umgekehrt thun, wie er seit Jahr und Tag gethan hat, — blos von wegen meiner, weil ich eine andere Meinung von der Sache kriegte. Sagen Sie mal, darf denn unser gnädigster Herr Landrath nicht eine schriftliche Ordre wider den Turnverein erlassen?"

— Dürfen? — Dürfen thun wir Alles; wofür sind wir denn das königliche Landrathsamt? Aber so viele Umstände wird der gnädigste Herr Landrath nicht um den Siedenmorsleber Turnverein machen wollen. Zum wenigsten — —

Weiter kam der Gensdarm in diesem Satze nicht. Die Uhr in der Gaststube hub an und schlug zwei: Kuckuk! Kuckuk! Und darob erschrak Jener beinahe ebenso sehr, wie das erste Mal, zwei Stunden zuvor.

— Das verdammte Kuckuk=Rufen! Da bekommt man ja einen ordentlichen Schreck, wenn man's nicht gewohnt ist! —

Draußen vor dem Fenster erschallte aber plötzlich ein halb unterdrücktes Lachen. Der Mann, von dem es herrührte, entfernte sich sodann mit schnellem Schritte.

— Na nu! Was ist denn das, Herr Krüger! Hat hier Einer gehorcht? —

„Ja, Herr Gensdarm, wenn man vom Wolf redet, ist er nicht weit. Die Sache kenne ich genau. Fritze muß es gewesen sein; aber mit Absicht gehorcht hat er gewiß nicht; das ist nicht seine Mode.“

Und es dauerte keine Minute, da trat mit festem Tritt Fritz Schulz selbst in das Hinterstübchen. Ein schlanker junger Mann mit militärischer Haltung und großer Sicherheit im Benehmen. Er sagte freundlich: „„Guten Tag!““ und begann sofort in gemüthlichster Weise: „„Nehmen Sie es nicht übel; ich sah vorhin in's Fenster und ahnte nicht, daß ein Fremder hier sei. — Unserm Turnverein wollen Sie zu Leibe, Herr Gensdarm?““

Aber bevor dieser antwortete, faßte Fritz ihn schärfer ins Auge und ein überaus lustiges Lächeln zog ihm wie der lichteste Sonnenschein über das hübsche Gesicht: „„Alle Wetter noch mal; das ist ja der Herr Unteroffizier Greiff! Kennen Sie denn Fritz Schulz nicht mehr? Fritz Schulz den Siebenten — den bösen Siebenten? Ei, sei'n Sie uns schön willkommen in Siedenmorsleben!““ Und dazu streckte er ihm ganz herzlich die Hand entgegen.

Der Herr Gensdarm schien nicht allzu erbaut von diesem Wiedersehn zu sein. Eine nicht zu verkennende Verlegenheit prägte sich auf seinem Gesichte aus. Indessen machte er gute Miene zum bösen Spiele. Freilich

sah er den Krüger und dessen inzwischen ebenfalls hereingekommene Frau etwas mißtrauisch an, gewissermaßen forschend, ob er als der frühere Unteroffizier ihres Sohnes bei ihnen nicht um einige Grade im Respekt gesunken sei. Allein der Bösewicht Fritz mit seinen klugen Augen hatte es richtig bemerkt:

„„Ja, ja, Herr Gensdarm, Sie sind hier ein alter Bekannter, ich habe oft genug von meinem Herrn Unteroffizier Greiff erzählt. — Aber seien Sie unbesorgt, ich habe Ihnen nichts Schlechtes nachgeredet, lauter nette Geschichten, nicht wahr Mutter?““

Mutter machte ein ganz hell heiteres Gesicht und nun sah man erst, welche Aehnlichkeit zwischen dieser kranken bleichen Frau und ihrem in Kerngesundheit und Lebensfrische strahlenden Sohne bestand: „Ja, Herr Gensdarm, jetzt kenne ich Sie schon besser als vorhin. Schlimm waren die Geschichten nicht, die er von Ihnen erzählt hat, dahingegen etliche recht spaßhaft. Nein warlich, schlimm waren sie nicht. Was ihm Schlimmes passirt, damit rückt unser Fritze niemals heraus, das behält er immer für sich!“

Blos Vater Schulz sah zu dem allen nicht so vergnüglich drein, wie die andern. Die Geschichten von dem Unteroffizier Greiff hatte er, wenn er sie überhaupt gekannt hatte, schon längst vergessen. Was kümmerte er sich um die Schnurrpfeifereien seines Zweiten. Dagegen erschien ihm sofort fraglich, ob das frühere Verhältniß zwischen dem Gensdarmen und seinem Sohne jetzt dem

guten Vernehmen zwischen ihm und dem Landrathsamt förderlich sein werde.

Sein Sohn ging inzwischen ohne Umschweife gerade auf die Hauptsache los: „„Nun sagen Sie mir aber mal, Herr Gensdarm Greiff, was haben Sie denn gegen unsern Turnverein, was wollen Sie denn mit ihm anstellen?“ “

Der Gensdarm hatte jedenfalls Lust, einer Antwort auszuweichen. Allein es half ihm nichts; die Fragen wurden nochmals so gestellt, daß er mit der Sprache heraus mußte: — Was der gnädigste Herr Landrath mit dem Turnverein vorzunehmen beabsichtigt, kann ich just nicht wissen. Aber da uns zu Ohren gekommen ist, daß der Verein demokratische Schandblätter verbreitet, so habe ich Auftrag, die Vereinsstatuten einzufordern. Denn dieses ist wider das Gesetz, daß so ein Verein bestehen kann, ohne daß seine Vereinsstatuten auf das Landrathsamt gebracht und allda genehmigt sind.

„„Ach der tausend! — so läuft der Hase? — Wenn Ihnen das der Herr Landrath oder der Herr Kreissekretär gesagt hat, Herr Gensdarm Greiff, so bestellen Sie den Herren nur, sie möchten doch die Güte haben, uns erst einmal das Gesetz zu sagen, worin dieses geschrieben steht. Der Verein braucht keine polizeiliche Bestätigung; das wissen wir ganz genau!““

— Wirklich? ganz genau? — na, denn müssen Sie es besser verstehn, Herr Schulz, als das Königliche Landrathsamt und der gnädigste Herr Landrath! — entgegnete hochmüthig die Nase rümpfend der Gensdarm Greiff.

„„Ja, wir wissen es ganz genau; denn wir haben uns, als wir den Verein stifteten, sorgfältig nach den Gesetzen erkundigt. Und, Sie können es mir glauben, Herr Greiff, ich habe nicht die geringste Lust mich mit Ihnen und den Behörden in Ungelegenheiten zu setzen, — aber das eine sage ich Ihnen in aller alten Freundschaft“ “ und dabei hörte man ihm eine ernste Erregung an, obschon die Stimme fast zum Flüsterton herabsank — „„reden Sie — meinem guten Vater nichts ein und bringen Sie keinen Unfrieden in unser Haus. Sonst müßte ich Ihnen zeigen, daß Fritz Schulz als freier Mann sich noch ganz anders gegen Unrecht zu wehren versteht, wie vordem Ihr Untergebener Fritz Schulz der Siebente bei der Kompagnie!“ “

Bevor der Gensdarm, wenn er es überhaupt Willens war, darauf etwas erwidern konnte, sprang der alte Schulz mit einer dem schwerfälligen Manne kaum zuzutrauenden Schnellkraft in die Höhe. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, so gewaltig, als wollte er die Platte mitten von einander schlagen: „Was soll das, Mosje Niedlich? soll das etwa gar eine Drohung gegen den Herrn Gensdarmen sein? — Mischt Er sich in meine Angelegenheiten? — Hören Sie nicht auf den Grünschnabel, Herr Gensdarm, den werden wir uns kürzer halten müssen!“ — Das Blut war dem Alten zu Kopf gestiegen; man sah ihm an, er war, wenn er gereizt wurde, ein schwer jähzorniger Mensch.

Seine Frau war, wie unwillkürlich, vor den Sohn getreten. Sah es doch aus, als wolle der Alte sich auf

diesen losstürzen und wer weiß, ob er es nicht versucht hätte, wenn sich nicht der breite Tisch zwischen ihnen befand: „Vater, — Vater, besinne Dich! erhitze Dich doch nicht unnütz. Er hat es ja gar nicht so gemeint! — Nicht wahr, mein lieber Sohn?“

Der Bösewicht Fritz, dem der Zornausbruch des Vaters augenscheinlich unerwartet kam, vermochte dem bittenden Blick der geliebten Mutter nicht zu widerstehen. „„Vergieb, Vater,““ sagte er mit einigem Stocken, „„ich wollte Dich nicht reizen! — — Adje! ich muß zur Wiese zurück.““

Der Herr Gensdarm Greiff hatte sich bei dieser Familienscene anerkennenswerth ruhig verhalten. Der Frau Schulze schien es nun gerathen, die beiden Männer fernerhin allein zu lassen. Sie blieben noch ein Stündchen zusammen. Von dem, was sie miteinander verhandelten, brauchen wir nur wenig zu verrathen. Sie kamen späterhin auf die Mordgeschichte zurück. Der Gensdarm zog über die in Siedenmorsleben wohnenden Verwandten des alten Hansen in Wischendorf nähere Erkundigungen ein; er beabsichtigte sie noch heute zu besuchen. Sodann wollte er wieder nach Wischendorf gehen, um zu ermitteln, ob der im Heu gefundene Schlüssel zu des alten Hansen Lade passe. Wenn dies der Fall sei, habe er noch mehr Nachforschungen anzustellen, dann aber zum Rapport nach der Kreisstadt zurückzukehren. Werde es ihm zu spät, wolle er am Abend nur bis Siedenmorsleben gehn und hier im Kruge übernachten, um in der Morgenfrische

weiter zu marschiren und dem Herrn Landrath beim Morgenkaffee Bericht zu erstatten.

Wir jedoch wollen den Herrn Gensdarm Greiff nicht auf allen seinen Wegen begleiten, nur seinen Heimweg müssen wir darstellen. Der Schlüssel war, wie vermuthet, der vermißte. Es gab dabei noch andere unerwartete Entdeckungen, die auf die Mordgeschichte ein ganz neues Licht werfen konnten. Recht befriedigt machte sich der Gensdarm erst nach neun Uhr Abends auf den Weg von Wischendorf nach Siedenmorsleben. Er ließ sich seine gute Laune nicht dadurch stören, daß das junge Volk von Wischendorf auf der Dorfstraße ein Lied nach dem andern sang, als ob kein Gensdarm in der Welt existire. Kannte er doch bereits durch achttägigen Aufenthalt in diesem Kreise Sitte und Brauch. Allabendlich von Ostern bis zur Ernte treiben sich die jungen Mädchen und die jungen Burschen „in der Koppel“ auf der Straße umher, bis zur Schlafenszeit, — die Burschen, wenn es ein schöner Abend ist, noch darüber hinaus, — alle singen mit solchem Eifer, als sei es eine nothwendige Arbeit. Und kein Mensch findet darin etwas Unrechtes oder gar Polizeiwidriges. Im Winter aber sorgen die Mütter und Großmütter in den Spinnstuben dafür, daß nicht alle die alten Lieder durch neumodische verdrängt werden.

Heute Abend sangen die Wischendorfer Koppeln lauter lustige Lieder. Eigentlich ärgerte dies den Herrn Gensdarmen. War er gleich nicht empfindsamer Natur, so ging ihm doch in seinem großen Amtseifer nichts als Mord und Todtschlag und andere Grausigkeiten durch

den Kopf, und da unterfingen sich die Leute in demselbigen Dorfe, wo erst drei Tage zuvor ein todeswürdiges Verbrechen versucht war, seine ernsten Gedanken durch lustige Lieder zu stören?

Er ging schnell vorwärts. Immer weiter entfernte er sich von den Singenden. Bald waren die Töne gänzlich verhallt und die tiefste Stille herrschte ringsumher. Der Abend war mild und schön, der Himmel wolkenleer, kein Lüftchen regte sich.

Es ging sich herrlich in der stillen Nacht für den einsamen Wandersmann. Bald war der Weg nach Siebenmorsleben zu drei Viertel zurückgelegt. Schon hörte der Gensdarm vor sich im Grunde ein Hundegebell; es mußte im Dorfe sein. Etwas links vom Wege sah er ein Licht durch die Bäume schimmern. Das war der Königshof. Unweit davon lag die Wiese, wo der Schlüssel verloren und gefunden war. Wer mochte der Verlierer sein? —

Jetzt erhob sich dicht am Wege vor ihm ein niedriger Hügel. Es waren die kleinen Gemeindetannen, in denen das Hünengrab lag, welches die Leute die Heidensteine benannten. Da sollte es spuken.

Gensdarm Greiff war nicht furchtsam; aber doch durchschauerte es ihn, als er plötzlich in stiller Nacht aus nächster Nähe ein Geräusch vernahm, gleich einem jammervollen Stöhnen. Und richtig, wie er aufblickte, keine zwanzig Schritte vor ihm, lagen die Heidensteine und eine weiße Gestalt saß hoch darauf. Eine Frauens-

person mußte es sein und sie rührte sich nicht, aber das Stöhnen kam von ihr.

Gensdarm Greiff war ein muthiger Mann. Aber er blieb stehn und überlegte, und er hörte laut und vernehmlich sein Herz pochen. In fliegender Hast überlegte er, was zu thun sei. An Gespenster glaubte er nicht. Aber was wollte diese Erscheinung? — War es ein wirkliches, leibhaftiges Frauenzimmer, das aus irgend einem absonderlichen Grunde sich auf den Heidensteinen niedergelassen? — Oder erlaubte sich Jemand einen schlechten Spaß? Vielleicht hatte sich ein junger Bursch in ein Frauenzimmer verkleidet, — oder sie hatten eine menschenähnliche Gestalt dort hingestellt, um die Leute grausen zu machen, und in der Nähe lauerten, durch die Kiefern gedeckt, die Bösewichter und besorgten das Stöhnen. — Gewiß war es das, gewiß war der Schwerenothsbengel, Fritz Schulz der Siebente dabei; der wußte, daß er des Weges daher kam, und wollte ihn vexiren!

Aber wie sich benehmen, ohne ausgelacht zu werden? Hätte er nur ein Gewehr bei sich, um es über den Kopf der Gestalt abzuschießen. Sollte er mit dem Säbel darauf losstürzen? Dann wäre das verkleidete Frauenzimmer in die Kiefern gesprungen und er konnte nicht nachlaufen, weil er auf diesem Terrain nicht Bescheid wußte.

Plötzlich fiel ihm etwas besonders Gescheidtes ein. Er trat noch ein paar Schritte näher, wo der Weg links nach dem Königshof abging, langte aus der Tasche den verhängnißvollen im Heu gefundenen Schlüssel heraus

und hielt ihn vor sich, als sei es ein Terzerol oder ein Revolver

— Halt! — Wer da! — — Antwort, oder ich schieße! —

Die Stimme des Gensdarmen klang in der tiefen Stille der Nacht ebenfalls gespenstisch. Die Drohung half nichts, gar nichts. Die Gestalt bewegte sich, wendete sich nach dem Rufer hin, aber sie antwortete nicht und verschwand nicht.

Der Gensdarm entdeckte zu spät die Thorheit seines Verfahrens, konnte er doch seine Drohung nicht ausführen. Da hörte er in der Ferne hinter sich den Schritt eines Wanderers; sollte er diesen abwarten? Nein, das ging nicht, das sah furchtsam aus. Schnell entschlossen ging er langsam, ruhigen gleichmäßigen Schrittes den Weg entlang an den denselben überragenden Heidensteinen vorbei. Die falsche Pistole hatte er wieder eingesackt, statt dessen den Säbel gezogen. Im Vorbeigehen sah er unverwandt auf die gespenstische Erscheinung; es war und blieb ein Weib in weißem Anzuge, ein weißes Tuch um den Kopf. Sie nahm gar keine Notiz von ihm, sondern schaute, auf dem höchsten der Steine sitzend, in die Ferne.

Der Gensdarm fühlte nun doch ein Grausen durch den ganzen Körper. Aber er ging ganz langsam mit kleinen Schritten weiter. Der Wanderer hinter ihm kam offenbar näher. Etwa zwanzig Schritte weit mochte sich der Gensdarm schon von den Heidensteinen entfernt haben,

als eine sanfte klare Frauenstimme mit tieftraurigem Ausdruck zu singen begann:

Ei so soll die Einsamkeit
Meine Lust und Freude sein,
Bleibst mir nur getreu.
Bleibst mir aber nicht getreu,
So gereut es mich.

Kein Zweifel, es war das Weib auf den Heidensteinen, welches so sang. Der Gensdarm blieb bei den ersten Worten des Gesanges stehn, — auch die Schritte hinter ihm waren verhallt. Nein, das war kein Schabernack; es mußte ein armes unglückliches Weib sein, das dort saß. Oder gab es doch Geister?

Nach einigen Sekunden Pause begann der Gesang von Neuem mit demselben klagenden Ausdruck, aber in lebendigerem Zeitmaß. Es waren Verse aus einem alten Jägerliede, welches die Hornbegleitung nachahmt:

Du schwarzbraunes Mägdlein entspringe mir nicht,
Ju hederedere!
Ich habe große Hunde, die holen dich.
Von der linke tanke tinke tanke
Trederedere, tredere!

Deine großen Hunde die holen mich nicht.
Ju hederedere!
Sie kennen meine hohen Sprünge noch nicht.
Von der linke tanke tinke tanke
Trederedere, tredere!

Deine hohen Sprünge die kennen sie ja wohl;
Ju hederedere!
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst.
Von der linke tanke tinke tanke
Trederedere, tredere!

Lied und Weise kannte der Gensdarm; das Lied war in seinem Bataillon beim Marschiren gesungen worden. Die Erscheinung kam ihm nun menschlicher vor und er schwankte, ob er nicht umkehren solle. Aber bevor noch der zweite Vers ausgesungen war, — da stand wenige Schritte vor ihm am Wegesrand ein ungeheurer schwarzer Hund und knurrte ihn an. Greiff faßte den Säbel fester und schritt vorwärts. Der Hund wich aus und umkreiste ihn drohend mit weiten Sprüngen. Die Lage begann unangenehm zu werden. Da ertönte von der Richtung des Dorfes her ein leiser Pfiff, und der Hund stürzte vorwärts und verschwand.

Der Gensdarm sah sich um. Die weiße Gestalt auf den Heidensteinen war fort. Kein Schritt, kein Tritt, kein Laut war nach irgend einer Seite hin zu hören. Wieder herrschte die tiefste Stille. Hatte er alles geträumt? — Gleichmäßig langsam ging er seinen Weg fort. Er kam an das Dorf; es war noch nicht 11 Uhr. Im Dorf schien schon Alles zur Ruh zu sein. Er ging hindurch und gelangte in den Krug. Auch dort war es still. Unter dem Tisch lag der große schwarze Hund, der Troll, er rührte sich kaum, als der Gensdarm eintrat. War dies der Hund gewesen, der ihn vor zehn Minuten erschreckt hatte? — Kaum möglich. Nur

eine Magd war noch auf, sie war nicht weniger schläfrig, als der Hund.

— War der Hund nicht eben draußen? —

„Das wol nicht; der alte Faulpelz schläft schon lange unter dem Tisch.“

Nach einem Tage, reich an Erlebnissen, ging der Gensdarm zu Bett.

Viertes Kapitel.

In welchem die geneigten Leser und Leserinnen den Edelhof zu Wischendorf und seine vornehmsten Insassen, den alten Reichsfreiherrn Paridam von Uchtenhagen und seine junge Enkelin, die wilde Anntrin von Uchtenhagen kennen lernen. Der Doktor Wolgemut aus der Kreisstadt und der Wankelmuth der Männer.

Wischendorf ist kein wendisch angelegtes Bauerndorf, wie Siedenmorsleben. In Wischendorf giebt es ein Rittergut, das alte vormals etwas heruntergekommene Stammgut des Freiherrn von Uchtenhagen, daneben nur wenige Vollbauerhöfe, aber eine nicht geringe Zahl Kossathenhöfe und Häuslerstellen. Auch eine Pfarre, deren Inhaber neben der Mutterkirche zu Wischendorf mehrere Tochterkirchen, darunter die von Siedenmorsleben, zu besorgen hat.

Unsere Leser und Leserinnen haben drei lange Kapitel hindurch mit Hilfe eines Gensdarmen nichts weiter als eine Krügerfamilie, einen Hund und ein Gespenst kennen gelernt. Damit sie schnell erfahren, daß in unserer Erzählung auch vornehme Herren und feine Damen auf-

treten, wollen wir sie jetzt ohne Umschweife auf das Schloß des Freiherrn von Uchtenhagen führen.

Das Rittergut liegt an dem Siebenmorsleben entgegengesetzten Ende des Dorfes. An den dazu gehörigen Park schließt sich unmittelbar ein Laub- und Nadelholzwald. Das sogenannte Schloß ist ein äußerlich wenig merkwürdiges, massives zweistöckiges Gebäude mit sehr starken Mauern und von bedeutender Tiefe. Anfang des vorigen Jahrhunderts hat es ein Ahnherr des jetzigen Besitzers erbaut und die tausendjährige Burg ohne jeglichen Respekt für ihr Alter eingerissen. Nur den runden, nicht allzu hohen Burgthurm hat er stehen lassen; das neue Schloß ist an den Thurm gelehnt und mit ihm verbunden, so daß man von den Zimmern des Wohnhauses in jedem der beiden Stockwerke durch eine Thür in ein allerliebstes rundes Thurmzimmer gelangt. Der alte graue Thurm ist in seiner natürlichen Steinfarbe erhalten, aber ringsum mit Schlinggewächsen umzogen. Das Schloß befindet sich auf dem der Dorfstraße abgekehrten Theile des Wirthschaftshofes; Linden und Akazien stehen vor der Front. Das Ganze gewährt dem Fremden, welcher den Schloßhof zum ersten Mal betritt, einen freundlichen, behaglichen Eindruck, aber nicht das Vorgefühl, hier eine besonders vornehme oder reiche Familie zu finden.

Wir gehn in das Schloß, jedoch nicht in ein Thurmzimmer, sondern halten uns auf der andern Seite des mit Steinfliesen belegten Hausflurs. Dort liegt das Wohnzimmer des Freiherrn zu ebener Erde. Es ist ein

einfaches, gemüthliches Zimmer mit eichenen Möbeln und einer soliden Ausschmückung durch alte Kupferstiche und Hirsch- und Rehgeweihe.

Am Vormittag, etwa zu derselben Stunde, wo der Herr Gensdarm dem gnädigsten Herrn Landrath, welcher etwas spät aufstand, zum Kaffee seinen Rapport machen wollte, befanden sich in diesem Zimmer zwei sehr verschiedene Personen in traulichem Zwiegespräch. Es waren der Freiherr oder, wie er zwar nicht genannt wird, sich aber bei feierlichen Gelegenheiten schreibt, der Reichsfreiherr Paridam von Uchtenhagen und seine Enkelin Freiin Anna oder Anna Katharina von Uchtenhagen.

Der alte Reichsfreiherr konnte nicht mehr weit von den Achtzigern entfernt sein, — er war Anno 1813 schon Offizier gewesen. Dichtes graues, kurz abgeschnittenes Haar, ein schloweißer struppiger Schnurrbart und der militärisch straffe Ausdruck des Gesichtes ließen nicht auf ein so hohes Alter schließen, wohl aber die Körperhaltung. Als ob er sich einer Abnahme seiner Kräfte wohl bewußt sei, saß der Greis in einem bequemen Polsterstuhl, fest rückwärts gelehnt, die Beine ausgestreckt auf einer Fußbank. Dicht neben ihm auf einem Rohrstuhl saß ein blühendes schlankes Mädchen in einfachem leichten hellen Sommerkleide. Ein anmuthiges kluges Gesicht mit ruhigen braunen Augen; das starke kastanienbraune Haar fiel in natürlichen Locken herunter. Eins erschien auffällig an diesem kaum achtzehnjährigen Mädchen, — wie kam in dies holde Gesicht neben den weichen kindlichen Linien der Ausdruck der Entschlossenheit, der Charakter-

festigkeit? — Ein scharfer Beobachter der Menschen meinte, man sehe der jungen Dame an, daß sie die zärtliche Obhut der Mutter früh entbehrt habe und im Kreise von älteren Männern aufgewachsen sei.

Der Großvater hielt die beiden schmalen und zarten Hände der neben ihm sitzenden geliebten Enkelin in seiner linken Hand, sie mit der rechten streichelnd und klopfend:

„Ja, Anntrinchen, es ist einsam hier in Wischendorf. Mir thut die Ruhe wohl. Es war doch dem alten Körper viel zugemuthet, sich über drei Jahre in der Welt herumzutreiben ohne eigentliche Heimstätte. Um so länger möchte er nun auf der Scholle bleiben. Aber Du, mein Kind, wirst Dich schwer an die Einsamkeit gewöhnen.“

— Sag' das nicht, Großväterchen. Wie oft habe ich mich zurückgesehnt nach dem guten alten Hause, wo ich in jedem Winkel heimisch bin, — nach dem Hof mit seinen Ställen und Scheunen, nach dem Garten mit allen seinen sonnigen und schattigen Plätzen, nach Flur, Wiese und Wald, und dann nach dem kleinen Dorf mit den merkwürdig guten und zutraulichen Menschen. Glaube mir nur, ich habe in der Schweiz und in Italien an den himmlisch schönen Orten niemals meine traute Heimath vergessen. Und wäre es nach mir gegangen, wir hätten schon eher das Vagabondenleben aufgeben können! —

„Ei, ei, Kind, so wetterwendisch! Wirst den Bergen und Seen, die Dich noch vor wenigen Wochen ent-

zückten, so schnell ungetreu?" erwiderte neckend der Großvater.

— Ungetreu nicht, — niemals! Stets werde ich sie lieben. Aber — zu meiner eigenen Ueberraschung empfand ich das Gefühl, eine Heimath zu haben, erst wieder in unserer gebirgslosen Altmark. —

Das trauliche Zwiegespräch wurde durch die Meldung eines Besuchs unterbrochen. Der Doktor Wolgemut aus der Kreisstadt, ein lebendiger kleiner Mann mit gutmüthigem wohlwollenden glattrasirten runden Gesicht und mit einem behäbigen Bäuchlein, wurde freundlich, man möchte fast sagen herzlich, von Großvater und Enkelin begrüßt.

„„Darf ich denn so früh schon vorsprechen, Herr Baron?""

„Gewiß, lieber Doktor! Sie nennen es früh? Anntrin und ich haben schon vor zwei Stunden den Kaffee getrunken. Denken Sie denn, ich sei meinem alten Grundsatz untreu geworden, daß der Landmann früh aufstehen und früh schlafen gehen muß? Ich halte fest in dieser traurigen Zeit der Unbeständigkeit und des Wankelmuths!"

Auf diese Worte hob der kleine Doktor beide Hände abwehrend in die Höhe, als sei er auf das Aeußerste erschreckt worden: „„Um Gotteswillen, Herr Baron, mein hochverehrtester Herr Gönner — eine kleine Bitte gestatten Sie mir vielleicht: Alle Tage stehe ich zur Disposition, aber heute Morgen keine Politik! Mir schwirrt der Kopf noch von Allem, was ich gestern Abend über die

Unbeständigkeit und den Wankelmuth unserer Zeit im Kasino zu hören bekam. Wenn ich einmal die Ehre hätte, gegenwärtig zu sein, wenn Sie, der Aristokrat und Konservative von altem Schrot und Korn, voll Mißmuth über die revolutionären Wege der Bismarck'schen Politik, einen Standesgenossen von der sogenannten altkonservativen oder gar von der freikonservativen Partei der Gegenwart über seine Unbeständigkeit und seinen Wankelmuth Ihre deutsche Meinung sagten, — ich glaube fast, es klänge just nicht viel anders, als wenn meine alten demokratischen Parteigenossen im Kasino mir meinen Standpunkt als angeblichen „Hurrahschreier“ und „Machtanbeter“ klarmachen, — blos weil ich die Todsünde begangen habe, mich zu den Nationalliberalen zu zählen.““

Der Alte lächelte: „Ihre Freunde haben so Unrecht nicht. Und ich habe Ihnen in den zwanzig Jahren seit 1848 stets vorausgesagt, daß der Mangel an Stetigkeit und Festigkeit der Gesinnung in dem liberalen, fortschrittlichen, demokratischen Bürgerthum sich bei erster Gelegenheit zeigen müsse, und daß Sie selbst nicht zurückbleiben würden, wenn die Stunde gekommen sei.“

„„Richtig, Herr Baron, und ich sagte Ihnen immer, daß in Preußen gar keine echt konservative Partei mit wahrhaft konservativen Grundsätzen vorhanden sei, sondern, wenige Männer ausgenommen, nur eine Regierungspartei bestehe, welche allen und jeden Wandel der Grundsätze in der Regierung mit durchmachen werde, die einen, um ihre Söhne in den höchsten Staatsämtern und Mili-

tärstellen zu belassen, die andern, weil sie sich überhaupt nur als ein Anhängsel der Herrscherfamilie ansehen!““

„Ja, Sie haben leider auch nicht ganz Unrecht!“ sagte der Freiherr ernster werdend mit einem tiefen Seufzer.

Der kleine lebhafte Doktor sah scharf. Kaum bemerkte er, daß sich das Gesicht des Greises ein wenig verdüsterte, als er sich lachend an das Fräulein wendete: „„Aber um Gotteswillen, Fräulein Anna, vergeben Sie mir, daß ich Ihnen gern oder ungern und trotz des eigenen Widerwillens bei einem so sonnigen Morgen gleich mit der langweiligen Politik in das Haus falle. Ich will's gewiß nicht wieder thun. Aber habe ich das nicht am Ende schon öfter versprochen?““

— Wankelmüthig und unbeständig! war es nicht so, Herr Doktor? wankelmüthig und unbeständig sind alle Männer, nicht blos die Nationalliberalen und Neu- und Freikonservativen, nein, alle, alle! — sagte das junge Mädchen mit feierlichem Ernst und erkünstelter Würde.

„„Gerade wie meine Frau sagt, genau ebenso! — Apropos, gnädiges Fräuleinchen, habe ich Ihnen denn schon die vielen Grüße von ihr bestellt und warum Sie sich gar nicht einmal in der Hauptstadt des Kreises sehen ließen?““

— Die Grüße haben Sie wie immer vergessen; aber die ich Ihnen auftrage, dürfen Sie nicht vergessen. Und nächstens komme ich einmal, und herzlich gern hätte ich es schon längst gethan. Aber konnte ich denn? Was hab ich nicht diese vier Wochen Alles zu thun gehabt! Lachen

Sie nicht, Herr Doktor. Fragen Sie nur Großvater. Bedenken Sie nur: drei Jahre Abwesenheit, und ich war vor drei Jahren noch ein ganz unverständiges Mädchen. Wenn auch in Großvaters Räumen Alles hübsch auf dem alten Fleck bleibt, wie es sich für einen alten befestigten Großgrundbesitzer ziemt, — in meinem Gebiete darf es doch nicht gar so altmodisch aussehen! Was würden dazu die Damen von Stadt und Land sagen, welche der wilden Anntrin von Uchtenhagen so wie so in allen weiblichen Künsten gewiß nichts zutrauen! —

„„Nichts zutrauen, nichts zutrauen? Alles zutrauen, Alles und Alles, Kindchen — Pardon — gnädiges Fräulein wollte ich sagen!““ rief der kleine Doktor mit großem Eifer.

— Nein, nein! ich weiß es besser, nichts, gar nichts trauen sie mir zu! — in Reiten und Schießen freilich ja, aber nichts, gar nichts in den sogenannten weiblichen Künsten! —

Der Doktor wurde ganz verzagt, daß sie ihm keinen Glauben schenke; er faltete die Hände und legte sie wie betend auf das rundliche Bäuchlein und begann langsam mit den sanftesten Worten, um sich ganz geschwind wieder in den größten Eifer hineinzureden: „„Mein gnädigstes Fräulein, Sie sind ganz allein daran Schuld, wenn Sie mir altem Knaben Komplimente hervorlocken. Was in drei Jahren in fremden Landen aus der „wilden Anntrin von Uchtenhagen“ geworden ist, das sieht Jeder, der noch Augen im Kopfe hat. Und hätte ich einen erwachsenen Jungen, der müßte Ihnen weit aus dem Wege

gehn, Fräuleinchen, weit, weit aus dem Wege, meilenweit, — was sage ich, zehn Meilen weit, zwanzig Meilen weit, hundert Meilen weit, Kindchen, blos damit er nicht lichterloh anbrennt.““

Das hörte sich lächerlich genug an. Und der alte Freiherr lachte herzlich und Fräulein Anntrin lachte und der Doktor selber lachte. Fräulein Anntrin aber wehrte mit beiden Händen entsetzt die Reden des Doktors von sich ab und drohte, ihn seiner Gattin zu denunziren. Als man sich ausgelacht hatte, sprach sie die Ueberzeugung aus, der Doktor werde nicht verschmähen, mit ihnen zu frühstücken. Sie werde sofort das Nöthige kommen lassen, wenn er nicht noch zehn Minuten warten wolle; denn dann sei die Stunde, die sie dem Gaste des Großvaters, dem Herrn von Lindstedt, welcher ausgeritten sei, als Frühstückszeit bestimmt habe.

Der Doktor dankte für Alles; er könne beim besten Willen nicht schon wieder frühstücken und müsse in fünf Minuten weiter.

„Können Sie wirklich nicht bleiben?“ fragte der Freiherr; „Sie würden in dem Herrn von Lindstedt einen interessanten, ich kann wohl sagen, geistig bedeutenden Mann kennen lernen.“

„„Ich hatte schon die Ehre, ihn zu sehen und flüchtig kennen zu lernen, — neulich in der Mordnacht, als ich zum alten Hansen gerufen wurde. Herr von Lindstedt versteht zu kommandiren; er ist umsichtig, wo Andere den Kopf verlieren. Das ist eine schätzbare Eigenschaft, die ich neulich bereits an ihm erkannte. Ich würde gern mit

ihm frühstücken, aber es geht nicht. Ich habe noch eine weite Tour und wollte nur, da ich zum alten Hansen mußte, mich auf dem Schlosse pflichtschuldigst erkundigen, wie sich dessen Bewohner befinden.""

„Wie geht es denn dem unglücklichen Hansen?"

„„Schlecht und gut, wie man es nehmen will. Der Mann hat einen richtigen altmärkischen Bauernschädel, — festes dauerhaftes Material zum Bau eines Menschen, — kann einen barbarischen Puff vertragen. Ich glaube sicher, er kommt wieder auf. Aber zweifelhafter ist mir, ob jemals sein klarer voller Verstand zurückkehren wird.""

Die Anwesenden kamen nun auf die Mordgeschichte zu sprechen und auf die Vermuthungen über den vermeintlichen Thäter. Dann entfernte sich Doktor Wolgemut, noch bevor der Herr von Lindstedt von seinem Ausritt zurückgekehrt war, jedoch erst, nachdem er versprochen hatte, übermorgen bei Gelegenheit des Hennig Hansen abzustattenden Krankenbesuches, je nachdem es mit der Zeit passe, zum Frühstück oder zum Mittag auf dem Edelhof bleiben zu wollen.

Fünftes Kapitel.

Was bisher über das am 1. Juli 1870 auf dem Hansenschen Hofe zu Wischendorf verübte Verbrechen ermittelt ist. Wie Hennig Hansen schwerverletzt von seinem Brudersohn Hans aufgefunden wird. Der umsichtige Herr von Lindstedt sichert die Aufnahme des Thatbestandes. Der Landrath, der Gensdarm und der Untersuchungsrichter, Assessor Franz Dowat in Thätigkeit.

Damit unsere Leser nicht vermeinen, wir hielten blos der mehreren Spannung halber hinter dem Berge, wollen wir ihnen jetzt Alles zusammenhängend erzählen, was sich in der Mordnacht zu Wischendorf zugetragen hat, — selbstverständlich, soweit es bisher von der Polizei und den Gerichten ermittelt ist.

Der Vollbauer oder „Ackermann" Hennig Hansen besaß einen ansehnlichen Ackerhof, welcher vermuthlich einmal in irgend einem näheren Zusammenhange mit dem Rittergute gestanden hatte. Denn er war stets, soweit die alten Hypothekenbücher reichten, von gutsherrlichen Lasten frei gewesen und lag unmittelbar neben dem Gehöft des Ritterguts. Das Wohnhaus des Bauerhofs

namentlich stieß so unmittelbar an einen Winkel des freiherrlichen Gemüsegartens, daß der Traufenfall in diesen Garten hineinging. Die Gebäude des Ackerhofs waren alt und ziemlich schlecht. Denn Hennig Hansen war sein ganzes Leben lang nicht blos sparsam, sondern sogar knauserig gewesen, und er knauserte in seinen alten Tagen, wo er es gar nicht mehr nöthig hatte, mehr als je zuvor.

Trotz seines Wohlstandes war er ein recht unglücklicher Mann. Seine Frau war ihm ziemlich früh gestorben. Man erzählte im Dorfe, sie habe, ebenso nährig wie ihr Mann, sich einmal nach einer Entbindung im Arbeiten zu viel gethan und davon die Schwindsucht bekommen. Hansen heirathete nicht wieder, sondern lebte allein mit seinen zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter. Der erstere, ein frischer übermüthiger Bursche, zeigte, auf des Vaters Ersparnisse pochend, öfters eine starke Neigung, viel Geld draufgehen zu lassen. Desto eifriger sparte der Vater für die Tochter, welche schwächlich und elend war und von ihrer Mutter das Lungenleiden geerbt hatte. Sie wurde immer elender, — aber Hennig Hansen schien keine ernste Besorgniß zu hegen. Es kam ihm unmöglich vor, daß ein kaum zwanzigjähriges Mädchen sterben könnte; er vertraute fest darauf, sie werde wieder genesen.

Im Sommer 1866 brach das Unglück herein. Der einzige Sohn fiel bei Königgrätz und die Tochter starb am Tage, nachdem die Nachricht angelangt war. Ihr Vater hatte damals, wie man sich erzählte, gerade das

zweite Tausend ersparter Thaler in lauter blanken Zweithalerstücken für ihre Mitgift zusammengebracht. Der Schlag war zu hart; der unglückliche Vater verfiel in eine schwere langwierige Krankheit. Doch er genas wieder, aber Niemand sah ihn seither ein heitres Gesicht machen oder hörte von ihm ein zufriedenes Wort. Mißtrauisch gegen Jedermann, hartherzig und kalt gegen fremdes Unglück und schmutzig geizig, — so sollte er sein, so war sein Ruf vor der Welt. Die Lade, erzählte man, mit den tausend Zweithalerstücken stehe seitdem ungeöffnet unter seinem Bett; trotz seines Geizes lasse er das Geld schon Jahrelang zinslos liegen. Sein einziger Bruder Peter Hansen, früher Kossath in Wischendorf, ein ordentlicher und sparsamer, aber nicht geiziger Mann, verkaufte 1867 seinen Kossathenhof und kaufte sich einen Ackerhof in Siedenmorsleben. Man sagte, er zöge fort, um dem Aerger über seinen Bruder aus dem Wege zu gehn, dessen Mißtrauen gegen ihn als seinen nächsten erbberechtigten Anverwandten das Maß des Erträglichen übersteige.

Das Verhältniß zwischen beiden Brüdern mußte indessen doch besser geblieben sein, als die Leute meinten. Das zeigte sich, als Peter Hansen, der aus erster Ehe einen Sohn und eine Tochter besaß, von der zweiten Frau im Herbst 1868 noch mit einem Zwillings-Knabenpaar beschenkt wurde. Um dieselbe Zeit kam sein ältester Sohn Hans vom Militär zurück. Da wurde zwischen beiden Brüdern abgemacht, Hans solle zu seinem Onkel ziehn, zunächst nur als Knecht, allein mit der bestimmten

Aussicht, den Hof gegen ein reichliches Altentheil übereignet zu erhalten, sobald ein gutes Einvernehmen zwischen Onkel und Neffen herrsche und Jahr und Tag vorhielte, und Hans ein passendes Mädchen als Hausfrau heimführe.

Hans Hansen war ein treuherziger wackrer junger Mann, aber er neigte gleich seinem Onkel zum Trübsinn hin. Manche wollten den Grund in einer unglücklichen Liebe finden. Jedenfalls ging es auf dem Hansen'schen Hofe zu Wischendorf, seit Hans dort war, nach wie vor recht still und wenig lustig her. Seit kurzer Zeit aber schien sich Hans erheblich geändert zu haben. Man sah ihn öfters in den Wirthshäusern spielen und trinken, namentlich mit dem Handelsmann Schiele, den uns schon die Frau Krüger Schulz in Siedenmorsleben als einen Verführer der jungen Burschen bezeichnet hat. Da Hennig Hansen niemals eher schlafen ging, als bis Alle, die zum Hof gehörten, zu Bett waren, so war Zank unvermeidlich, sobald Hans nicht zu rechter Zeit nach Hause kam. Auch war Letzterer schwach genug, mit einzustimmen, wenn Andere im Wirthshause über den alten wunderlichen Mann spotteten. Ob er den Hof bekäme oder nicht, daraus mache er sich gar nichts; um deswillen werde er sich nicht wie ein Kind behandeln lassen, — so lautete zuweilen seine Rede, wenn man auf Hennig Hansen zu sprechen kam.

Am Freitag Abend, am Abend des 1. Juli, kam Hans schon bald nach 8 Uhr in den Wischendorfer Krug. Er erkundigte sich nach dem Handelsmann Schiele, welcher

ihm zugesagt habe, von 8 Uhr an auf ihn zu warten, um ihm etwas mitzutheilen. Schiele war aber nicht da. Hans war augenscheinlich ungeduldig und schlechter Stimmung. Er sah oft nach der Uhr, lief auf und ab und trank dazwischen mehr Bier und schneller als er sonst pflegte. Zugleich erzählte er, der Alte habe ihn wieder einmal um nichts und wieder nichts ausgezankt. Dafür wolle er ihn dadurch strafen, daß er gewiß nicht vor 11 Uhr zu Hause ginge. Es sei schier nicht mehr zum Aushalten auf dem Hofe.

Schiele kam endlich um halb zehn Uhr an. Er entschuldigte sich damit, daß er eben erst von einer Reise zurückkehre. Die Mittheilungen, welche er seinem Freunde machte, bekam Keiner sonst zu hören; sie flüsterten kaum eine halbe Minute zusammen. Hans schien wenig befriedigt. Schiele selbst war einsylbiger und stiller als gewöhnlich. Vielleicht war er müde und abgespannt von des Tages Last und Hitze. Schon punkt zehn Uhr trieb er Hans an, nach Hause zu gehn: das sei keine Art, einen alten Mann zu ärgern. Hans, der ein bischen im Kopf hatte, wollte durchaus bei seinem Vorsatze beharren. Endlich aber halb elf Uhr sagte er gute Nacht. Jetzt blieben blos Schiele und ein Brenner vom Gute im Krug zurück. Sie unterhielten sich mit dem Krüger anfänglich über Hans und seine Familie und schließlich von diesem und jenem.

Kaum fünfzehn Minuten später kam Hans zurück, athemlos, todtenbleich und mit verstörtem Angesicht:

„Hilfe! Hilfe! Ein Räuber ist eingestiegen und hat meinen Vatersbruder ermordet!“

Natürlich sprangen Alle auf, um mit hinzukommen. Der Brenner aber lief auf den Edelhof, es dort anzusagen.

Hans erzählte: Nach Hause gekommen, habe er sich schier verwundert, die Hausthür noch offen zu finden, welche der Alte einen Tag wie alle Tage punkt zehn Uhr zuschloß und verriegelte. Schon wollte er die Treppe in die Höhe zu seinem Schlafgemach gehen, als ihm ferner auffiel, daß von dem Alten nichts zu sehen und zu hören sei. Er rief in die Wohnstube hinein: Onkel! Keine Antwort. Er trat in die Stube. Alles war dunkel; aber die Thür zur Schlafkammer, in welcher des Alten Bett und darunter seine Geldlade sich befand, stand sperrweit auf. Durch die dunkle Kammer wehte ein frischer Luftzug, — das Fenster mußte offen sein. Hans erhielt auf sein wiederholtes Rufen keine Antwort. Er steckte deshalb Licht an und ging in die Kammer. Welcher Anblick bot sich ihm da! Der Alte lag in einer Blutlache, Kopf und Gesicht über und über mit Blut bedeckt, mitten in der Stube. Die Lade war unter dem Bett hervorgezogen und stand geöffnet mit zurückgeklapptem Deckel neben dem Bett. Hans rief das ganze Gesinde zusammen. Der Alte war noch nicht todt, denn er röchelte noch. Man legte ihn auf das Bett. Sodann war Hans in den Krug gestürzt, um Hilfe zu holen.

Auf dem Hansen'schen Hofe waren bald viele Menschen zusammen. Hätte Hans mehr Selbständigkeit und

Entschlossenheit besessen, so würde er die Thüren zugehalten haben. Denn zur Hilfe bedurfte man kaum Jemand; und der starke Menschenverkehr war nur geeignet, die Spuren des Verbrechens zu verwischen. Hans aber ließ alles gehn, wie es ging. Er hatte ganz und gar den Kopf verloren. Wie ein Kind heulte und schrie er und dazwischen bezüchtigte er sich der Mitschuld an dem Unglück seines Onkels, weil er aus Aerger den alten Mann allein gelassen habe.

In Wischendorf giebt es strenggenommen gar keine Polizei. Die Vorsteher der Landgemeinden, der Schulze und die Schöppen, haben bekanntlich in den östlichen Provinzen Preußens keine Polizeiverwaltung. Dieselbe gebührt vielmehr, trotz der konstitutionellen Verfassung, in Folge der reaktionären Gesetzgebung zur Zeit der sogenannten Landrathskammern, den Rittergütern und ausnahmsweise den Landräthen. Das Wischendorfer Rittergut hatte die polizeiherrlichen Rechte über Wischendorf, Siedenmorsleben und andere Dörfer während der Westfälischen Zwischenherrschaft eingebüßt und später nicht wiederbekommen. Dieser Fall ist in der Altmark, die mit dem größten Theil des Herzogthums Magdeburg und anderen angrenzenden Gebieten das Elbdepartement des Königreichs Westfalen ausmachte, durchaus nicht selten. Die Gutsherrn nämlich, welche es nicht verlangten, erhielten, als das Land wieder preußisch wurde, weder die Patrimonialgerichtsbarkeit, noch die Polizeiverwaltung außerhalb des eigenen Gutes zurück. Somit ist der Landrath Polizeiherr über Wischendorf, und das

Rittergut hat nichts damit zu schaffen. Demgemäß wurde auf Veranlassung des ebenfalls auf dem Hofe eingetroffenen Schulzen sofort ein reitender Bote nach der Kreisstadt zum Landrath geschickt. Derselbe Bote wurde zugleich beauftragt, den Doktor Wolgemut zu holen.

Inzwischen war auf dem Hansen'schen Hofe auch das Rittergut vertreten. Als der Brenner aus dem Kruge die Nachricht von dem Geschehenen auf den Edelhof brachte, war der Reichsfreiherr von Uchtenhagen bereits zu Bett gegangen. Obschon es sich um ein unmittelbar neben dem Gute begangenes Verbrechen handelte, wie es so schwer nach der Erinnerung der ältesten Leute sich noch niemals in Wischendorf zugetragen hatte, hielt man es doch nicht für angemessen, den alten Herrn zu wecken. Aber der Gast des Freiherrn, der Herr von Lindstedt, war noch auf. Als er von dem Vorfall hörte, mochte er wol gewissermaßen eine Verpflichtung fühlen, sich als Vertreter seines Wirthes um die Sache zu kümmern. Er begab sich sofort an Ort und Stelle. Als er hinkam, wimmelte der Hof von Menschen. Insbesondere waren Frauen und Kinder zahlreich versammelt. Die ganze Bevölkerung des Dorfes schien wieder aus den Betten aufgestanden zu sein, um aus Neugierde die Nacht auf dem Nachbarshofe zu verbringen. Der Schulze, ein schlaffer Mann ohne großes Ansehen in der Gemeinde, versuchte kaum dem Menschenandrang zu wehren. Herr von Lindstedt forderte dringend, laut für Jedermann vernehmlich, daß man die Unberufenen nach Hause gehen heiße. Zum unnützen Gaffen sei ein so schreckliches Un=

glück nicht angethan. Die Menge gehorchte dem Fremden, obschon er hier durchaus nichts zu befehlen hatte; aber er trat fest und bestimmt und wie ein Mann auf, der zu befehlen gewohnt ist; und dann vor Allem — er hatte Recht.

Außer den zum Hofe gehörenden Personen, dem Schulzen und dem Herrn von Lindstedt waren bald nur noch der Handelsmann Schiele und der Brenner vom Edelhofe da, ersterer gewissermaßen als Freund von Hans Hansen und letzterer als eine Art Adjutant des Herrn von Lindstedt. Diese Männer untersuchten nun bedächtig, Alles was es hier zu untersuchen gab. Der Verwundete wurde entkleidet. Man fand nur Kopfwunden an ihm, welche vorsichtig ausgewaschen wurden. Sie rührten augenscheinlich von einem stumpfen Instrument her.

Der Verbrecher war in die Kammer durch das einzige Fenster gestiegen, welches nach dem Gemüsegarten des Gutes ging und durch dichtes Flieder- und Jasminbuschwerk so verdeckt war, daß man es von den Gartenwegen aus gar nicht erblicken konnte. Die beiden auswärts vor dem Fenster angebrachten Eisenstangen waren mit großer, den geübten Verbrecher verrathenden Geschicklichkeit durchgefeilt. Das nach innen gehende Fenster war unzerbrochen. Da der Alte dasselbe bis zum Schlafengehn regelmäßig aufstehn ließ, so hatte es für den einsteigenden Dieb kein Hinderniß gebildet. Die Lade zeigte keine Spuren einer Gewalt. Sie mußte mit dem dazu gehörigen Schlüssel oder mit einem Nachschlüssel geöffnet sein. So

viel Hans wußte, trug Hennig Hansen den Schlüssel bei Tage stets bei sich, während er sich Nachts unter seinem Kopfkissen befand. Der Schlüssel war nirgends zu entdecken.

Wahrscheinlich war der Dieb, welcher die Hausgelegenheit kennen mußte, und vielleicht die Eisenstäbe schon vorher durchgefeilt hatte, in der Kammer bei seiner Arbeit wider Erwarten von dem Hofbesitzer überrascht und hatte nun denselben, um nicht entdeckt zu werden, sofort niedergeschlagen. Dann hatte er die Lade geleert und sich auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, oder durch die Hausthür entfernt.

Dem halb verzweifelten Hans kam es wie ein wahrer Segen Gottes vor, daß Herr von Lindstedt sich in das große Unglück so thatkräftig einmischte. Herr von Lindstedt war seit 14 Tagen auf dem Schlosse zum Besuch. Ein schlanker, fast hagerer, hoch gewachsener Mann von einigen dreißig Jahren, der aussah wie ein Offizier in Zivilkleidern. Sein Gesicht hatte in der untern Hälfte weiche, beinahe weibische Züge, zu denen auch das etwas dünne dunkelblonde Haar und der semmelblonde Schnurrbart zu passen schien. Dieser Eindruck wurde indeß verwischt, wenn man die Stirn und die Augen ansah. Die breite hohe Stirn mit starken Augenbrauen und mehrere ziemlich tiefe Furchen über den Augen deuteten auf einen kräftigen Willen und auf ein wechselvolles Leben. Ganz eigenthümlich war der Ausdruck der dunkelblauen Augen. Die Sehkraft der beiden Augen mußte durchaus verschieden sein. Oder lag es nur an dem Gebrauche eines Kneifers, den Herr von Lindstedt fast unausgesetzt in

dem rechten Auge trug? Dieses hatte den verschwimmenden plierigen Ausdruck starker Kurzsichtigkeit, während das linke Auge so fest und sicher, als könnte es durch ein Brett sehen, in die Welt blickte.

Im Großen und Ganzen konnte man nicht behaupten, daß Herr von Lindstedt bei der ersten Bekanntschaft ein besonders günstiges Vorurtheil erweckte. Hans Hansen aber erschien er überaus vertrauenswürdig; er beantwortete daher auch alle Fragen, die jener an ihn richtete, mit ungewohnter Ausführlichkeit. Herr von Lindstedt forschte nach der Zuverlässigkeit der auf dem Hofe verkehrenden Personen, der jetzigen Dienstboten und der früheren, er forschte nach der gesammten Verwandtschaft des alten Hansen hier und auswärts, kurzum nach Allem, was irgendwie von Wichtigkeit sein konnte, wenn es sich darum handelte, eine Spur des Thäters zu entdecken. Er verfuhr darin umsichtig, wie ein Polizeibeamter. Außerdem aber ordnete er an, daß alles so stehn und liegen bleiben müsse, wie er es vorgefunden, auch die Kleidungsstücke des Alten nicht gewaschen werden dürften, und was dergleichen mehr, — alles bis die Behörden gekommen wären. Er hatte sich dabei ganz gemüthlich eine Cigarre angesteckt und erzählte zwischendurch zur Abwechselung ein Abenteuer in Mexico, wo er Offizier des unglücklichen Kaiser Maximilian gewesen war. Das alles in einer recht leutseligen Weise, als verkehre er mit seines Gleichen. Und dabei hatte doch Keiner der Anwesenden früher mit ihm ein Wort gesprochen, mit Ausnahme des Handelsmanns Schiele, welchen er kürzlich

auf Empfehlung eines Gutsverwalters beauftragt hatte, für ihn ein gutes leichtes Reitpferd zu suchen.

Die Zeit verrann und Herr von Lindstedt machte ernstliche Anstalt aufzubrechen, nachdem er zuvor einer im Hofe wohnenden Tagelöhnerwitwe, die zur Krankenwärterin bestellt wurde, genaue Anweisung gegeben hatte, wie oft sie mit den nassen Kopfumschlägen für den Verwundeten wechseln müsse. Da kam ein Wagen die gutgepflasterte Straße hergerasselt und hielt vor dem Hofe. Wer konnte das sein? Der nach der Kreisstadt gesendete reitende Bote mochte nicht viel über eine Stunde fort sein. Dennoch war es bereits der Doktor Wolgemut. Es war ein besonderer Zufall, daß der Bote ihn auf der Landstraße dicht hinter Siebenmorsleben traf, wo er so eben bei einer schweren Entbindung einem Menschenkind beigestanden hatte, zur Welt zu gelangen. Doktor Wolgemut ließ sofort umlenken und seine Pferde tüchtig ausgreifen, so daß er in Wischendorf wol früher ankam, als der Bote die Kreisstadt erreichte. Er untersuchte den alten Hennig Hansen auf das Sorgfältigste und fand ebenfalls nur die allerdings sehr schweren Kopfwunden vor. Zu seinem großen Bedauern mußte er dem Herrn von Lindstedt, welcher einige chirurgische Kenntnisse verrieth, auseinandersetzen, daß ein Erwachen des Verwundeten zum Bewußtsein kaum wahrscheinlich sei.

„Das Alter, das Alter!“ sagte er kopfschüttelnd, „solche Hiebe hält kaum ein kräftiger Jüngling aus, und hier ist es ein alter Mann. Der nichtswürdige Kerl muß gottsjämmerlich zugehauen haben — möchte nur

wissen, womit? — Es wird wohl ein breiter hölzerner Knüppel oder ein hölzerner Hammer oder so etwas Aehnliches gewesen sein. Ein metallenes Instrument hätte schärfere Ränder der Wunden hinterlassen."

Mit dem Doktor verzogen sich auch die letzten Personen, welche nicht auf dem Hansenschen Hofe wohnten. Hans Hansen aber ging nicht zu Bett, sondern blieb in der Wohnstube sitzen. Schlaflos legte er den Kopf auf den Tisch und versenkte sich in das über den Hof hereingebrochene Unglück. Ab und zu schlich er auf den Zehen in die Kammer und überzeugte sich, daß die Wärterin nicht schlief, sondern prompt die Umschläge besorgte. Dann wieder sann er und sann, — und nichts ersann er als trübe Gedanken. Tiefe Reue erfaßte ihn. Wie oft hatte er den alten Mann gekränkt, und der Alte hatte es so gut mit ihm im Sinn! Wollte er ihm nicht den Hof vererben? Jetzt lag er da, von einem hinterlistigen Mörder auf den Tod getroffen. Als ihn der tödtliche Streich traf, hatte er da nicht in dem letzten bewußten Augenblick mit Groll an den undankbaren Neffen gedacht, der statt dem Vatersbruder beizustehn in Noth und Fährlichkeit, großpreislich im Krug saß und über ihn räsonnirte? —

Endlich, endlich wurde es Morgen.

In der Frühe des Sonnabends kam der Herr Gensdarm Greiff und ein paar Stündchen später der Herr Landrath in höchst eigener Person. Beide Beamte entwickelten eine bedeutende Thätigkeit. Der Herr Landrath machte zunächst einen Besuch auf dem Edelhofe. Der Reichsfreiherr befand sich unwohl, — vielleicht in

Folge des Schreckens über das Ereigniß der Nacht, und er ließ sich nicht sprechen. Herr von Lindstedt bemühte sich aber, den Herrn Landrath, welchen er bereits bei einem Besuch in der Kreisstadt kennen gelernt hatte, auf das Genaueste zu informiren.

Man ermittelte, daß der Verbrecher in dem Gemüsegarten des Rittergutes keine Spur, namentlich keine Fußspur hinterlassen hatte. Wenigstens konnte die hohe Polizei nichts davon finden. In dem zur Verdeckung des Hansenschen Gebäudes gepflanzten dichten Flieder- und Jasmingebüsch war der Erdboden ganz hart, und ließ keine Eindrücke der Füße lebender Wesen zu. Die Wege des Gartens aber waren durch festgestampften Grant hergestellt. Auch konnte man auf vielerlei Weise in den Garten hineingehen und wieder herauskommen.

Ueber die wichtige Frage, was der Räuber wol mitgenommen haben werde, wußte Hans die zuverlässigste Auskunft zu geben. Die geplünderte Lade hatte richtig bis vor Kurzem die zweitausend Thaler enthalten, welche Hennig Hansen schon vor Jahren für seine Tochter zur Aussteuer in blanken Zweithalerstücken angesammelt hatte. Aber vor kaum acht Tagen hatte Hennig Hansen auf das wiederholte Zureden seines Bruders und seines Neffen den größten Theil dieses Geldes herausgenommen. 1800 Thlr. von den 2000 hatte er bei dem Vorschußverein der Kreisstadt auf Zinsen gegeben und nur 200 Thlr. als Silberschatz liegen lassen. Den Schuldschein des Vorschußvereins hatte er mit sonstigen wichtigen Papieren anderwärts aufbewahrt. Wie mochte sich

der Dieb enttäuscht gefühlt haben, als er statt eintausend Zweithalerstücken deren nur einhundert vorfand!

Der Gensdarm Greiff war den ganzen Morgen eifrig bemüht, auch die Volksmeinung von Wischendorf über die Person des Verbrechers zu ermitteln. Er erfuhr, daß diejenigen Wischendorfer, welche überhaupt mit der Sprache herauskamen, darüber einig waren: wenn es durchaus ein Wischendorfer gewesen sein müsse, so könnte allenfalls nur der Handelsmann Schiele in Verdacht kommen. Die Gründe waren freilich schwach. Die von dem Verbrecher dargethane genaue Kenntniß der Ortsgelegenheit wies allerdings auf einen Wischendorfer hin und Schiele konnte sich solche Kenntniß vielleicht besser wie mancher Andere verschaffen, weil er so viel mit Hans Hansen verkehrte, dessen Vertrauen er in einem auffallenden Grade zu besitzen schien. Warum hatte er diesen auf den Abend um acht Uhr nach dem Krug bestellt und kam erst um halb zehn Uhr? Konnte er ihn nicht möglicherweise vom Hause fortgelockt haben, um in dieser Zeit, wo der alte Hennig Hansen die Ställe und den ganzen Hof vor Schlafenszeit zu durchmustern pflegte, den Diebstahl ungestört zu verüben? Ferner hatte sich Schiele in der Nacht auf dem Hansenschen Hofe absonderlich benommen. Von dem Verwundeten hatte er sich wie scheu in gewisser Entfernung gehalten, dagegen den Doktor Wolgemut wiederholentlich und fast zudringlich darüber befragt, ob es wohl möglich sei, daß Jener wieder zur Besinnung komme. Schiele war überdies der einzige Mensch in Wischendorf, den man einer solchen

That für fähig hielt. Stichhaltige Gründe ließen sich freilich auch dafür nicht eben geltend machen. Schiele wohnte seit ein paar Jahren in Wischendorf und nährte sich wie andere solcher kleinen „Handelsleute“ vom Handel mit Vieh und mit Landesprodukten. Er zeigte sich in Handel und Wandel keineswegs unzuverlässig oder gar unehrlich, — abgesehen natürlich vom Pferdekauf, bei dem das gegenseitige Belügen für gestattet, ja für verdienstvoll gilt. Im Gegentheil er hielt Wort, auch wo die Gesetze ihn dazu nicht einmal nöthigten. Dennoch trauten ihm die Meisten nicht. Schon daß er gar keinen Familienanhang hatte und von seiner Jugend gar nichts erzählte, sondern auswich, wenn man ihn darnach fragte, machte ihn zum Gegenstand des Mißtrauens, namentlich bei den Frauen. Auch gingen dunkle Gerüchte um, er solle schon einmal gesessen haben, aber vor langen Jahren und in einer andern Provinz. Schiele wohnte als Einlieger auf einem dismembrirten Hofe; er wirthschaftete mit einer alten Haushälterin und einem halberwachsenen Jungen, den er auch als Viehtreiber verwendete. Warum heirathete der Mann nicht? Warum suchte er nicht nach einer Frau? War er doch mindestens fünfunddreißig Jahre alt.

Man sieht, der Verdacht, welcher gegen Schiele unter seinen Wischendorfer Nachbarn umging, war ziemlich willkürlich. Vielleicht mochte die rege Einbildungskraft des Gensdarmen Greiff in vielen Leuten, welche er ausforschte, erst den Verdacht gegen Schiele erzeugt haben. Ein geschickter polizeilicher oder gerichtlicher Inquirent

bekommt, wenn es sich nur um Vermuthungen handelt, von Leuten, welche nicht gewohnt sind, ihre Gedanken scharf und bestimmt auszudrücken, Alles heraus, was ihm beliebt.

Der Herr Landrath schien auf den Inhalt des mündlichen Berichtes seines Gensdarmen nicht allzuviel zu geben, doch machte er in seinen Akten darüber einen vorsichtigen Vermerk. Bald nach Mittag fuhr er sodann wieder heim. Vor dem Thore der Kreisstadt hielt er bei einem Gartenlokal an, wo die unverheiratheten Juristen, deren es mehrere am Orte gab, zu Mittag speisten. Hier traf er, wie er erwartet hatte, noch den Staatsanwalt und den derzeitigen Untersuchungsrichter, zwei unverheirathete Männer, bei ihrem Kaffee-Skat beisammen. Unter mündlicher Erörterung dieses wichtigen Kriminalfalles übergab er gleich selbst seine Akten dem Staatsanwalt, und dieser wieder gab sie, nachdem er einen Antrag an das Gericht hineingeschrieben hatte, an den Untersuchungsrichter ab. Letzterer aber suchte sofort den Gerichtsdirektor auf, — und so ward es möglich, daß bereits eine Stunde nach der Heimkehr des Landraths eine Gerichtsdeputation, bestehend aus dem Untersuchungsrichter und seinem vereideten Protokollführer, nach Wischendorf fuhr, um dort noch an demselben Abend durch Lokalbesichtigung und Zeugenvernehmung eine gerichtliche Voruntersuchung zu beginnen.

Der Gensdarm Greiff erwartete die „Gerichten“, wie er es nannte, schon ungeduldig, der Herr Landrath hatte ihm seine Absicht vertraulich mitgetheilt. Er be-

stellte sofort die benöthigten Personen und ging sodann, nachdem er selbst kurz vernommen war, seinen sonstigen Geschäften nach. Diese waren wohl vornehmlich darauf gerichtet, über Schiele Alles, was ihn belasten oder entlasten konnte, zu ermitteln. Denn am Abend spät berichtete er „den Gerichten“, die nach Aufnahme eines sehr gründlichen Protokolls über die Lokalbesichtigung nunmehr mit einer eingehenden Vernehmung Hans Hansen's beschäftigt waren, ein neues, ihm wichtig erscheinendes Verdachts-Anzeichen. Auf sein Ersuchen wurde die Vernehmung einen Augenblick unterbrochen und er konnte melden: Schiele hatte im Laufe des Tages an zwei Stellen, nämlich im Kruge und bei einem Handwerker in Wischendorf, je ein Zweithalerstück ausgegeben. Diese Münzen sind aber bei der großen Vorliebe, welche die Landleute für sie hegen, keineswegs in großer Zahl im Umlauf. Dem Handwerker hatte er bei der Verausgabung scherzend gesagt: „Kannst es ruhig nehmen, es ist nicht von Hennig Hansen; ich habe deren eine viertel Metze voll. Wenn ich nicht beweisen könnte, wo ich sie vorgestern bekommen habe, dann würde ich mich schön hüten, sie heute auszugeben. Sie können Einen jetzt in Verdacht bringen!“ —

Der Untersuchungsrichter war ein junger eifriger Gerichtsassessor, der erst seit 1. Juni die erledigte Kreisrichterstelle verwaltete. Derselbe zuckte ob diesen Mittheilungen mit den Achseln, als ob er weit Wichtigeres erwartet hätte. Der Herr Gensdarm, der aus irgend welcher Ursache zu dem jungen Herrn Assessor eine Hal-

tung annahm, welche man fast als halb vertraulich, halb gönnerhaft bezeichnen konnte, verwunderte sich darüber: „„Haben wir ihn noch nicht, Herr Assessor? ich dächte, die Ueberführung wäre reichlich!““ —

Streng genommen sagte er: Haben wir „ihm“ nicht, — und Herr „Akzessor“, — aber ich habe mir, wie der geneigte Leser schon bemerkt haben wird, ganz fest vorgenommen, alle meine Helden und Heldinnen, gleichviel ob sie hochdeutsch oder plattdeutsch, richtig oder falsch sprechen, ein schönes, feines, gebildetes Hochdeutsch reden zu lassen, und darum muß ich hier, wie öfters, den biedern Greiff korrigiren.

Durch diese Zwischenbemerkung, die ich schon in dem ersten Kapitel hätte anbringen müssen, nun doch einmal aus dem Text gekommen, will ich noch ein anderes Versäumniß gutmachen. Der Herr Assessor ist für diese Erzählung eine so wichtige Person, daß ich, um mit dem Herrn Gensdarm Greiff zu reden, längst hätte sein Nazionale aufnehmen müssen. Vorläufig, meint der vereidigte Herr Protokollführer, der wegen der unterbrochenen Vernehmung unthätig auf die Feder kaut, werden wohl die gewöhnlichen „ad generalia“ genügen. Also der Herr Gerichtsassessor heißt Franz Dowat, ist zwischen 26 und 27 Jahre, evangelischer Konfession und noch nicht bestraft.

Der Herr Assessor begann seinerseits auch Verdacht gegen Schiele zu schöpfen, — weniger aus den Mittheilungen des Gensdarmen, als aus der Vernehmung des Hans Hansen. Dieser erklärte freilich von vorn-

herein, Schiele sei ganz sicherlich nicht betheiligt, aber auf Befragen besann er sich, daß derselbe öfters auf Hennig Hansens Silberschatz und wo er sich befände und wie er verschlossen sei, die Rede gebracht hatte. Ursprünglich hatte Schiele dabei seinen Freund als den zukünftigen Erben der abgelagerten Zweithalerstücke tüchtig geneckt; später hatte er aber ernsthaft gewarnt, doch ja für Fortschaffung des Geldes zu sorgen: Jedermann im Orte wisse darum; wie leicht, daß einmal eine freche Bande Einbrecher aus der nächsten großen Stadt auf einer ihrer Landrundreisen vorspreche. Noch vor etwa zehn Tagen hatte er wieder davon angefangen. Hans Hansen hatte ihm aber erwidert, sein Onkel werde die Kiste gewiß nicht anrühren wollen. Gerade diese Unterhaltung gab nun Hans Hansen die Veranlassung, seinen Vater zu bewegen, nochmal mit seinem Bruder darüber zu sprechen. Und so war es denn gekommen, daß auf ihr beiderseitiges Zureden Hennig Hansen in die zinsbare Anlegung der 1800 Thlr. gewilligt hatte. Hans hatte ganz vergessen, Schiele davon zu erzählen, weil ihm in den letzten Wochen, wo sie zufällig seltener als sonst zusammen gekommen, die Besprechung anderer Sachen am Herzen gelegen hatte.

Eine besonders sorgfältige Vernehmung stellte Assessor Dowat mit Hans an in betreff der Verabredung, die zwischen ihm und Schiele über die Stunde stattgefunden habe, an welcher sie sich gestern Abend im Kruge treffen wollten. Ueber die Mittheilung, welche er von Schiele erwartet und später erhalten hatte, wollte sich Hans Han=

sen nicht auslassen. Als er darnach befragt wurde, gerieth er in tiefe Bestürzung. Wäre seinem ganzen Wesen nicht die große Gutmüthigkeit deutlich aufgeprägt gewesen, würde der Assessor schier haben meinen müssen, daß es sich um etwas Strafbares handle. Der Assessor drang in ihn: er müsse es sagen, — denn wenn auch jetzt nicht, so werde er doch jedenfalls im Laufe der Untersuchung den Zeugeneid schwören müssen. Hans Hansen kam darüber ganz außer Fassung. Zuletzt erklärte er trotzig: Nein, er sage es nicht und wenn er gleich eingesperrt werden sollte, — aber mit dem Diebstahl stände es in gar keiner Verbindung.

Dabei beruhigte sich der Assessor vorläufig. Sonst erfuhr er von Hans noch, daß Schiele bei der am Donnerstag Abend stattgefundenen Verabredung ihm in ungewöhnlich dringlicher Weise das Versprechen abgenommen habe, ja Punkt acht Uhr im Krug zu sein und bis mindestens dreiviertel zehn Uhr zu bleiben. Dies war der Grund, weshalb Hans erstaunt gewesen war, so lange vergeblich auf Schiele lauern zu müssen. Eine genügende Erklärung für seine Verspätung um ganze anderthalb Stunden habe derselbe nicht gegeben, vielmehr nur behauptet, durch Geschäfte aufgehalten zu sein.

Der Assessor hatte gleich nach seiner Ankunft außer dem Schulzen auch Schiele zur Vernehmung bestellt. Schiele war aber nicht angetroffen worden, obschon er Nachmittags noch im Orte gesehen war. — Gensdarm Greiff ging im Laufe des Abends noch mehrmals nach Schiele's Wohnung, — aber immer sollte er noch nicht

da sein. Endlich kurz vor zehn Uhr gestand die Haushälterin ein, daß er inzwischen dagewesen sei und von ihr die Vorladung erfahren habe; er habe aber erwidert: das würde nun wohl nicht mehr nöthig sein, er habe Wichtigeres zu thun.

Es war vielleicht elf Uhr Abends, als das Gericht mit Allem bis auf Schiele's Vernehmung fertig war. Da am folgenden Tage, als an einem Sonntage, auf dem Kreisgericht keine Termine anstanden, entschloß sich der Assessor, die Nacht in Wischendorf zu bleiben, um Schiele am andern Morgen in aller Frühe zu vernehmen. Wie es so im Amtseifer zu gehen pflegt, wuchsen in seiner Anschauung zuletzt die kleinen gegen Schiele sprechenden Anzeichen zu immer größerer Bedeutung empor. Greiff bekam Anweisung, am andern Morgen früh noch vor sechs Uhr den Schiele in den Krug vor das Gericht zu gestellen. Zugleich wurde ihm unter der Hand der Auftrag, Schiele's Wohnung in der Nacht möglichst beobachten zu lassen.

Greiff that dies gewiß mit dem brennendsten Eifer. Aber was half es? Als er fünf Uhr früh an Schiele's Fenster klopfte, hinter welchem die Haushälterin zu sehen war, da war der Vogel schon vor vier Uhr ausgeflogen, obschon er erst nach Mitternacht nach Haus gekommen war. Der Haushälterin hatte er nicht gesagt, wohin er gehe, doch sei es diesmal eine längere Reise als sonst.

Nunmehr entschloß sich der Richter, sofort in Schiele's Wohnung eine Haussuchung vorzunehmen. Diese fiel fruchtlos aus. Geld oder Geldeswerth fand sich nicht

vor, bis auf ein paar Thaler, darunter ein Zweithalerstück, welches Schiele der Haushälterin gegeben hatte. Sie gestand bei ihrer Vernehmung, er sei am frühen Morgen mit einer schweren Geldkatze fortgewandert, aber nicht die Straße entlang, sondern hinten durch den Garten; das Geld habe meist in Zweithaler-Stücken bestanden. Sie habe es gesehen, als er ihr ein solches Stück als Wirthschaftsgeld gab. Er habe erklärt, in einigen Tagen mit der Post schreiben zu wollen.

Nach Vernehmung der Haushälterin fuhr der Untersuchungsrichter zur Kreisstadt zurück. Auch hier kam er noch nicht dazu, den Feiertag zu heiligen. Doktor Wolgemut wußte ihm und seinem Protokollführer von dem allerdings etwas auffällig gewesenen Benehmen des Handelsmanns Schiele in der Mordnacht und über die vorgefundenen Verletzungen des alten Hansen als Zeuge und Sachverständiger die umständlichste Auskunft zu geben. Dann hatte der Protokollführer Ruhe. Assessor Dowat aber holte sich den ersten Beisitzer der Kriminalabtheilung (der zweite war er) und ging mit ihm zu dem Direktor, als dem Vorsitzenden dieses Dreimänner-Blutgerichts. Auf Vortrag des Herrn Untersuchungsrichters beschloß das Kollegium, hinter den Handelsmann Schiele zwar einen Steckbrief zu erlassen, selbigen Steckbrief aber, in Erwägung, daß die Anzeichen nur gering seien, recht vorsichtig abzufassen.

Noch am Abend mußte der Kreisblatt-Drucker ein Extrablatt mit dem Steckbrief setzen und drucken; das heißt, es war kein richtiges Extrablatt, sondern er ließ

die Dienstagsnummer den Gerichten zu Gefallen einen Tag früher erscheinen. So war es zugegangen, daß die Krügersfrau zu Siebenmorsleben und der ganze Kreis den Steckbrief schon am Montag früh zu lesen bekommen hatten.

Ja in Mord- und Todtschlagssachen geht es mit den Voruntersuchungen bei uns furchtbar schnell, — zum wenigsten wenn ein junger Assessor Untersuchungsrichter ist.

Sechstes Kapitel.

Wie die kluge Mutter Schulz überall zum Guten redet. Fritz Schulz erzählt Kuckuksgeschichten von dem Unteroffizier Greiff zu Magdeburg. Ein recht schmuckes, schieres, hübsches, lustiges Dirn-Dings wird gewünscht und erscheint zu rechter Zeit.

Der Krüger Schulz in Siebenmorsleben hatte am Dienstag Nachmittag einen schweren Kummer. Es kam ein Gewitter mit heftigem Regen, bevor die letzten Fuder Vorheu in die Scheuer gefahren waren. Und der Regen hielt auch die folgenden Tage noch an; es regnete, was vom Himmel herunterwollte.

Es war ein absonderlicher Sommer, der von 1870. Im Elsaß, in Baden, in der Rheinpfalz, in Rheinhessen und im Süden der Preußischen Rheinprovinz, — ich glaube auch in den Niederlanden und in Nordfrankreich, — war eine trostlose Dürre, Monate lang fiel kein Tropfen Regen. Das Korn stand jämmerlich, Wiesewachs und anderes Viehfutter gab es gar nicht. Die Bauern verkauften die Kühe, weil sie dieselben nicht ernähren konnten. Dahingegen war im ganzen Nordosten

Deutschlands von der Dürre nichts zu spüren. Im Gegentheil. Schon der Mai war, wie ihn sich der Landmann nur wünschen mag:

Mai kühl und naß
Füllt dem Bauer Scheuer und Faß.

Aber die Nässe dauerte auch den Juni hindurch und darüber hinaus. In einzelnen Gegenden Norddeutschlands wurde es damit viel zu viel, namentlich während der Heuernte.

Dem mähenden Landwirth geht das Herz auf, wenn die Wiesen dicht bestanden sind mit kräftigen Gräsern und Kräutern. Aber mit um so größerm Entsetzen sieht er, wie sein schönes duftiges Heu auf den Schwaden liegend vom Regen durchwaschen wird, bis es Geruch und Farbe verliert und am Ende ganz schwarz und halb verfault in die Scheune gelangt.

Ganz so schlimm erging es zwar dem Krüger Schulz mit seinen letzten Fudern Heu nicht, aber schon der erste tüchtige Regen machte ihn verdrießlich.

Wenn Einer ärgerlich über etwas ist, was er doch nicht ändern kann, so pflegt er seinen Aerger an seiner Umgebung auszulassen. Der Krüger Schulz benutzte dazu seinen zweiten Sohn Fritz, weil dessen Thun und Treiben ihm vom Gensdarmen als bedenklich geschildert war. Fritz aber war eigensinnig und hitzig und mochte eine wirklich ungerechte Behandlung selbst von seinem Vater nicht schweigend hinnehmen.

So kam es denn am Mittwoch Mittag wieder zu einem unangenehmen Auftritt zwischen Vater und Sohn.

Gegen eine Beleidigung, die ihm der Vater an den Kopf warf, brauste der Sohn auf; aber auf ein beschwichtigendes Wort der Mutter faßte er sich und verließ das Zimmer. Auch zum Abendessen kam er nicht; es hieß, er sei zum Königshof hinausgegangen, dessen Besitzer er zuweilen bei Schreibereien half. Die Mutter benutzte seine Abwesenheit, ihren Mann in ihrer klugen Weise zu bewegen, daß er in Betreff des Turnvereins und anderer Sachen nicht allzuviel auf den Gensdarmen höre.

„Du weißt es nicht mehr, Vater, — aber mir fiel es gleich wieder ein: der Gensdarm Greiff hat ja eine alte Pike auf unsern Fritz von der Zeit her, wo dieser in Magdeburg in derselben Kompagnie mit ihm stand und immer Schulz der Siebente hieß, dieweil so viele Schulzens bei derselbigen Kompagnie standen. Fritz war anfänglich bei dem Unteroffizier Greiff, was jetzt der Gensdarm ist, recht gut angeschrieben, — schon von wegen der Würste, Schinken und Gänsebrüste, die ich schickte, und wenn sie mal in's Wirthshaus gingen von wegen der Vatersgroschen, womit Du ihn versorgtest. Aber der Unteroffizier Greiff war launisch und behandelte seine Untergebenen ungleichmäßig, und darum war er nicht recht beliebt. Zuletzt aber verdarb er es mit der ganzen Kompagnie, weil er einmal einen Rekruten schlug, was sich ja nicht paßt und nicht erlaubt ist. Und da nahmen sie sich Alle vor, ihn es fühlen zu lassen. Und Keiner lud ihn mehr ein. Statt dessen stifteten sie Schelmenstreiche gegen ihn an, worüber es viel zu lachen gab. Greiff aber merkte am Ende, daß unser Fritze der Haupt-

rädelsführer war. — Darum solltest Du nicht hinhören, Vater, was der Gensdarm sagt. Du bist auch mal jung gewesen und dazumal hattest Du auch Raupen in dem Kopf. Von mir allein hat er die Lustigkeit nicht geerbt. Wärst Du ein Sauertopf gewesen, hätte ich Dich nicht so lieb gewonnen, — wenn ich auch blos ein armes Mädchen war und Du der Erbe eines großen Ackerhofes." —

Ja, Frau Schulz wußte ihren Alten zu behandeln. Mit den Raupen, die er in seiner Jugend in dem Kopf gehabt haben sollte, war es eigentlich nicht schlimm gewesen. Aber es schmeichelte ihm doch, daß er nach der Meinung seiner klugen Frau auch einmal ein beinahe so forscher Kerl und liebenswürdiger Wildfang gewesen sein sollte, wie sein Zweiter, den alle Welt leiden mochte. Und er entschuldigte sich, daß er es nicht so böse gemeint habe.

Später am Abend, als Fritz zu Haus gekommen war, nahm ihn seine Mutter allein vor und redete ihn zum Guten: er dürfe den Vater nicht reizen, müsse sich vielmehr auch Ungerechtigkeiten von ihm gefallen lassen. „Bedenke nur, Fritze, er ist Dein Vater, und hat Dich von Herzen lieb, wenn er es auch nicht so merken läßt."

— Ach, Mutter, ich nehme mich ja auch zusammen; aber wenn er sich von dem dummen Gensdarm Greiff allen möglichen Unsinn einreden läßt, — das ist doch zu arg! —

„Aber Fritze, er ist Dein Vater und hat sein Leben über im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, damit Du und Dein Bruder es gut haben. Und jetzt in seinen

alten Tagen, wo Ihr ihm alle Arbeit, Sorgen und Mühe vergelten solltet, da werdet Ihr ihm doch nicht mit Undank lohnen?"

— Nein, Mutter, nein! — das darfst Du mir nicht nachsagen; ich bin gewiß nicht undankbar; aber es giebt doch Sachen, in denen Jedermann seiner eigenen Meinung folgen muß. —

„Ei, etwas anderes verlangt im Grunde genommen Keiner von Dir. Wozu mußt Du denn auf jedes Wort, was Dein Vater im Eifer sagt, auf der Stelle antworten? — Und siehst Du, Fritz, Du bist zu mir immer ein so guter Sohn und siehst mir sonst alles an den Augen ab, — thu' es mir zu Liebe und nimm Dich recht zusammen bei Deinem Vater."

Und die Augen der braven Frau wurden feucht; aber ein recht bedenklich klingender Hustenanfall verdeckte die Bewegung, mit der sie sprach.

Fritz erschrak. Es fiel ihm plötzlich das kranke leidende Aussehn der heißgeliebten Mutter auf: Mutter, liebe gute Mutter, — ich will ja alles thun, was Du willst, alles, alles. — Und er strich ihr sanft über die Sorgenfalten der Stirn und drückte ihren Kopf an den seinigen.

Frau Schulz war keine Freundin weichmüthiger, empfindsamer Familienauftritte. Sie überwand schnell die Rührung, und um besser darüber fort zu kommen, sagte sie: „Ueber den spaßhaften Herrn Gensdarm brauchst Du Dich auch nicht zu ärgern. Das verdient er nicht.

Wie war es denn? hatte er nicht als Unteroffizier bei Euch einen Spitznamen?"

— Ja, wir hatten den Vogel Greiff in einen Kuckuk umgetauft und nannten ihn unter uns nicht anders als den Unteroffizier Kuckuk. —

„Ach so, nun geht mir ein Licht auf. Also deswegen fährt er immer so zusammen, wenn unsere Kuckuks-Uhr voll schlägt. Das Kuckuk-Rufen erschreckt ihn!"

— Ja, so ist's, und es ist zum Lachen, wie er dabei aufspringt, wenn es unverhofft kommt. Den Namen hat er von einem Hauptspaß, den wir uns einstmals mit ihm machten und den ich Dir gewiß erzählt habe. —

„Es kann wohl sein. Aber ich hab' es wieder vergessen. Erzähle es nur noch mal!"

— Wir waren dahinter gekommen, daß Unteroffizier Greiff, der immer große Stücke auf sich hielt, jedes hübsche Frauenzimmerchen, die ihn ansah, in Verdacht hatte, sie sei dabei, sich sterblich in ihn zu verlieben. Wenn er auf dem Domplatz Rekruten exerzirte und eine junge feine Dame ging vorbei, wurde er jedesmal ein ganz anderer Mensch. Dann kam jedes Wort so gezirkelt und geschnörkelt heraus, als hätte er sich den zierigsten jungen Lieutenant zum Muster genommen. Und nun gar erst, wenn eine Dame, vielleicht mit Kindern an der Hand, ein Weilchen stehn blieb und zusah. Eines Abends unterhielten wir uns in der Kaserne über seine Eitelkeit. Ich weiß nicht, war ich es oder war es ein anderer Kamerad, der auf den Gedanken kam, wir müßten ihn einmal anführen. Um es kurz zu machen: wir

setzten einen Brief auf, der keine Unterschrift hatte, und schickten ihn unserm Unteroffizier. Darin machte ihm eine junge vermögende Wittwe eine Art Liebeserklärung; sie fragte, ob sein Herz noch frei sei, und wünschte ihn kennen zu lernen. — —

„Ihr Schlingels, so die Menschen anzuführen!“

— Warte nur, es kommt noch besser! Sie bestellte ihn zu einer bestimmten Stunde auf den Fürstenwall. Du weißt doch? über den Kasematten, dicht hinter'm Dom, wo man über die Eisenbahn fort so schön nach der Elbe und der Elbbrücke und dem Werder sehen kann, und wo bei Sonnenschein die vielen Kindermädchen mit den Kindern der Herrschaften spazieren gehn. — Dort, schrieb sie, würde sie zu der bestimmten Stunde mit ihrem einzigen vierjährigen Jungen ohne ihr Kindermädchen spazieren gehn. Erkennungszeichen war eine rothe Nelke. Du kannst Dir die Aufregung des eitlen Menschen denken! Wir hatten eine Stunde ausgesucht, wo er keinen Dienst hatte. Mit lächelndem Gesicht drehte er sich den Fürstenwall auf und nieder und sah, als er seine junge Wittwe nicht fand, jeder die große Treppe heraufkommenden Spaziergängerin mit verliebten sehnsüchtigen Blicken entgegen. Aber es war alles vergeblich. In übelster Laune mußte er es endlich aufgeben, seine Liebste zu finden. Wir hatten ihn vorsichtig beobachtet und waren so erfreut über den Erfolg unseres Briefes, daß wir den Spaß fortsetzten. Am andern Morgen bekam er einen Entschuldigungsbrief über ihr Ausbleiben. Nun wurde ihm eine Stunde bestellt, wo er Dienst hatte. Na, diese

Verzweiflung! — Dann kam ein dritter Brief mit zärtlichen Vorwürfen, warum er ausgeblieben sei.

Nun hatte aber einer von uns geplaudert, nemlich zu einem Landsmann, zu einem von den Freiwilligen, unter denen sich dazumal gerade ein ganz ausgelassenes Korps befand. Die machten nun auch ihre Witze mit ihm. Wir beschlossen deshalb, die Geschichte mit einem Knalleffekt zu Ende zu bringen. Greiff bekam von seiner verliebten Wittwe wieder eine Stunde angesagt. Erkennungszeichen sollte sein: wenn er vorübergehe, solle ihr Söhnchen: Kuckuk! rufen. Einer von uns Verschworenen hatte unter den Kindermädchen, die sich mit den Kindern auf dem Fürstenwall aufzuhalten pflegten, einen Schatz — —

„Aber Fritze, was höre ich?“ sagte die Mutter, lächelnd mit dem Zeigefinger drohend.

— Nein Mutter, ich war's nicht; — aber ich hab' sie gekannt, es war ein dralles lustiges Mädchen. Diese wurde in das Geheimniß gezogen. Sie bewirkte es, daß zu richtiger Zeit auf ein gegebenes Zeichen eine Menge kleiner Jungen anfingen: Kuckuk! zu rufen. Greiff wußte nicht, wohin. Er besah sich ein Mädcheu nach dem andern und stellte die lächerlichsten Fragen, bis er endlich merkte, daß er gefoppt war, und wuthentbrannt abschrammte. Ich und meine Kameraden sahen Alles uns von weitem aus sicherem Versteck mit an. Es war zum Todtlachen, den eitlen Narren zu sehen, wie er sich nach den ersten Kuckuks-Rufen benahm! Wer ihm den Schabernack gespielt hatte, erfuhr er niemals. Wir ver-

riethen uns nicht, aber den Namen Kuckuk hatte er fort. Und nicht selten kam es vor, daß aus dem Versteck Einer Kuckuk! hinter ihm herrief und er konnte nicht herauskriegen, wer es gewesen war. —

Mutter Schulz lachte tüchtig über die Geschichte, aber in ihrer Herzensgüte hatte sie auch wieder Mitleid mit dem Gefoppten: „Der arme Mann ist bis heute noch ledig. Am Ende hat er über Eure Foppereien die Kourage bei den Frauensleuten eingebüßt?"

— So ängstlich ist er nicht. Er ist noch lange nicht zu alt zum Heirathen! —

„Schade um den Mann! Schlechtigkeiten kann man ihm doch nicht nachsagen. Wer weiß, wenn er eine tüchtige Frau bekäme, die ihn gehörig zu ziehn wüßte, dann würde er vielleicht noch so vernünftig, wie der alte Gensdarm Mummeldei, den Jedermann gern hatte. Aber so verkommt das als Hagestolz in seinen Gewohnheiten und Angewöhnungen und verliert auch den richtigen Blick, eine Frauensperson herauszufinden, die für ihn passig ist."

— I, Mutter, möchtest Dir wohl den Kuppelpelz an dem Herrn Kuckuk verdienen? —

„Das gerade nicht. Erst müssen meine Jungens versorgt sein. Peter kriegt auch bald keine mehr!"

— Denn müssen wir zwei Beide ihm wohl eine aussuchen, Mutter? —

„Ach, Du Naseweiß, sorge Du nur für Dich allein! — Ja, im Ernst, Fritz: Manchmal ist mir zu Muth, als wenn es mit mir bald im Galopp zu Ende gehn könnte.

Nun, wie Gott will! — es kann nicht Jeder in's Greisenalter kommen, — und mein Leben ist in Mühe und Arbeit köstlich gewesen. Aber um eins möchte ich den lieben Gott bitten: daß er mich noch so lange leben läßt, meine Söhne verheirathet zu sehn. Sieh, Fritz, wenn ich denke, daß ich Deine Frau nicht mehr kennen lernen sollte, — dann wird es mir gar zu traurig um's Herz. Nein, Fritz, das darfst Du mir nicht zu Leide thun."

Fritzen fielen über die Todesgedanken seiner kränklichen Mutter die dicken Thränen aus den Augen. Zugleich aber mußte er lachen, recht lustig lachen über den spaßhaften Gedanken, daß er sich schon verheirathen sollte. Mit Ueberwindung des Lachens und Weinens brachte er endlich heraus:

— Ach, Mutter, das geht ja so schnell nicht, — und worauf soll ich denn heirathen? —

„Nun, eine Braut könntest Du Dir doch sachte schon anschaffen. Oder hast Du schon eine? Ich glaube gar Du wirst roth!"

— Nein, nein, Mutter, — das dumme Rothwerden — das kennst Du ja an mir! Nein, Mutter, ich habe noch keine, habe auch noch niemals daran gedacht, mir eine zu suchen. —

„Wirklich nicht?"

— Nein, so gewiß nicht! —

„Ja, dann denke nur daran, Fritz, daß Du Deiner alten Mutter höchsten Wunsch auf Erden erfüllen würdest, wenn Du ihr eines Tages so ein recht schmuckes,

schieres, hübsches, lustiges Dirn-Dings herbrächtest und sagtest: Kuck', Mutter, das ist sie, die soll's sein!"

Mutter und Sohn hatten bei ihrem traulichen Zwiegespräch im Familienhinterstübchen überhört, daß vorn in die Gaststube Jemand eingetreten war, und Troll, der dort lag, hatte nicht für nöthig befunden, diesen Jemand anzumelden. Jetzt klopfte es leise an die Thür.

Fritz ging hin und machte die Thür auf. Aber weiß der Himmel, wie es zuging: er fuhr erschrocken zurück und wurde über und über roth, als ein freundliches Mädchengesicht in die Thür lugte.

Und es gab doch warlich keine Ursache zum Erschrecken. Und doch erschrak auch das Mädchen, als sie Fritzens Krauskopf so dicht vor sich sah und wurde noch röther, als er. Es war just, als wären beide einander unerwartet auf verbotenen Wegen begegnet und hätten Angst, daß es verrathen werden könnte.

Mutter Schulz hatte mit ihren klugen Augen Alles genau beobachtet. Sie rief lachend: „Nur immer herein, Lieschen, es ist kein Fremder hier. Mußt Dich nicht wundern, wenn Fritz erschrickt. Wir sprachen gerade von Dir. Das heißt, so eigentlich nicht von Dir, aber doch von so was Aehnlichem, als wie Du bist, mein Kind."

Sie trat herein. Ja, Mutter Schulz hatte Recht. Es war wirklich ein „recht schmuckes, schieres, hübsches Dirn-Dings", — blondkopfig und blauäugig; — und die etwas schüchtern dreinblickenden, aber hellleuchtenden, dunkelblauen Augen und das zierliche Grübchen im Kinn

ließen schließen, daß es auch ein lustiges Dirn-Dings sein mochte.

Lieschen Hansen, — denn wir haben die Schwester Hans Hansens vor uns, — hatte eine Bestellung ihres Vaters, welcher unwohl war und deshalb nicht selbst kommen konnte, an den alten Schulz auszurichten: Gensdarm Greiff war schon wieder in Siedenmorsleben und, wie vorgestern, wo er über die Wischendorfer Mordgeschichte Erkundigungen einzog, so auch heute auf dem Hansenschen Hofe gewesen. Er hatte dem Vater Hansen erzählt, daß demselben der Prozeß, den er in Gemeinschaft mit mehreren anderen Bauern wegen des Pastoren-Korns angestellt hatte, vor der Hand nichts helfen werde. Morgen werde der Kreisexekutor kommen und den streitigen Geldbetrag für den Herrn Pastor holen. Vater Hansen hatte nun aber mit König vom Königshofe abgemacht, sie wollten lieber Exekution gegen sich vollstrecken lassen, als ihrem Rechte etwas vergeben. Dieses hatte ihm der Gensdarm leid zu machen gesucht und deshalb möchte er gern mit Nachbar Schulz darüber reden. Lieschen war auf den „alten Hof", den Ackerhof gegangen, hatte aber dort den „Onkel" Schulz, so nannte sie ihn, nicht finden können; nun kam sie durch den Garten in den Krug.

„Ja, Kind, — auf dem alten Hof muß Vater aber sein! Wo sollte er sonst stecken? Finden wollen wir ihn schon. Fritz kann mit Dir gehn und ihn Dir suchen helfen!" so meinte Frau Schulz. Und Fritz war gleich bereit und langte nach seiner schirmlosen Soldatenmütze.

„Wie geht's denn sonst bei Euch, Lieschen? Man bekommt ja Keinen von Euch zu sehn. Und habt Ihr heute Nachrichten von Wischendorf?"

Lieschen bedankte sich für die freundliche Nachfrage. Munter seien sie alle bis auf den Vater, und mit dem Wischendorfer Onkel ginge es gleichmäßig fort, — nicht eben besser, aber doch auch nicht schlechter.

Sie mußte versprechen, sich öfter einmal sehen zu lassen, namentlich des Morgens mit ihren kleinen Zwillingsbrüdern, die so gern mit dem großen Troll spielten. Dann aber gingen Fritz und Lieschen ab.

Siebentes Kapitel.

Lieschen Hansen und Fritz Schulz pflegen eine geschmackvolle Unterhaltung. O lieb', so lang' Du lieben kannst. Wie der zukünftige herztausendschönste Schatz von Fritz Schulz eigentlich nicht aussieht.

Fritz Schulz fühlte zum ersten Male in seinem Leben Lieschen Hansen gegenüber eine gewisse Befangenheit. Das Gespräch mit seiner Mutter war daran Schuld. Er sah plötzlich die kleine Nachbarstochter, mit welcher er stets auf so geschwisterlichem Fuß verkehrt hatte, mit andern Augen als früher an. Ja, — die „kleine" Nachbarstochter nannte er sie in seinen Gedanken. Klein war sie eigentlich nicht, sondern ganz stattlich groß. Aber sie war doch noch vor wenigen Jahren klein gewesen und er hatte sie heranwachsen sehen von klein auf. Und so gut er sie stets hatte leiden mögen, — darauf hatte er sie niemals angesehen, ob er sich am Ende gar in sie verlieben könnte.

Dies hatte vielleicht noch seine besondere Ursache. Fritz war, — ich muß es nur gestehn, — was man

einen „Halbgebildeten" nennt. Es ist mir sauer geworden mit diesem Geständniß herauszurücken; denn ich weiß, Fritz sinkt dadurch schrecklich tief in den Augen nicht weniger meiner gebildeten Leser und Leserinnen. Wer sich etwas darauf zu Gute thut, nur „mit Gebildeten" Umgang zu haben, der pflegt zwar einen von der Kultur wenig oder gar nicht beleckten Naturburschen, z. B. eine Indianische Rothhaut, oder einen Ungarischen Schweinehirten, oder einen Tyroler Wilddieb für durchaus geeignet zu erachten, in einem Deutschen Romane eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Aber einen „Halbgebildeten" dazu anstellen zu wollen, hält man für ganz unmöglich, mindestens für völlig verfehlt. Ich bin anderer Meinung. Die Gründe meiner besonderen Vorliebe für die Halbgebildeten darf ich jetzt nicht ausplaudern; ich würde sonst dem Herrn Assessor Dowat, der die gleiche ketzerische Ansicht hegt und mit Leidenschaft vertheidigt, ohne Noth vorgreifen.

Fritz besaß, wie so viele Halbgebildete, einen außerordentlich starken Bildungstrieb; lediglich aus diesem Grunde liebte er den Verkehr mit Gebildeten, als mit solchen Personen, von denen er lernen konnte. Mit tiefer Ehrfurcht blickte er auf gebildete junge Damen. Und wenn es eine solche darauf angelegt hätte, die nur halbwegs hübsch und liebenswürdig gewesen wäre, sie hätte gewiß im Sturm sein Herz erobert. Das hatte nun freilich bisher keine Einzige unternommen. Aber ich glaube, sein leidenschaftlicher Bildungstrieb verschuldete es am meisten, daß er die Reize seiner anmuthigen

Nachbarstochter, welche lediglich der Dorfschule und sich selbst ihr bischen Bildung verdankte, noch niemals der Beachtung gewürdigt hatte.

Fritz und Lieschen gingen eine ziemliche Strecke, ohne ein Wort mit einander zu reden. Endlich fing Fritz an:

„„Ja, Lieschen, Mutter hat Recht, Du läßt Dich gar zu selten bei ihr sehen. Früher kamst Du öfter und Mutter hat Dich so gern. Warum kommst Du denn nicht mehr?““

War das eine alberne Frage! Was sollte Lieschen darauf antworten? Ein wahres Glück, daß Fritz ihre Verlegenheit nicht gut bemerken konnte. Gerade als er fragte, gingen sie nämlich nicht neben einander, sondern hinter einander durch die sich schlängelnden Pfade des Kruggartens. Der Regen hatte seit einem halben Stündchen einmal aufgehört, aber in allen Bäumen und Büschen hingen die losen Tropfen. Man mußte die hohen Bäume vermeiden, um nicht unter die Traufe derselben zu kommen, und die Mitte der Steige einhalten, um nicht die Tropfen von den Büschen abzustreichen.

Ja, es war eine alberne Frage. War denn Fritz blind? Begriff er nicht, daß es sich für ein bald achtzehnjähriges Mädchen nicht schickt, oft uneingeladen in ein Nachbarhaus zu gehen, in welchem keine Tochter vorhanden ist, aber zwei erwachsene Söhne leben? Aber Lieschen durfte es ihm nicht sagen; sie sann auf eine ausweichende Antwort. Allein diese war nicht mehr nöthig; denn dem Fritz fiel mit einem Mal eine andere, weit wichtigere Frage ein:

„„Sag' mal, Lieschen, Du siehst Mutter seltener und kannst es deshalb richtiger beurtheilen als ich: sieht sie eigentlich jetzt elender aus wie früher?““

„Nein, Fritz, Deine Mutter hat immer, so lange ich sie kenne, blaß und kränklich ausgesehen. Im vorigen Winter fand ich sie ein paar Mal etwas müde, so um die Augen herum; aber heute fiel mir es nicht auf.“

Fritz schwieg ein Weilchen. Lieschen fuhr fort: „Hat sie denn lange keinen Doktor gehabt?“

„„Nein gar nicht. Das ist es ja eben, daß sie immer gleichmäßig heiter und fröhlich ist und niemals klagt. Darum hat sie mich heute so sehr erschreckt, als sie geradezu von Tod und Sterben zu sprechen anfing, — denke Dir, ganz gleichmüthig von Tod und Sterben, als etwas, was eigentlich alle Tage an sie herantreten könnte!““

Fritz sprach die letzten Worte mit so unsicherer Stimme, als wenn er das Weinen mit Gewalt unterdrücken müßte. Der arme Junge, — und Lieschen war so mitleidig!

„Ach Fritz, darum brauchst Du Dich noch nicht zu ängstigen; der liebe Gott wird Dir Deine gute Mutter gewiß noch lange am Leben erhalten!“

„„Das wollen wir hoffen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie gut sie ist!““

„Das weiß ich ja, Fritz, — und Jedermann weiß es. Ich war erst zwölf Jahr, wie meine selige Mutter starb; aber ich höre sie noch, als wäre es gestern, Deine Mutter loben. Ihr hattet uns einmal in Wischendorf besucht und da sagte sie, als Ihr fortgefahren waret: So eine

Frau giebt es nur einmal, so gut, so klug, so wahr und so liebevoll gegen alle Menschen; jede Frau, die in Angst und Kummer, in Noth und Bedrängniß ist, geht zu ihr und sie hat für Jede Trost und Hilfe mit Worten und mit Werken, — und Alles kommt bei ihr aus gutem Herzen!"

„„Das ist ein schönes Wort, Lieschen, und das hast Du mir noch niemals gesagt?""

Aber trotz dieses Vorwurfs sah er ihr dankbar und herzlich in die freundlichen treuen Augen. Und keine Stimme in seinem Innern warnte ihn, nicht zu tief hinein zu blicken.

Die beiden jungen Leute waren bereits durch die Hinterpforte des Kruggartens in das Gehölz hinter der Worthe des alten Hofes und in die Worthe selbst gekommen und gingen nun ohne Gefahr vor den tröpfelnden Bäumen und Büschen neben einander.

Fritz blieb mit einem Male stehen, wie dies lebhafte Menschen bei plötzlichen Einfällen zu thun pflegen:

„„Sag' mal, Lieschen, geht Dir das manchmal auch so? Seit einer Viertelstunde liegt mir ein schönes Gedicht im Sinn, was ich sonst auswendig konnte, und nun kann ich mich blos auf den ersten Vers besinnen. Und das peinigt mich ordentlich, und ich kann nun gar nichts Anderes denken, als bis ich es heraus habe, und wenn es Stunden lang dauern sollte. Vielleicht kannst Du mir helfen. Das Lied ist von Freiligrath und fängt an: O lieb', so lang' Du lieben kannst!""

„O ja," sagte Lieschen lächelnd; „das wunderschöne

Lied kenne ich recht gut und die ersten Verse weiß ich auswendig, — aber es ist so schrecklich traurig:

O lieb', so lang' Du lieben kannst!
O lieb', so lang' Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß Dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer Dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was Du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte Deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang' Du lieben kannst!
O lieb', so lang' Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!

Schlicht und einfach, aber doch mit dem Ausdrucke des wirklich Empfundenen hatte Lieschen diese Strophen hergesagt; zuletzt aber wurde ihre klare helle Stimme unsicher und eine Thräne trat ihr in das Auge:

„Weiter kann ich es Dir jetzt nicht auffsagen, Fritz. Das Folgende ist noch rührender und ich muß dabei immer an meine selige Mutter denken; die war doch auch

so gut und ich habe sie manchmal recht betrübt. — Aber wenn Du das Lied nicht hast, will ich es Dir abschreiben."

„„Ich danke Dir, liebes Lieschen,"" sagte Fritz, gab ihr die Hand und drückte die ihrige herzhaft, — „„Du bist zu gut. Ich will zu Hause nachsehen, — gehabt habe ich das Lied und finde es auch wohl noch wieder.""

Nun aber suchten sie Beide den Vater Schulz. Bald entdeckten sie ihn, aber auf einem Fleck, wo er vorher nicht gewesen sein konnte. Er saß auf der Bank vor dem Gehöft an der Dorfstraße im tiefen Gespräch mit dem Herrn Gensdarm Greiff.

Lieschen erschrak etwas, als sie Letzteren erblickte, vermuthlich weil sie nun nicht bestellen mochte, weshalb eigentlich ihr Vater den Onkel Schulz sofort zu sprechen wünsche. Der Gensdarm aber schnitt ihr ein so über alle Maßen liebenswürdiges Gesicht, daß Fritz sich ärgerte und dachte: Warte, du Racker, willst doch noch nicht etwa gar nach dieser schmucken Dirn angeln! —

Greiff empfahl sich; er sagte zum alten Schulz, er werde noch nach dem Orts-Armenhaus gehn, dann käme er in den Krug. Der alte Schulz folgte Lieschen und rief im Fortgehen seinem Sohne zu: Fritz, bestelle inzwischen an Mutter, daß der Herr Gensdarm bei uns zur Nacht bleiben wird!

So trennten sich Alle. Fritz ging durch den alten Hof, durch Worthe und Garten nach dem Krug zurück. Mit seinen Gedanken war er indessen bei Lieschen. Die Traurigkeit und die Sorgen um seiner Mutter Gesund-

heit waren wie weggeweht. Er pfiff ein lustiges Schelmenlied, ohne es zu merken, — wußte er doch selbst nicht, wie ihm eigentlich zu Muthe war. Jetzt pfiff er schon zum dritten oder vierten Mal dieselbe Weise und sang im Gedanken dazu den dritten oder vierten Vers des Liedes, und dieser lautete:

„Brauchst ja noch nicht zu gehn,
Hast ja noch Zeit!"
„„Gute Nacht, herztausendschönster Schatz,
Meine Wege, die sind weit.""

Plötzlich däuchte es ihn, er sei in das kleine Lieschen verliebt. Da hielt er ein mit dem Pfeifen; er mußte erst über sich selber lachen. Nein, wie lächerlich war dieser Gedanke! — Hübsch war die Dirn freilich, ein allerliebstes Kind, und nett — auch gut, herzensgut, unaussprechlich herzensgut! — Aber was hatte sie sonst für Eigenschaften, die ihn fesseln konnten? — Hatte er doch oft genug mit wachen Augen von dem unbekannten zukünftigen „herztausendschönsten Schatz" geträumt, — und dabei niemals an das kleine Lieschen gedacht. Nein, wie der herztausendschönste Schatz von Fritz Schulz sah sie eigentlich nicht aus, das kleine Dirn-Dings! — — —

Achtes Kapitel.

Am Spätabend in den Koppeln von Siedenmorsleben. Zufälliges Zusammentreffen von Lieschen und Fritz. Hilferuf eines angsterfüllten Menschenkindes. Auf dem Daries'schen Hofe.

Im Krug traf Fritz Schulz seine Mutter in recht heiterer Stimmung. Ihre Heiterkeit nahm noch zu, als sich bald darauf der Gensdarm Greiff einstellte. Sie nahm ihn freundlich auf. Fritz aber hatte keine Ruhe in der Stube, vollends nicht in dieser Gesellschaft. Es war unterdessen schon spät Abends geworden und Fritz schlenderte in's Dorf, wo sich die jungen Leute auch nach diesem trüben Regentage in ihren Koppeln herumtrieben. Fritz ging der Mädchenkoppel aus dem Wege; die jungen Burschen traf er am andern Ende des Dorfes.

Man unterhielt sich natürlich von dem Hauptereigniß der letzten Tage, von dem Wischendorfer Morde. Daneben auch von dem Gensdarm Greiff, der sich durch seine unvorsichtige Manier herumzuspähen und herumzuschnüffeln und durch großspuriges Auftreten bereits un=

angenehm bemerklich gemacht hatte. Irgendwo hatte er auch etwas von der Möglichkeit eines Verbotes des Turnvereins verlauten lassen. Man bestürmte Fritz darüber mit Fragen. Dieser aber schüttelte den Kopf und lachte:

„Nein, davor sind wir ganz sicher. Solche Vereine giebt es in Hunderten von Städten und Dörfern, und wir haben, als wir ihn begründeten, nichts verabsäumt. Nein! es ist nichts als Wichtigthuerei und Prahlerei. Der Mann ist erst ganz kurze Zeit Gensdarm und denkt sich auf diese Weise bei uns ein besonderes Ansehn geben zu können. Laßt nur gut sein, — ich kenne ihn, er war ja mal mein Unteroffizier beim Militär. Ich werde schon eine Gelegenheit abpassen, ihm seinen Standpunkt klar zu machen. Mit diesem Vogel Greiff werden wir Siedenmorsleber Burschen schon fertig werden; der soll uns nicht greifen."

Die jungen Burschen lachten über dieses nichts weniger als witzige Wortspiel, — aber wer kann in fröhlicher Stimmung immer nur gute Witze machen?

Fritz hatte fast Lust, die Kuckuksgeschichte zu erzählen. Da tauchte auf einmal vor seiner Erinnerung das schmunzelnde Gesicht auf, mit dem der Herr Gensdarm vor einem halben Stündchen Lieschen Hansen nachgeblickt hatte. Wenn derselbe in Siedenmorsleben Standquartier nähme, — das wäre doch recht unangenehm, Lieschens halber. Der Gensdarm konnte zudringlich werden. Davor sie zu bewahren, war Menschenpflicht. Ohne Zweifel konnte man ihn durch Neckereien am leichtesten verscheuchen. Aber dann vorsichtig! Niemandem die Kuckuksgeschichte

erzählen! — Fritz erkundigte sich, ob Jemand ein Lied singen könne, wo als Kehrzeile in Nachahmung des Kuckukrufs Kuckuk! gesungen würde. Es konnte sich Keiner darauf besinnen. Das allbekannte Lied:

Auf einem Baum ein Kuckuk —
Simsala dimbam basala dusala dim
Auf einem Baum ein Kuckuk — saß.

hatte eine solche Kehrzeile nicht. Doch wurde festgestellt, daß man in andern Dörfern allerdings Kuckuk hinterher rufe. Man probirte es sofort, und es machte sich ganz gut. Auch wußten nun einzelne Burschen, daß es noch mehr derartiger Lieder gebe. Fritz bat sie, nach denselben bei den liederkundigen Frauensleuten zu forschen, — es könnte sich ereignen, daß sie solche Lieder bald zu einem Spaß brauchen könnten.

Nachdem ein Bursche eine etwas langathmige Geschichte zu erzählen begonnen hatte, drückte sich Fritz sacht und suchte die Mädchenkoppel auf. Diese hielt sich etwa in der Mitte des Dörfchens vor dem Thorweg des zweiten Hofes von dem Hansenschen auf; nur der Hof des früheren Schulzen Daries war noch dazwischen. Die Mädchen unterhielten sich heute noch mehr als die Burschen von Mordgeschichten. Lieschen Hansen war nicht darunter. Sie hatte sich die ganze Woche noch nicht sehen lassen. Damit fehlte die erste Vorsängerin. Zwar war noch ein anderes vorzüglich liederkundiges Mädchen dabei. Aber dieses verstand es nicht, den Geschmack der übrigen zu treffen. Sie versuchte, der allgemeinen Stimmung dadurch einen besonderen Ausdruck zu geben, daß sie alle

Augenblicke den ersten Vers einer jener alten, durch den Volksmund seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Balladen anstimmte, in denen von Mord und Todtschlag und der darauf folgenden Strafe reichlich die Rede ist. Aber diese Lieder paßten doch schlecht zu dem Tagesereignisse. Denn daß ein alter Mann aus Habsucht durch einen Spitzbuben todtgeschlagen wird, kommt in keinem der alten Lieder vor, — über eine so einfach gemeine That giebt es keine Lieder.

Fritz schlenderte weiter, nach Hause zu. Inzwischen war es dunkel geworden, recht dunkel sogar. Denn der Himmel hing noch voll dicker schwarzer Wolken. Gerade als Fritz bei dem Hansenschen Hofe vorbei gehen wollte, wurde das Pförtchen aufgeklinkt. Aber nicht Lieschen war es. Nein, sein eigener Vater, der nach Hause ging. Fritz freute sich, als der Vater fort war. Nun war es eher möglich, daß sich Lieschen noch auf der hier einsamen Dorfstraße blicken ließ. Er ging leise auf und ab und wieder begann er, ganz ohne es zu beabsichtigen, jene Weise von vorhin zu pfeifen. Diesmal legte er dem Pfeifen jedoch den ersten Vers unter:

Ich ging wohl an ein Brünnelein,
Trank aber nicht,
Suchte meinen herztausendschönsten Schatz,
Fand ihn aber nicht.

Aber wozu lauerte er denn dem Mädchen hier auf? Das hatte er ja noch niemals gethan. War er nicht doch verliebt in sie? Nein, nein! Das konnte er sich nicht einräumen. Aber es schwatzte sich so nett mit dem

Mädchen. Und dann, — er hatte ihr noch allerlei abzufragen.

Und richtig. Eben hatte Fritz denselben ersten Vers zum zweiten Male gepfiffen, da öffnete sich das Pförtchen wieder, — ganz leise. Und heraus kam eben so leise das schmucke Lieschen und sie blieb draußen dicht an dem Pförtchen stehen. Sie horchte. Gewiß nicht nach Fritz, von dessen Nähe sie doch nichts ahnen konnte. Oder hatte sie das Pfeifen gehört und ihn daran erkannt? Nein gewiß nicht. Sie horchte nach der entgegengesetzten Richtung, nach der Koppel der jungen Mädchen hin. Von dort klang zuweilen ein Wort oder ein kurzer Singsang zu ihr herüber. Fürchtete vielleicht das blonde Köpfchen, den zweiten Vers des Liedes von dem Brünnelein zu erleben:

Da ließ ich meine Aeugelein
Rings herum gehn,
Da sah ich meinen herztausendschönsten Schatz
Bei einer Andern stehn!

Wer weiß? — Aber es dauerte keine halbe Minute, da war Fritz da. Natürlich ganz zufällig kam er vorbei. Ganz zufällig bemerkte er sie. Er konnte doch nicht vorübergehen, ohne sie anzureden.

Was hatten sie aber mit einander zu sprechen? — Natürlich ganz gleichgiltige Dinge, — und sie waren gewiß nicht einmal geneigt, sich wieder Verse abzuhören, in denen so Vieles von Liebe vorkommt. Lieschen sagte auch, sie müsse gleich wieder hinein und unter die Koppel möchte sie nicht gehen, so lange ihr Vatersbruder noch auf dem Tod liege.

Aber sie blieb doch ein paar Minuten. Und hierauf begann es wieder zu regnen, — ganz leise anfänglich; dann wurden die Tropfen größer und häufiger. Dennoch schienen sich die beiden jungen Leutchen nicht recht trennen zu können; es war, als wenn ihnen noch etwas fehle, was doch gesprochen werden müßte. Vor dem bischen Regen fanden sie unter dem Baum, welcher die Steinbank zwischen Thorweg und Pförtchen beschattet, hinreichenden Schutz.

Dieses trauliche Beisammensein erfuhr plötzlich eine unerwartete Störung. Ein Angstschrei ertönte durch den stillen Abend. Was war das? Wo kam der Schrei her? Jedenfalls ganz aus der Nähe. Wol aus dem Wohnhaus des Nachbarhofes, des Daries'schen Ackerhofes?

Fritz wollte sofort hineilen. Aber Lieschen ergriff sanft seinen Arm, ihn zurückzuhalten:

„Gewiß war es die arme Frau Daries; sie bekommt öfters Krämpfe, — sie lebt in unglücklicher Ehe!"

— Ist es wirklich wahr, daß sie einmal schon fortgelaufen ist, weil ihr Mann sie geschlagen hat? —

„Ja, das ist wahr. Aber es ist schon lange her, letzten Weihnachten vor'm Jahr!"

— Schrecklich, schrecklich! —

Da — horch! — Laut und deutlich ertönt es: Hilfe, Hilfe, Hilfe! —

Jetzt war für Fritz kein Besinnen mehr: — Aengstige Dich nicht, Lieschen, ich komme gleich wieder! —

Er lief fort. Die Pforte zum Daries'schen Hofe war

nicht verriegelt. Fritz eilte hinein. Als er nach der ihm bekannten, zu den Wohnräumen führenden Seitenthür des großen Hauses stürzte, kam ihm der Hofwirth schon entgegen.

— Was ist hier los? Ich hörte eben nach Hilfe rufen! —

„„Nun ja, es ist kein Wunder, wenn auf solches Geschrei das ganze Dorf zusammenläuft. — Heinrich!““ so rief er dem Knecht zu, „„riegele die Pforte zu! — Ihr bleibt hier, Fritz Schulz; es ist gut, daß ein verständiger Mann als Zeuge da ist. Kommt, folgt mir!““

Eben als sie in die Hausthür traten, rief dieselbe weibliche Stimme wie vorhin: Hilfe! Hilfe! — Sie gingen schnell in eine Kammer. Dieselbe war durch eine sogenannte Sparlampe hinreichend erhellt. Auf einem Bett saß in Nachtkleidern, den Oberkörper mit einem weißen Tuch verhüllt, eine junge Frau. Auf den ersten Blick konnte man erkennen, daß sie krank, fieberkrank sein müsse. Das vom Fieber geröthete, regelmäßige, nichts weniger als häßliche Gesicht sah fast verzerrt aus; Angst, tiefe Angst malte sich darauf. Mit beiden Händen strich sie die Haare aus der Stirn und drückte die Schläfen, als sei dort der Sitz furchtbarer Schmerzen. Es war die Frau Daries.

„„Was schrei'st Du denn nach Hilfe, Frau? Hier ist Hilfe. Wer hat Dir was gethan? Sag's gerade heraus. Hab' ich Dich etwa geschlagen?““ so sprach ihr Mann hart auf sie ein.

Die Frau sah ihn und Fritz mit unklaren, ver-

schwimmenden Augen an. Dann stieß sie mit der Hast einer Fieberkranken heraus: „Ja, Hilfe, Hilfe! Hier sitzt es, hier!“ — sie drückte dazu wieder mit beiden Händen die Schläfen — „hier im Kopf! da pocht es und hämmert es, daß die Funken herumfliegen und die Gedanken dazu. Kann mir Keiner helfen? — Es war schlecht von mir, daß ich mich bereden ließ, aber bin ich nicht gestraft genug? — Oh, oh, — das nennen sie Ehe! — Nein, ich halte die Schmerzen nicht aus, Hilfe muß ich haben, Hilfe!“

„„Da hören Sie es,““ — sagte nun Daries zu dem wirklich entsetzten Fritz mit einem Gelächter, was diesem furchtbar roh erschien, — „„ich thu' ihr nichts, kein Mensch thut ihr was; aber sie schreit mir das Dorf nach Hilfe zusammen, nach Hilfe vor ihren Kopfschmerzen oder vor ihren dummen Gedanken, — was weiß ich?““

Fritz erwiderte leise: — Ihre Frau ist krank, Herr Daries, sehr krank. War noch kein Arzt da? —

„„Ach, solche Anfälle hat sie schon oft gehabt; Dr. Wolgemut weiß dagegen nichts. Aber ich werde ihn wieder mal fragen.““

Die Kranke schien inzwischen etwas mehr zur Besinnung gekommen zu sein. Fritz trat näher: — Kennen Sie mich, Frau Daries? —

„Warum soll ich Sie nicht kennen? — Fritz Schulz? — sein Sie willkommen!“ — Die letzten Worte sprach sie ruhig und sanft, als sei sie aus einem bösen Traum erwacht, und ihr Gesicht wurde freundlicher. Sie fuhr darauf fort, im Tone einer Gesunden zu sprechen, nur

etwas hastiger: „Wie geht's Ihrer Mutter? Ich hab' sie seit Jahr und Tag nicht gesehn; ich wär' gern mal hingegangen, aber ich bin ja so oft krank, schrecklich krank.““ — —

Fritz war noch niemals mit Geisteskranken in Berührung gekommen. Er schwebte in dem Irrthum, ein Geisteskranker könne nur unsinniges Zeug sprechen; er war daher über die ganz verständigen Worte der Frau Daries höchlichst erstaunt. Ohne darauf zu achten, daß Daries über sein langes Verweilen ungeduldig wurde, setzte er das Gespräch mit ihr fort. Er tröstete sie, es werde mit ihrer Gesundheit gewiß bald wieder gut werden. Und wenn sie seine Mutter sprechen wolle, brauche sie nur hinzuschicken, dann komme dieselbe sicherlich her.

Frau Daries schien über diese Zusage ruhiger zu werden, aber sie warf einen scheuen Blick auf ihren Mann. Fritz sah ihn und fügte hinzu: — Ihr Mann wird doch auch nichts dagegen haben. —

„„I wo! was sollt' ich dagegen haben,““ entgegnete dieser in einem seine Worte Lügen strafenden mürrischen Tone, — „„aber nun wollen wir sie in Ruhe lassen.““ —

Fritz sagte Gute Nacht, und sie gingen schweigend fort. Daries begleitete ihn zurück über den Hof, riegelte die Hofpforte auf und trat mit ihm auf die Dorfstraße. Richtig, dort standen eine große Anzahl Personen, — viele aus den Koppeln. Sie mochten wol alle durch den Hilferuf herbeigezogen sein. Daries schien sich darüber zu ärgern:

„„Da haben wir es! Laufen die Leute zusammen

um nichts und wieder nichts. Ihr könnt ruhig nach Hause gehn, — es ist nichts los. Wer's nicht glauben will, kann Fritz Schulzen fragen, und wenn nicht, so läßt er's bleiben!""

Und damit trat er in die Pforte zurück, schmiß die Thür mit aller Gewalt zu und warf den eisernen Riegel vor, daß es nur so klirrte. Fritz theilte den Neugierigen mit zwei Worten mit, was er gesehen hatte. Lieschen war nicht mehr zu erblicken. Er mußte, ohne ihr Gute Nacht gesagt zu haben, durch den kalten Regen nach Hause.

Neuntes Kapitel.

Wie der Reichsfreiherr Paridam von Uchtenhagen an dem Regenmorgen des 7. Juli 1870 seiner Enkelin einen Abriß der Geschichte des edlen Reichsfreiherrlichen Geschlechts derer von Uchtenhagen vom Mittelalter bis zur Geburt der wilden Anntrin vorträgt.

Am Donnerstag Morgen regnete es gerade wie am Mittwoch Nachmittag immer gleichmäßig fort. Es war ein richtiger Landregen. Der Freiherr von Uchtenhagen und seine Enkelin nahmen deshalb ihren Morgenkaffee nicht im Garten hinter dem Schloß ein, wie sonst wol an schönen Sommermorgen, sondern sie saßen dazu in des Freiherrn Wohnzimmer. Auf diesen machte schlechtes Wetter stets einen schlechten Eindruck. Heute war er über die Maßen muthlos: — Es ist doch ein schreckliches Elend, Anntrin, mit so einem alten schwachen Mann. —

Anntrin wollte dies nicht Wort haben. Mit dem Finger drohend schalt sie ernsthaft: „Großväterchen, Großväterchen, wer wird solche gottlosen Reden führen. Mittag scheint die Sonne und dann bist Du wieder lustig.“

— Nein, Kindchen, an dem Regen liegt es nicht. Ich fühle es schon seit gestern in allen Gliedern. —

„Das kommt von dem Stubenhocken. Was die vielen Schreibereien sollen, — ich weiß es nicht und sehne mich nicht danach, etwas davon zu verstehen. Aber so viel weiß ich: Deiner Gesundheit sind sie gewiß nicht zuträglich.“

Der alte Herr lächelte: — Ja, Anntrinchen, das ist alles Deinetwegen und Deines Bruders wegen nothwendig. Es ist nicht leicht ein Familienfideikommiß zu stiften und dabei sicher zu sein, nicht die Interessen der nächsten und liebsten Angehörigen zu verletzen. —

„Ei, um den Achaz und mich brauchst Du Dich nicht so zu quälen. Unsere Interessen gehen immer zusammen. Haben wir nicht sogar in betreff der Pferde und Hunde Gütergemeinschaft aufrecht erhalten?“

— Alles schön, liebes Kind. Aber das hält nur so lange vor, als Ihr beide unverheirathet seid. Und darin liegt eben die Schwierigkeit. Ja, wenn ich Euch beide verheirathet sähe, — oder Dich wenigstens, und wenn Du einen braven Ehegatten mit vernünftigen Ansichten hättest, mit dem ich Alles besprechen könnte . . .

„Nein, Großväterchen, das ist zu viel verlangt. Es soll zwar eine alte, jedoch immer neu bleibende, herzzerbrechende Geschichte sein, daß das Mädchen aus Aerger den ersten besten Mann heirathet, der ihr in den Weg gelaufen, — aber daß das Mädchen zur Erleichterung der Fideikommißstiftungs-Absichten ihres Großpapa's den ersten besten Mann heirathen darf, — das behauptet

nicht einmal der kühnste Dichter. Das kann ich Dir leider nicht zu Gefallen thun. Aber ich sehe auch nicht ein, warum Du nicht alle die Sachen eben so gut, wie mit meinem zukünftigen Gebieter, mit mir besprechen kannst."

Der Alte schüttelte ernsthaft mit dem Kopf.

„Und dann, Großväterchen, wie ist es denn, — Du hattest mich immer vertröstet, Du wolltest mir an meinem achtzehnten Geburtstage die ganze Geschichte Derer von Uchtenhagen vortragen, und als der achtzehnte Geburtstag endlich gekommen war, da ging es nicht, da saßen wir in der Eisenbahn. Wie wäre dies heute früh? Auf den Morgenspaziergang werden wir doch verzichten müssen. Vielleicht weiß ich nachher auch in Deinen Fideikommißgeschichten so weisen Rath, daß Du wieder einmal ausrufst: Anntrinchen, Anntrinchen, Du bist doch die Klügste von uns Beiden!"

Der Freiherr wollte diesmal, wenngleich er sich über seiner Enkelin Bestreben, ihn aufzuheitern, herzinnig freute, doch nicht in die leichtmüthige Stimmung kommen, welche jene an ihm liebte. Nach einigem Sträuben meinte er indeß:

— Meinethalben, die Familiengeschichte bin ich Dir schuldig, aber sie ist viel zu lang, um sie in einem Ruck zu erzählen. Einen kurzen Abriß will ich Dir zum Besten geben, damit Du mich mit meinen Sorgen um die Zukunft der Familie nicht ferner mehr auslachst:

Von unsern mittelalterlichen Ahnen steht urkundlich fest, daß es tapfere und wackere Edelleute waren, allzeit

bereit, für Kaiser und Reich ihr Leben hinzugeben. Wie die meisten Deutschen Ritterfamilien der Marken hatten sich auch die Uchtenhagen zunächst in der Altmark niedergelassen, um die Deutsche Kolonisation in dieser äußersten Grenzmark gegen die Slaven zu schützen, und rückten sodann mit den Markgrafen nach Osten über die Elbe in das Havelland und in die Priegnitz, auf den Barnim und in die Uckermark. Sie gehörten zu den angesehensten Geschlechtern der Märkischen Ritterschaft, zu denjenigen, welche feste, von Mauern, Wällen und Gräben bewahrte Burgen zu Lehn trugen und deshalb zum Unterschiede von den sogenannten „Zaunjunkern“ die „beschloßten“ oder „schloßgesessenen“ genannt wurden. Als die Hohenzollern in die Marken kamen, verweigerten dem Nürnberger Burggrafen Anno 1412 unter Führung des Priegnitzischen Landeshauptmanns Caspar Gans zu Puttlitz viele schloßgesessene Edle, die Quitzow's, Rochow's, Arnim's, Holzendorf's, Alvenleben's u. s. w., unter ihnen auch Albrecht von Uchtenhagen, die Erbhuldigung. — Doch siehst Du, da gerathe ich schon auf Einzelheiten und werde weitläufig, während ich ganz kurz sein wollte. Ja, das Alter ist geschwätzig und langweilig. —

„Langweilig? — Nein, bisher war es nicht langweilig, gewiß nicht. Wie gern höre ich von den Thaten unserer Vorfahren! Meinst Du nicht, daß auch ich stolz bin, Uchtenhagen zu heißen?“

— Mag sein, Kindchen, — erwiederte lächelnd der Freiherr; — darum darfst Du, Kind des neunzehnten Jahrhunderts, die alten Rittergeschichten doch langweilig fin-

den. Also, ich will kürzer sein. Unsere Vorfahren wahrten ihre Rechte mit den Waffen in der Hand gegen Jedermann, auch gegen die Hohenzollern und die hungrigen Fränkischen Edelleute, welche mit denselben in die Marken kamen. Bevor der Landfrieden verkündet war, hatten die Uchtenhagen in ihren Fehden gewiß auch manchen Pfeffersack von Kaufmann ausgeplündert. Aber später, als „das Reuten und Rauben" anfing eine Schande zu werden, hielten sie sich vom Stegreifreiten fern und, im Gegensatz zu den Stellmeiser-Familien der Manteuffel, Puttkammer, Itzenplitz und wie sie alle heißen mögen, zierte niemals ein Uchtenhagen den Räubergalgen.

Vom funfzehnten Jahrhundert an sind zwei gesonderte Zweige des alten Stammes zu unterscheiden. Der Hauptzweig, welcher auch das Stammgut Uchtenhagen in der Altmark behielt, war reichbegütert auf dem Barnim. Das feste Schloß Freienwalde und viele andere Güter gehörten ihm. Ja, unter den großen Rittergütern, welche heute die Abkömmlinge des erst zu meinen Lebzeiten geadelten und baronisirten Militärlieferanten Eckard, die reichen Freiherren von Eckardtstein und andere christliche und jüdische Emporkömmlinge auf dem Barnim und sonst in der Umgegend von Berlin besitzen, werden wenige sein, welche nicht im Laufe der Jahrhunderte einmal im Besitz, mindestens im Pfandbesitz eines Uchtenhagen gewesen sind. Dieser Zweig der Familie starb indessen im Anfang des 17. Jahrhunderts aus. Die Güter fielen 1618 an den Kurfürsten, — weil mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges der andere

Zweig der Familie, von welchem wir abstammen, nichts that, dem Heimfall der Lehen zu widersprechen. Unsere Vorfahren besaßen außer Wischendorf mit Zubehör im ganzen Kurfürstenthum Brandenburg keine Scholle Landes; sie waren nach Westfalen gezogen und hatten es dort zu Reichsfreiherren gebracht. Auch in Wischendorf ließ sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo mein Urgroßvater die alte Burg einriß, um unser Schloß zu bauen, selten ein Uchtenhagen sehen.

Aber seit dem dreißigjährigen Kriege verfolgte das Unglück unsere, wie so viele Adelsfamilien. Ein Gut nach dem andern ging verloren, und als ich, der Stammhalter der Reichsfreiherren von Uchtenhagen, geboren wurde, war mein Vater nur noch im Besitz von Wischendorf.

Meine Jugend fiel in die Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Deutschen Vaterlandes. Unter König Hieronymus Napoleon von Kaiser Napoleons des Ersten Gnaden geriethen die meisten derjenigen Edelleute der Altmark, welche auf die Gunst des Korsischen Krämerjünglings verzichteten, in Verarmung, — mein Vater mit ihnen. Er starb um dieselbe Zeit, als des Welteroberers Allmacht durch den Russischen Winter vernichtet wurde.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los; — ich hatte keine Lust, der verwirrten Vermögensverhältnisse meines verstorbenen Vaters halber hinter dem Ofen zu bleiben. Ich ließ Alles im Stich und zog mit. Es war kein besonderes Verdienst dabei, — denn viel hatte ich

nicht zu verlieren. Als ich in der Preußischen Offiziers-Uniform aus dem Kriege heimkehrte, war Wischendorf unter Sequestration, — das heißt der Rest des Gutes; denn mehr als die Hälfte der Gutsländereien, namentlich der schöne Wiesenplan bei Siedenmorsleben, war in der Westfälischen Zeit von meinem Vater bereits parzellenweise verkauft worden. Der Erbschaft hatte ich gänzlich entsagt. Der Sequestration folgte die Subhastation des Restguts. Ich war von allerlei Freiheitsgedanken erfüllt in den Krieg gezogen und hatte längst darauf verzichtet, das Familiengut zu behalten. Aber als ich für immer von diesem uralten Besitz meiner Vorfahren Abschied nehmen sollte, da tauchte zum ersten Male in mir das Gefühl auf, daß der Adel uns Pflichten auferlegt. War es nicht Pflicht und Schuldigkeit des letzten Reichsfreiherrn von Uchtenhagen, den letzten Rittersitz seiner Ahnen nicht in die Hände von Bauern oder Güterschacherern fallen zu lassen? — Ein paar treue Freunde, die ich im Kriege erworben hatte, machten es mir möglich, das verwüstete Gut, zu dem sich in der geldarmen Zeit Kauflustige nicht fanden, zu einem Spottpreis anzukaufen.

Und nun harte Bauernarbeit manches Jahr hindurch! Ich lernte erkennen, wie es nichts Elenderes auf der Welt giebt, als einen überschuldeten Landedelmann, der sich bemüht, äußerlich den Schein des standesgemäßen Lebens aufrecht erhalten zu wollen; aber ich erfuhr auch, worin die Stärke des Deutschen Landedelmanns liegt, der auf dem altererbten Gute selbst wirthschaftet. Die Bauern sahen anfänglich halb spöttisch, halb mitleidig auf mich

hernieder. Einzelne mochten bereits kalkuliren, was sie bei einer Dismembration des Rittergutes kaufen sollten. Sind doch in der Altmark die meisten Rittergüter vollständig ausgeschlachtet. Der alte Deutsche Bauernhaß gegen den Edelmann machte sich natürlich bei denen am meisten geltend, welche in dem Bankerott über meines Vaters Nachlaß Geld verloren hatten, welches ich ihnen zu erstatten weder schuldig noch im Stande war. Aber auch bei Leuten, denen mein Vater in guten Zeiten Wohlthaten erwiesen hatte, spürte man die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Verbitterung gegen die Adelsfamilie, für welche die gesammten Bauern rechtlich und vielleicht auch widerrechtlich einst vier Tage in der Woche hatten frohnden müssen. Trotz alledem kam in dem Benehmen der Leute gegen mich bald eine gewisse Empfindung der Zusammengehörigkeit zum Vorschein. „Unser Edelmann“ hieß ich nicht blos bei den Wischendorfern, sondern auch in Siedenmorsleben und Vielitz, also in allen Dörfern, welche dem Gute früher dienstpflichtig gewesen waren. Die Dienste waren nämlich schon vor meiner Zeit durch Kapital abgelöst. Und diese mißtrauischen Bauern alter Art waren im Grunde ihres Herzens doch höchlichst erfreut, daß „unser Edelmann“, der letzte Uchtenhagen, es unter den schwierigsten Verhältnissen durchsetzte, den Familienbesitz zu behaupten, während die meisten andern Altmärkischen Adelsfamilien sich dem Schicksal, besitzlos zu werden, ohne ernstlichen Widerstand unterwarfen.

Von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr wurde

mein Verhältniß zu den Bauern besser. Als sie sahen, wie ich als echter Landjunker in Arbeit und Sparsamkeit mit ihnen wetteiferte, wie ich mich nicht zu gut dünkte, überall selbst Hand anzulegen, wie ich ferner mich niemals mit ihnen „gemein" machte, und doch zu ihnen stand, sobald irgend ein schreibwüthiger Beamter sie mit einer unzulässigen Bevormundung bedrohte, — da erwarb ich mir ihre Achtung, ihr Vertrauen. Das Glück war mir günstig, der Himmel segnete meine Arbeit. In wenigen Jahren, die ich in völliger Einsamkeit als reiner Bauer verlebte, brachte ich das ganz devastirte Gut in guten Stand, und stieß alle Schulden bis auf die festen Hypotheken ab, und bald kam der Tag, wo ich die Gläubiger, die durch meines Vaters Bankerott Geld verloren hatten, mit der Erklärung überraschen konnte, die ersten 20 Prozent ihrer verlorenen Forderungen lägen zur Auszahlung bereit, und ich behielte mir vor, wenn mir Leben, Gesundheit und gute Ernten blieben, mit diesen Zahlungen fortzufahren. —

Der alte Freiherr war bei seiner Erzählung immer lebhafter geworden; die Erinnerung an diese Tage, wo er vor aller Welt die kernhafte Tüchtigkeit des letzten Uchtenhagen hatte darlegen können, zauberte Sonnenschein auf das alte Gesicht. Heller freilich erglänzte der Sonnenschein auf dem jungen Antlitz seiner Enkelin. Wie schön leuchteten die Augen dieses Mädchens, als sie mit Bewunderung, Stolz und Liebe auf den Großvater blickte. Schweigend schlug sie den Arm um seinen Hals und drückte, unbekümmert um die Stacheln des struppigen

Schnurrbarts, einen festen herzlichen Kuß auf den alten Mund. Und trotz des freudigen Lächelns, das ihr um die Mundwinkel zuckte, entstürzte eine Thräne der Rührung den leuchtenden Augen. Der Alte aber fuhr fort:

— Du kannst Dir gar nicht denken, Kindchen, was für ein anderer Mann ich von diesem Zeitpunkt an in der Meinung der ganzen Gegend war. Zur Schande unseres Standes muß ich es gestehen: Dazumal war der Adel so heruntergekommen, daß man eine solche Handlung, wie sie jeder ehrenwerthe Mann ganz natürlich finden muß und wie sie unter den großen Kaufleuten, die ihre besondere kaufmännische Ehre haben, gar nicht selten vorkommt, bei einem Edelmann fast für unglaublich hielt. Gerade in Geldsachen war eine schmutzige Gesinnung unter diesem heruntergekommenen Adel eingerissen. Nach Bezahlung jener 20 Prozent von meines Vaters Schulden wurde ich plötzlich mit einem Kredit überschüttet, wie ihn dazumal der reichste Grundherr nicht besaß. Die Bauern brachten mir ihre Ersparnisse und baten mich himmelhoch, sie ihnen auf Abholung aufzuheben oder boten sie mir als Darlehn zu den allergeringsten Zinsen an. Ich lehnte anfänglich diese Anerbieten ab. Aber bald erkannte ich, welchen Nutzen ich stiften konnte und ich errichtete eine förmliche Sparkasse. Allmälich wurden die Geldstrümpfe aus dem Bettstroh geholt und die Geldtöpfe ausgegraben. Man brachte mir das zinslos daliegende Geld und ich zahlte drei Prozent Zinsen, während ich es höher für mich nutzen konnte. Ich wußte

durch Ankäufe das Gut wieder auf seine vorige Größe zu bringen. Alles gelang mir.

Inzwischen aber arbeitete und sorgte ich nicht mehr allein. Ich hatte einen Kameraden gefunden, der mir die Hälfte der Sorgen und Mühen abnahm und dazu das Leben so zu verschönern wußte, daß ich tagtäglich staunte über die Fülle von Glück, welches die alte Erde ihren Bewohnern zu bieten vermag. Nur fünf Jahre hatte meine einsame Wirthschaft bestanden. Da führte ich Deine Großmutter, ein armes Edelfräulein, als Gattin in mein nicht ererbtes, sondern sauer erarbeitetes Stammschloß. Mit ihr war erst der rechte Segen in meinem Hause eingekehrt. Sie wurde durch ihre werkthätige Liebe auch ein Segen aller Elenden und Bedrängten, Armen und Kranken des Dorfes und der Umgegend. Sie machte dieses alte düstere Haus bald hell und lustig. Sie wußte in dem auf sie übergegangenen Theil der Wirthschaft Pfennigs- und Groschenweise beträchtliche Ersparnisse zu machen, und verwendete dieselben dazu, die Behaglichkeit, den Komfort hervorzurufen, den ich, ohne es selbst zu wissen, bis dahin vermißt hatte.

Der Erzähler hielt inne. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Es schien, als könne er sich von diesem sonnigsten Theile seiner Lebensgeschichte nicht trennen. Anntrin versuchte ihm den Uebergang zu erleichtern:

„War denn die Großmutter, von der ich, wie Du immer sagst, die Augen geerbt habe, auch so lustig wie ich?“

— Nein, nicht ganz so. — Nein! lustig konnte man sie eigentlich nicht nennen. Sie war in Entbehrung und Noth aufgewachsen; aber es steckte in ihr ein solcher Vorrath von Lebensmuth und Lebensfreudigkeit, daß sie die schlechte Laune niemals über sich Gewalt gewinnen ließ. Doch ich muß eilen, — die Erzählung wird zu lang ausgesponnen. Achaz, Dein Vater, unser erstgebornes Kind, blieb unser einziger Sohn. Unsere Tochter Leopoldine war 7 Jahr jünger als er. Ihre Geburt verschuldete den Tod ihrer Mutter. Damit war die glücklichste Zeit meines Lebens dahin. Ich war nunmehr durch eigene Kraft, durch eigene Arbeit einer der wohlhabendsten und angesehensten Edelleute unserer Heimath, der Altmark, geworden. Und doch, wie gern hätte ich die verflossenen Jahre noch einmal durchlebt, von der Zeit an, wo ich bei Wind und Wetter im Fünfkamm-Rock, ein Stück Brot und Speck in der Tasche, auf dem mit Korn beladenen Leiterwagen selbst nach der Stadt fuhr, um bessere Preise zu erzielen.

Nach dem Tode meiner Frau machte mir die Erziehung der beiden Kinder große Sorge. Ich hatte an mir selbst erfahren, von welcher Bedeutung das echte und rechte Standesbewußtsein für uns ist. Ich hielt es deßhalb für meine heilige Pflicht, bei der Erziehung meiner Kinder dahin zu wirken, daß sich dieses Standesbewußtsein in ihnen entwickele, damit sie stets daran dächten, der langen Reihe ihrer edlen Vorfahren Ehre zu machen. Zu diesem Zwecke hielt ich geboten, von ihnen in ihrem Kindesalt alles Gemeine und Niedrige fern zu halten,

sie von allen Kreisen auszuschließen, in denen solches leichter an sie herantreten konnte. Sie wurden im Hause durch Hauslehrer und Erzieherin unterrichtet. Achaz kam später auf eine Ritterakademie, wo er davor bewahrt blieb, zwischen Bürgers- und Bauerssöhnen Platz zu nehmen, und Leopoldine sandte ich frühzeitig in eine Erziehungsanstalt für Töchter vornehmer Familien. Was ich zu erreichen gehofft hatte, trat nicht ein. Meine Kinder waren gut und brav, sie liebten mich und gaben sich Mühe mir Freude zu bereiten; allein den aristokratischen Sinn, welchen ich ihnen einzuflößen wünschte, hatten sie beide nicht. Jener ehrenwerthe Stolz, darauf zu denken und zu sinnen, dahin zu dichten und zu trachten, den Stamm des alten freien Rittergeschlechts derer von Uchtenhagen wieder in Flor zu bringen, — jener Stolz, welcher mich zu dem gemacht hat, was ich bin, lag ihnen durchaus fern. —

— Daß meine Leopoldine am 1. Januar 1850 starb, weißt Du. Aber hat man Dir etwas Näheres über die Ursache ihres Dahinsiechens erzählt? —

„Ja, ich erinnere mich dunkel, vor langen Jahren vernommen zu haben, sie sei aus Gram gestorben, weil ihr der Geliebte ihres Herzens untreu geworden sei?“

— So erzählt man sich? — Sonderbar! — Darnach scheint das geheimnißvolle Dunkel, in welches sich ihre Liebe hüllte, vor den Augen der Welt nicht gelichtet zu sein. Leopoldine, ein sanftes schüchternes Mädchen, hatte sich bereits als halbes Kind in der Pension in einen jungen Mann verliebt, mit dem sie durch irgend einen

Zufall bekannt geworden war. Der junge Mann, ein Arzt aus bürgerlicher Familie, hielt, dem Geist der Zeit entsprechend, es war Ende 1846, Adel und Vermögen für so gleichgiltige untergeordnete Dinge, daß er, ohne darüber nur ein Wort zu verlieren, brieflich um die Hand meiner Tochter anhielt und mich bat, ihm vorläufig, damit ich ihn kennen lerne, Zutritt zu meinem Hause zu gewähren. Ich antwortete ihm, daß meine kaum siebzehnjährige Tochter noch zu jung sei, als daß ich auf ihre eigene Neigung, auf welche er sich berufen hatte, Werth legen könne; wenn sie das achtzehnte Lebensjahr vollendet habe, möge er wieder anfragen, bis dahin aber keinerlei Verbindung mit ihr unterhalten. Leopoldine liebte ihn wirklich und hatte kein Verständniß für die Hindernisse, welche ich ihm bereitete. Als sie achtzehn Jahr alt war, gestattete ich einen einmaligen Besuch und dann Briefwechsel auf ein zweites Jahr. Der junge Mann mißfiel mir aus vielen Gründen. Aber kaum war das zweite Prüfungsjahr angefangen, da kam das tolle Jahr 1848 mit seinen Straßenkämpfen und mit seinen Versuchen, den Adel zu vernichten und eine wahnsinnige Gleichheit herzustellen. Leopoldinens Geliebter, ich muß ihn leider so nennen, betheiligte sich lebhaft an dem revolutionären Treiben, weshalb ich jeden ferneren Briefwechsel verbot. Was ich ihm vorhergesagt hatte, traf ein. Im November 1848 sollte er verhaftet werden, entfloh jedoch, um im Mai 1849 in dem aufständischen Baden wieder aufzutauchen. Er wurde schließlich gefangen, und vom Kriegsgericht zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Meine Hoffnung, daß es Seitens Leopoldinens nur eine flüchtige Jugendneigung gewesen sei, erfüllte sich zu meiner Betrübniß nicht. Sie verzieh ihm Alles und versuchte nach seiner Gefangennahme, als ich jede Verwendung für ihn verweigerte, hinter meinem Rücken mit einer mir an dem stillen und sanften Kinde unbegreiflichen Entschiedenheit, ihn aus dem Gefängniß zu befreien, und als dies mißlungen war, seine Begnadigung zu erwirken. Alles war vergeblich. Bald nachdem das Zellengefängniß zu Bruchsal den Sträfling aufgenommen hette, erkrankte sie und starb. Aufregung und Gram hatten ihren von Kindheit an zarten Körper vernichtet. —

„Und was ist aus ihrem Geliebten geworden?“

— Ich habe mich nicht um ihn gekümmert. Doch erfuhr ich, daß er nach einigen Jahren unter der Bedingung der Auswanderung begnadigt sei.

Auch Dein Vater war kein Aristokrat in dem Sinne, wie ich es wünschte. Er verkehrte auf der Universität, wie auf der Ritterakademie fast nur mit Adeligen. Aber als er im Jahre 1844 die Universität verließ, um sich wenigstens vorläufig in der Staatskarrière umzusehen, war er in seinen Lebensanschauungen von einem bürgerlichen Referendarius nicht zu unterscheiden. Freilich war dazumal in allen gebildeten Kreisen Deutschlands ein unklarer Liberalismus Mode, in Preußen sogar unter dem Adel. Es galt für ungebildet, nicht liberal zu sein, und auch der altmärkische Adel wollte darin nicht zurückbleiben. Ich für meine Person machte die Mode nicht mit und war deshalb in den Augen der meisten

Standesgenossen ein schrullenhafter Sonderling. War doch selbst der junge Herr von Bismarck-Schönhausen, mit dem Dein Vater öfters zusammenkam und der ihm stets gewaltig imponirte, damals liberal.

Trotz seines Liberalismus hatte der altmärkische Landadel in jenen Jahren regelmäßige Zusammenkünfte. Abgesehen von den um Pfingsten stattfindenden Pferderennen zu Gardelegen, trafen sich im Winter die adeligen Familien ein Paar Mal in Stendal zu einem Subskriptionsball, von welchem freilich die höheren Beamten, überhaupt die sogenannten Honoratioren der Stadt nicht ausgeschlossen werden konnten. Hier lernten sich Deine Eltern kennen. Verlobung und Hochzeit folgten bald auf einander. Denn ich war froh, Deinen Vater auf diese Weise von dem Gedanken an die Staatsbeamten-Karrière loszulösen. Meinte ich doch, daß er als angesessener Landedelmann sich von dem Werthe des deutschen Adels als solchen mehr als bisher werde durchdringen lassen. Ich kaufte ihm das kleine Rittergut Pachwitz, dessen Nähe es möglich machte, die Kinder ein paar Mal in der Woche hier in Wischendorf zu sehen und auch dort zu besuchen. — — —

„Und von meiner Mutter sagst Du nichts, Großväterchen?“ warf ihm Anntrin ein, als er eine kleine Pause des Nachdenkens machte.

— Deine Mutter, Kind? — Nun, Du hast es ja von mir wie von Jedermann oft genug gehört; sie war eine sanfte, liebe, sorgsame Hausfrau, eine treffliche Gattin, Mutter und Schwiegertochter. Aber ihr ganzes

Gemüth war auf ein adeliges Standesbewußtsein nicht angelegt. Sie nahm deshalb mit weiblichem Mitleid auch anfänglich Partei für ihre Schwägerin Leopoldine und gab deren Geliebten in dem ersten ihm von mir gestellten Probejahr öfters Nachricht über sie und umgekehrt.

Als die Revolution über Preußen hereinbrach, kam Dein Vater endlich darüber zur Klarheit, zu welchen entsetzlichen Zuständen die von dem Liberalismus bewußt oder unbewußt beabsichtigte Auflösung der Ordnung hätte führen müssen, wenn die Revolution nicht noch in der zwölften Stunde von eiserner Hand zerschmettert worden wäre. Allein der tiefe Eindruck, welchen diese Ereignisse auf ihn machten, die Bestürzung über den schrecklichen Abgrund, dem auch er mit den meisten Gebildeten Jahre lang entgegen getaumelt war, — trieb ihn nun jäh in eine entgegengesetzte Richtung hinein, welche mir damals wie noch heute widerstrebt. Er schloß sich den strengkirchlichen, pietistischen Bestrebungen an, die dazumal unter dem konservativen Adel der Marken, Pommerns und Mecklenburgs Mode wurden. Er verkehrte vornehmlich mit hochmüthigen orthodoxen Geistlichen, die ihm als einem Erweckten zu schmeicheln verstanden und denen er einen schädlichen Einfluß auf sich gestattete.

Doch glaube nicht, liebes Kind, daß ich ihm und Deiner Mutter einen Vorwurf machen will. Wir kamen nach einigen schmerzlichen Gemüthserregungen bald in diejenige Stellung zu einander, welche unter Familienmitgliedern, die sich lieben, in Glaubenssachen die einzig

richtige ist. Wir gaben es auf, einander zu bekehren und bemühten uns statt dessen um so sorgfältiger, uns die aufrichtige Liebe zu beweisen, welche uns trotz aller Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen verband. Deiner Mutter muß ich es namentlich nachrühmen, daß sie mit dem zartesten Takte mir treu zur Seite stand, als ich Leopoldine verlor. Sie wurde mir in jenen Tagen der Trübsal unentbehrlich, so daß ich von Stund an die schleunige Uebersiedelung Deiner Eltern nach Wischendorf betrieb. So kam es, daß der Stammhalter derer von Uchtenhagen, Dein Bruder Achaz, in Pachwitz, Du aber, Anntrin, in Wischendorf geboren bist. Deine beiden Eltern starben, als Du eben gelernt hattest, Vater und Mutter zu rufen. —

Zehntes Kapitel.

Wie es zugegangen ist, daß Anntrin von Uchtenhagen den Beinamen der „wilden“ erhielt. Warum sie keine Mißheirat schließen will, und was sie in der Schweiz auf der Axenstraße erlebt hat.

Der Freiherr von Uchtenhagen hielt mit seiner Erzählung ein, als er bis zu diesem wichtigen Abschnitt gekommen war. Diesmal unterbrach ihn seine Enkelin nicht. Ihre Gedanken schweiften zurück in ihre früheste Kindheit. Es war gewiß ihre älteste Erinnerung, — sie erblickte sich in dem nachbarlichen Grünhof im Grase sitzend und den Gösseln oder „Gänseküken“ zusehend. Neben sich eine eben so kleine blondköpfige und blondzöpfige Freundin. Beide begannen nach Kinderart einander von ihren Habseligkeiten vorzuprahlen: „Etsch! ich habe man eine Puppe“, sagte Anntrin. „„Etsch, ich habe auch eine““, erwiderte Lieschen, und nun wurde alles Spielzeug, und Hunde, Pferde, Katzen, Schafe, Gänse, Enten, Schweine, der Reihe nach durchgenommen und alles was Anntrin hatte, behauptete Lieschen auch zu haben, und

was Lieschen zu besitzen sich rühmte, besaß Anntrin ganz gewiß. Zuletzt aber spielte Anntrin den höchsten Trumpf aus: „Ich habe einen Reitponi mit einem Sattel und den hast Du nicht." Diese Thatsache war nicht abzuleugnen. Aber dem blonden Lieschen war inzwischen der größte Vorzug eingefallen, den sie vor ihrer Freundin besaß, und sie säumte keinen Augenblick, ihr denselben vorzuhalten: „„Ich brauch' auch keinen Reitponi, Anntrin, aber etsch! ich hab' man Vater und Mutter und die hast Du nicht, und wer keinen Vater und Mutter hat, ist ein armes Waisenkind, hat meine Mutter gesagt, Etsch!"" — Was sollte sie darauf erwidern? Sie wußte es nicht und ärgerte sich, und weil sie sich ärgerte, ging sie unverzüglich zu Thätlichkeiten über und fiel ihrer Freundin in die Haare. Und Lieschen war schwächer und schrie. Da aber kam die alte garstige Grete, die auf diesem Nachbarshofe diente und die immer so mürrisch war, wenn die Kinder auf die Blumenbeete traten, und drohte in ihrer groben Weise: Willst Du wol Deine Klauen von den Zöpfen lassen, Du wilde Anntrin! — Sie erschrak und sagte: „Ja, Lieschen hat mich ausgeschimpft!" — „„Ist nicht wahr,"" erwiderte diese, und rief die alte Grete zur Schiedsrichterin an, „„ich hab' blos gesagt, sie hat keinen Vater und keine Mutter und wäre ein armes Waisenkind, und das ist sie auch!"" — Anntrin fing nun ebenfalls zu weinen an: „Und ich bin kein armes Waisenkind!" Grete aber trat auf Lieschens Seite: Ja, das hilft nichts, Anntrin, bist ein reiches Edelfräulein und bist doch blos ein armes Waisenkind.

Und nun heule man nicht, denn Du kannst ja nichts davor! — Dieser Trost verfing nicht; Anntrin lief schreiend mit der Drohung fort: „Das sag ich meinem Großvater nach!“ — Großvater stand zufällig auf dem Edelhof gleich am Thorweg und Anntrin klagte ihm ihr Leids, daß Lieschen und die alte Grete sie ausgeschimpft hätten und erzählte mit aller Entrüstung die Geschichte von dem armen Waisenkind. Großvater aber wurde nicht ärgerlich, sondern machte ein recht trauriges und betrübtes Gesicht und hob sie in die Höhe auf seinen Arm und wischte ihr die Thränen fort und sagte: Ja, ein armes Waisenkindchen bist Du, aber Du hast doch Deinen alten Großvater, und hast Du denn den gar nicht ein Bischen lieb?

Alles dies fuhr dem Fräulein Anntrin in wenigen Sekunden durch den Kopf. Inzwischen aber setzte ihr Großvater seine Erzählung fort:

— Deine Mutter hatte von ihrem Pachwitzer Pastor das homöopathische Kuriren erlernt und übte es mit großer Vorliebe aus. Sie kannte keine größere Freude, als wenn sie Jemandem Streukügelchen gegeben hatte und derselbe rühmte nachher, davon gesund geworden zu sein. Da die Kügelchen nichts schadeten, wie auch Dr. Wolgemut bekundete, so konnte ich sie ruhig gewähren lassen. Gab sie doch verständiger Weise den augenscheinlich schwer Erkrankten nur so lange etwas, bis der Arzt kam, auf dessen Zuziehung sie bestand. —

In das Armenhaus ward ein schwer erkrankter Nichtsnutz von Landstreicher aufgenommen. Deine Mutter

holte sich von dort den Typhus. Von ihr wurde Dein Vater angesteckt. Beide starben an einem Tage. Und nun mußte ich in meinen alten Tagen das Kindererziehen von neuem beginnen. — — —

Diesmal verfuhr ich gerade umgekehrt, wie bei meinen Kindern. Um Euch beiden jenes Standesbewußtsein, auf welches ich so hohen Werth lege, möglichst anzuerziehen, sandte ich Euch mehrere Jahre lang in die Dorfschule und ließ Euch mit den Dorfkindern verkehren, als sei kein Unterschied zwischen ihnen und Euch. Dein Bruder kam mit 10 Jahren auf das Gymnasium und in eine bescheidene Pension, wo er genau eben so gehalten wurde wie seine Pensionsgenossen, — Söhne von Landpastoren und Bauern. Du bliebst gar bis in Dein zwölftes Jahr Besucherin der Dorfschule und erhieltest dann zwei Jahre lang eine deutsche Erzieherin. — —

„Das arme Fräulein Ludwig, was hat sie von mir aushalten müssen!“ unterbrach ihn Anntrin; „denn verwildert war ich genug durch Deine reizende Erziehungsmethode!“

Der alte Freiherr musterte sein Enkelkind mit liebevollem Blick von oben bis unten und sagte dann: — Ja, Anntrin, manchmal wurde mir bei Dir wirklich bange, ob ich das Richtige erwählt. Der strengkonservative, hocharistokratische Freiherr von Uchtenhagen und seine demokratische Erziehungsmethode gaben, wie mir erzählt ist, zu Zeiten ein beliebtes Unterhaltungsthema in den Salons der Hofkreise ab. Und daran war nur der kleine neckische

Haus-, Hof- und Waldkobold schuld, welchen die Leute „die wilde Anntrin von Uchtenhagen“ nannten. —

„Du irrst Dich aber, Großvater. Daß ich so wild geworden bin, kam nicht vom Besuch der Dorfschule und vom Umgang mit den Dorfkindern her, — denn ich war ja weit wilder als sie. Daran warst Du allein Schuld, weil Du mir allen Willen thatest, wenn ich Dir mit Narrenspossen um den Bart ging.“

— Kannst Recht haben, Kind. Aber gleichviel. Wenn ich Dich noch einmal großziehen müßte, machte ich es ganz ebenso. Denn Du bist die Freude und der Trost meines Alters geworden, und als ich zehn Jahr nach dem Tode Deiner Eltern auf die Vergangenheit zurückblickte, staunte ich über mich selber. Ich war über Deine Lust am Leben und an der schönen Erde und an den Menschen nicht älter, sondern geistig jünger und frischer geworden und hatte die Müdigkeit verloren, welche mich lange Jahre niederdrückte. —

„Siehst Du, Großväterchen, Du verziehst mich heute wie früher, wie immer. Achaz aber wurde stets zurückgesetzt. Und mit ihm kannst Du doch gewiß zufrieden sein. Oder ist er Dir nicht wild genug und zu solide?“

— Achaz ist gut und brav, aber ich fürchte, über alle seine Besonnenheit wird es ihm in schwierigen Lebenslagen an der nöthigen Entschlossenheit fehlen. —

„Ach, jetzt begreife ich es, Großvater. Du bist immer noch nicht klar darüber, ob wir das von Dir gewünschte Standesbewußtsein haben, und darum kannst

Du mit dem Familienfideikommiß nicht fertig werden. Habe ich es getroffen?"

— So ziemlich hast Du es getroffen. Das heißt, auf Dich kommt dabei weniger an, als auf Achaz. —

Dem Wunsche Anntrin's, ihr doch Näheres über die Fideikommiß-Angelegenheit zu erzählen, versprach der Freiherr ein andermal nachzukommen. Anntrin beruhigte sich dabei nicht ganz:

„Aber das Eine mußt Du mir gleich sagen. Worin soll denn bei mir Dein Standesbewußtsein bestehen oder sich äußern?"

— Ei, Kind, zunächst darin, daß Du Deinen Adel hochschätzest und keinen Bürgerlichen heirathest. Was meinst Du dazu? —

„Ach, wenn's weiter nichts ist?" erwiderte Anntrin und lachte übermüthig, „dazu habe ich meinen Namen viel zu lieb, als daß ich ihn leichten Kaufs fortgäbe!"

— Leichten Kaufs? Verlieren mußt Du ihn ja doch einmal, wenn Du heirathest! —

„Ja aber doch nicht an einen Herrn Piepenbrink oder Kiselak oder Gott weiß wie sonst. Seit wir in Genf die Madame Piepenbrink, geborne Gräfin Tettenborn, kennen lernten, bin ich dagegen gefeit. Denk Dir einmal Deine Enkelin als Madame Kiselak geborne Reichsfreiin von Uchtenhagen." Sie warf dabei ihr Lockenköpfchen zurück und stolzirte vornehm mit hochgezogener Nase und mit theatralischen Schritten, als hätte sie eine zehn Ellen lange Schleppe hinter sich, durch das Zimmer. „Nein Großväterchen, da bist Du sicher; solche Geschmacklosig

keit begehe ich nicht. Lieber werde ich eine alte Jungfer und ziehe mich in ein adeliges Fräuleinstift zurück."

— Na, na, Anntrinchen, verred' es nicht. Wenn der rechte Herr Piepenbrink oder Kiselak, — aber er braucht ja gar nicht so abscheulich zu heißen, wie wär' es denn mit Schulz oder Müller oder Neumann? und er kann ja ein steinreicher liebenswürdiger hochgebildeter Kavalier sein, der alle, auch die hochadeligsten jungen Damen bezaubert, — wenn der rechte Herr Kiselak kommt, würdest Du am Ende doch eine Madame Kiselak werden! —

„Nein, ganz gewiß nicht, Großvater, verlaß Dich darauf. Ich habe darin einen wunderbar aristokratischen Instinkt. In unserm drei Jahre langen Vagabundenleben sind wir doch genug Männern begegnet. Da hatte ich mir angewöhnt, jeden Einzelnen, den ich zum ersten Male erblickte, darauf anzusehen, ob er von Adel sei oder nicht. Und kein einziges Mal habe ich mich getäuscht."

Der Freiherr lachte: Nein Anntrinchen, das ist aber zu köstlich! Bisher berühmtest Du Dich blos, jedem Menschen beim ersten Begegnen, ich weiß nicht, ob an der Nase oder an den Augen oder woran sonst ansehen zu können, ob man ihm trauen dürfe. Daß sich Deine Gaben nun auch auf das unscheinbare Wörtlein Von vor dem Namen erstrecken, hast Du noch niemals verrathen. Es wird auch wol nicht immer zutreffen. Seit Du Dich so gründlich beim Herrn von Lindstedt geirrt hast, glaube ich Dir nicht mehr! —

„Beim Herrn von Lindstedt? — Ich will hoffen, daß ich mich irrte; aber bis jetzt überzeuge ich mich noch nicht

davon" — sagte Anntrin leise, als fürchte sie, der Besprochene könne just eintreten und es hören.

Auch der Freiherr dämpfte seine ohnehin nicht laute Stimme: Aber, Kind, — Du hast Dein Vorurtheil gegen unsern Gast noch nicht abgelegt? Ich hoffte fast, es habe sich in das Gegentheil verkehrt? —

„In das Gegentheil?" erwiderte Anntrin hastig, „Herr von Lindstedt will mich doch nicht etwa heirathen?"

— Gesagt hat er mir nichts davon; aber verdenken könnte ich es ihm nicht. Und ich fürchte, er hat sich Deiner Sprödigkeit ungeachtet sterblich in Dich verliebt. —

„Nein, Großvater, das glaube ich nicht. Das wäre schlimm. Es würde mir die zum angenehmen Verkehr nothwendige Unbefangenheit rauben."

Anntrin wurde ernster. Herr von Lindstedt war eine Reisebekanntschaft des vorigen Jahres und jetzt einer dringenden Einladung ihres Großvaters nach Wischendorf gefolgt. In den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft war es ihr allerdings vorgekommen, als wenn er geneigt sei, ihr den Hof zu machen. Aber zufolge einer kühlen Ablehnung, — auf dergleichen verstand sie sich vortrefflich! — schien er auf jede weitere Annäherung verzichtet zu haben. Sie sprach diese Meinung auch ihrem Großvater aus, und als dieser neckend erwiderte, am Ende werde sie doch des schönen Namens halber Frau von Lindstedt werden, erklärte sie ganz ernsthaft, das werde niemals geschehen.

Der alte Freiherr war über die Bestimmtheit, mit der seine Enkelin sich aussprach, augenscheinlich betreten; noch mehr aber, als sie die Bitte hinzufügte, er möge überhaupt vorsichtig gegen Herrn von Lindstedt sein und ihm auch in anderen Angelegenheiten nicht zu sehr vertrauen. Diese Warnung wehrte er kurz und schroff ab. Aber weil ihm dies gleich wieder leid that, lenkte er schnell in den neckischen Ton zurück:

— Lassen wir des Herrn von Lindstedt sonstige Eigenschaften bei Seite, Kindchen, — aber sag einmal, hast Du ihm denn auch bei der ersten Begegnung den Adel angesehn? —

„Gewiß, Großvater, den Adel sah ich ihm sofort an, wenn schon er uns zuerst in einer einigermaßen befremdlichen Gesellschaft erschien. Weißt Du noch? im Schwan in Luzern?“

— O ja, in Gesellschaft des Franzosen, welcher sich am Nachmittage zuvor bei dem Thorwaldsenschen Löwen-Denkmal gegen zwei ohne Herrenbegleitung spazierende junge Engländerinnen zudringlich benahm, aber dafür von einem langhaarigen deutschen Studenten derb abgefertigt wurde! —

„Nun, die Engländerinnen thaten mir anfänglich nicht allzusehr leid. Sie gingen in etwas schlumpigen Reiseanzügen einher, so daß die Bilderverkäuferin in dem Wächterhäuschen vor dem Löwen sagte, Lady's seien es nicht, sondern wahrscheinlich Kammerjungfern. So kamen sie mir aber auch nicht vor, bis schließlich meine Neugierde befriedigt wurde: es waren Gouvernanten,

welche in einer Pension bei Lausanne Französisch erlernt hatten."

So plauderten Großvater und Enkelin während des schändlichen Regenwetters von schönen vergangenen Tagen. — Plötzlich kam dem Alten eine neue Erinnerung:

— Ach Anntrinchen, das war ja wenige Tage, bevor Du das kleine Abenteuer auf der Axen-Straße hattest, wo Dein Pferd vor der großen Flagge scheute und die kühne Reiterin, die uns Männern weit vorausgesprengt war, sich fast hülflos befand. Da erschien wie vom Himmel gesandt ein junger schlanker Mann, ergriff den Zügel des Pferdes, welches schon „von dem Adlerblick seines Auges gebändigt" — — wie ging es denn weiter, Anntrin? Deine Schilderung von den Heldenthaten Deines romantischen Retters hat uns ja noch Tage lang vergnügt! — —

„Ja, geneckt hast Du mich genug wegen meiner „Begeisterung" für den Unbekannten, wie Du es nanntest. Allein auf dieser vom Felsen abgesprengten schönsten Straße der Welt, hoch oben über dem blauen Vierwaldstädter-See, gegenüber dem Alpenzug des Urirothstock mit seinen schneeweißen in der Sonne erglänzenden Firnen, — in solcher Umgebung erscheint uns auch das kleinste Abenteuer bedeutungsvoll."

— Nun und Dein Ritter, — war er von Adel? —

„Ganz ohne Zweifel. Selten sah ich einen Mann so sicher, ich möchte sagen, so vornehm auftreten."

Großvater lachte über den Ernst, mit dem seine Enkelin alles dies vorbrachte: Ein wahres Glück, daß dieser vornehme Herr von X. Y. Z. eben so schnell und spurlos verschwunden ist, wie er im rechten Augenblick auftauchte. Wenn er nur nicht plötzlich wiederkommt und Dich mir fortholt, Anntrinchen! —

„Nein, Großvater, habe keine Sorge. Er schien mich für ein verzogenes Kind anzusehen und ich benahm mich in Folge des Schreckens auch recht albern.“

Herr von Lindstedt kam, um seinem Gastgeber und dessen Enkelin einen guten Morgen zu wünschen. Er theilte dem Freiherrn mit, daß er sich schon gestern Abend und heute früh darüber hergemacht habe, in Gemäßheit ihrer letzten Besprechung die schriftlichen Entwürfe auszuarbeiten und daß er bereit sei, ihm dieselben noch diesen Vormittag zur Prüfung vorzulegen.

Der Freiherr war darüber sehr erfreut: Wie danke ich Ihnen, Herr von Lindstedt, daß Sie mir bei diesem schwierigsten Vorhaben meines Greisenalters so treffliche Hilfe leisten. —

Anntrin machte gegen die Arbeitspläne der beiden Herren einige Einwendungen: „Obschon der Himmel sich aufzuklären scheint, will ich das Arbeiten gestatten, aber doch nur, bis der Doktor Wolgemut kommt. Er hat, wie Sie wissen, vorgestern zugesagt, sich länger bei uns zu verweilen.“

Die Herren versprachen zu gehorchen und zogen sich n das Bibliothekzimmer des Schlosses zurück. Anntrin ging häuslichen Arbeiten nach. Die Erzählung ihres

Großvaters beschäftigte indeß unausgesetzt ihre Gedanken. Was hatte der alte Mann nicht alles erlebt und überlebt, — und wie liebte sie ihn. Noch nie hatte sie die Möglichkeit seines baldigen Todes ernstlich in's Auge gefaßt. Wie vereinsamt würde sie dann sein. Bruder Achaz, so gut er auch war, konnte doch ihretwegen nicht den Militärdienst aufgeben und Landjunker werden. Und allein hier zu hausen? — nein, das ging auch nicht, aus vielen Gründen nicht. Ihr war zu Muthe, als müßte sie sich ausweinen. —

Sie begab sich auf ihr Zimmer, in die freundliche runde Thurmstube des obern Stockwerks, von wo man Hof, Wirthschaftsgarten und Park hübsch übersehen konnte. Sie setzte sich an den Flügel, um sich die trüben Gedanken fortzuspielen. Und es gelang ihr. Die trüben Gedanken von der Zukunft machten bald heiteren Erinnerungen Platz. Sie gedachte ihrer Kinderjahre, ihrer schnell in Vergessenheit gerathenen Gespielen unter den Dorfkindern. Und dann der drei Reisejahre, der vielen Bekanntschaften, darunter des ihr fast unheimlichen Herrn von Lindstedt. Es war ihr wie ein Vorgefühl, als bedürfe sie gegen diesen Mann, der ihren Großvater so merkwürdig von sich eingenommen hatte, eines Beistandes, und unwillkürlich dachte sie an jenen Unbekannten, an den Ritter von der Axenstraße. Sie hörte mit dem Musiziren auf, durchblätterte ihr Reisetagebuch und ihre Bildermappe.

Und so hatte Anntrin ein paar Stunden verträumt. Der Doktor war zum zweiten Frühstück nicht erschienen,

der Vormittag fast hin. Endlich sah sie den kleinen, runden Mann über den Hof kommen. Sie ging hinunter in das allgemeine Wohnzimmer, rechter Hand vom Hausflur, wo demnächst auch die beiden Herren sich wieder einfanden.

Elftes Kapitel.

Doktor Wolgemut beweist den Satz, daß der Erbadel nur dann gedeihen kann, wenn er seine Söhne zu Mißheirathen anhält.

Doktor Wolgemut war anfänglich nicht besonders gelaunt. Seiner Patienten Befinden mochte ihn verstimmt haben. Auch mit Hennig Hansen's Zustand war er nicht zufrieden; noch war nichts von einem wiederkehrenden Bewußtsein an demselben zu spüren: „„Und da wäre es denn doch vielleicht besser gewesen, wenn der Schuft den alten Mann gleich ganz todtgeschlagen hätte.““

Anntrin schüttelte zu diesem Ausspruch den Kopf. Aber als der kleine Doktor sie herausfordernd anblickte, sagte sie zu dessen unschöner Aeußerung nichts. Ablenkend fragte sie nur: „Hat denn der alte Mann auch gute Pflege?“

„„Nun, das macht mir ebenfalls Sorge. Sein Neffe Hans Hansen kommt mir seit vorgestern fast krank vor; er hatte immer eine schwermüthige Anlage; jetzt läßt er den Kopf ganz hängen. Ich will deshalb auf dem Rück=

wege auf dem Hansen'schen Hofe in Siedenmorsleben vorsprechen. Ich war heute früh schon da, weil der Vater des Hans auch krank ist, doch hat es mit ihm nichts auf sich. Ich werde veranlassen, daß die Tochter, die Lieschen Hansen, herzieht und die Pflege des Onkels übernimmt.“ “

„Lieschen Hansen? — Lieschen Hansen? — Das ist ja die beste Freundin meiner Kinderzeit!“ — warf Anntrin ein.

„„Richtig, richtig! — daran hatte ich nicht einmal gedacht. Nun geht mir ein Licht auf, woher das junge Mädchen das gewandte, ansprechende, ja anmuthige Benehmen her hat. Das ist ihr in früher Kindheit von Ihnen anerzogen, mein gnädiges Fräulein!“ “

„Von mir? Ei Gott bewahre, Lieschen war stets sittsamer und artiger als ich. Also sie ist hübsch und nett geworden?“

„„Allerliebst, sage ich Ihnen. Sie ist im Stande, gebildeten jungen Männern den Kopf zu verdrehen.“ “

Anntrin rümpfte dazu ein wenig ihr zierliches Näschen. Es war ihr immer unnatürlich vorgekommen, wenn ein sogenannter gebildeter Mann ein ungebildetes Mädchen heirathete. Der alte Freiherr aber mischte sich nun auch in das Gespräch:

— Ach, Herr Doktor, Sie denken wohl schon wieder an Ihre demokratische Blutmischungs-Lehre? Oder haben Sie diese Umsturzidee aufgegeben? —

„„Nimmermehr, Herr Baron. Freilich legt der Darwinismus größeres Gewicht auf die Erziehung, auf

die Anpassung, als auf die Vererbung. Aber Sie selbst als anerkannt tüchtiger Landwirth wissen ja, wie wenig bei der Viehzucht die Erziehung, die Gewöhnung, im Vergleich zur Vererbung bedeutet. Und was beim Thier gilt, gilt auch beim Menschen.""

— Sehen Sie! — wandte sich nun der Freiherr an den Herrn von Lindstedt, — in unserem Herrn Doktor stelle ich Ihnen den furchtbarsten Feind des Adels, des Erbadels, vor. Er will geistig hervorragende, bedeutende Männer von Adel nur entstehen lassen, wenn sie eine nicht adelige Mutter haben. —

„Wie, Herr Doktor," rief Anntrin erstaunt, „nur bürgerliche Mütter können bedeutende Söhne haben?"

Den Doktor setzte diese Frage in große Verlegenheit. Er rutschte auf seinem Stuhle hin und her: „„Ach, es ist nicht ganz so schlimm, wie der Herr Baron angiebt. Ausnahmen kommen immer vor, — natürlich! — und Sie, mein hochverehrtes Fräulein würden, — könnten, — oder vielmehr glaube ich, — — meiner Meinung nach —"" und so stotterte er noch ein Weilchen an einem ganz einfachen Satze herum, bis er endlich kurz resolvirt abbrach: „„Nein, Fräulein Anntrinchen, verzeihen Sie, das ist kein Gespräch mit jungen Damen. Verzeihen Sie, ich fing es nicht an.""

Sehr lächerlich nahm sich der kleine Doktor in seiner Verlegenheit aus; der Freiherr ließ aber nicht locker:

— Nein, so schnell entwischen Sie nicht, Doktor. Meine Enkelin ist keine verzärtelte Pensionspflanze; sie ist unter Männern aufgewachsen und läuft nicht fort, so-

bald Männer ernste wissenschaftliche Gespräche über den Ursprung der Menschheit und der Menschen führen. Wie verhält es sich mit der Nothwendigkeit der Blutmischung für den Adel? —

Der Doktor sah, daß Anntrin ihm unbefangen zunickte, und begann nun nach einigem Räuspern: „„Für die Veredelung des Menschengeschlechts ist die freie Brautwahl das dringendste Erforderniß. Wo diese durch Gesetz oder Sitte beschränkt oder aufgehoben ist, geht die Kultur zurück. So bei den holländischen Bauern in Südafrika, bei denen der Mann seine Gattin stets aus der nächsten Nachbarschaft holt und dabei nichts weiter als die Zahl der von ihr mitzubringenden Haupt Vieh in Betracht zieht. So in vielen fürstlichen Familien. Sind doch die Bourbonen durch das Heirathen innerhalb der Familie schon vollständig verthiert. Auch der Erbadel muß ganz und gar zurückgehn, wenn seine Männer bei der Auswahl der Lebensgefährtin sich nicht lediglich von den Seelenvorzügen derselben leiten lassen, sondern nur auf Stand, Rang, Vermögen Rücksicht nehmen. Bei dem Erbadel kommt namentlich noch in Betracht, daß Söhne in der Regel mehr nach ihrer Mutter und den mütterlichen Vorfahren arten, als nach dem Vater. Hieraus und durch Beobachtungen und geschichtliche und genealogische Studien habe ich die feste Ueberzeugung geschöpft, daß der Erbadel in Deutschland nur dann kräftig fortzubestehen im Stande ist, wenn er seinen Söhnen nicht etwa erlaubt, sondern zur Pflicht macht, möglichst außerhalb des Standes die Gattin zu suchen. Aus

sogenannten Mißheirathen pflegen die geistig bedeutendsten Männer des Adels hervorzugehen.““

„Und was wird aus den adeligen Mädchen, Herr Doktor? Müssen wir etwa Bauerburschen heirathen, wenn unsere Brüder und Vettern sich Bauermädchen nehmen?“

Der Doktor zuckte mit den Achseln und schüttelte langsam mit dem Kopfe und besann sich, welche Antwort er auf diese allerdings unpassende Frage geben sollte. Glücklicherweise wurde ihm die Antwort durch eine Frage des Freiherrn erspart: — Was macht denn Ihre zum Beweise Ihrer Blutmischungslehre angelegte Sammlung von Geburtsscheinen berühmter Adeliger? Haben Sie dieselbe noch fortgesetzt? —

„„Nicht sehr. Was bedarf es noch der Beweise nach dem, was nunmehr über die Mütter unserer Helden der Freiheitskriege urkundlich festgestellt ist! Denken Sie nur: Alle hatten sie unbedeutende Väter und kluge und geistreiche Mütter. Und welche volksthümlichen Familiennamen führten die letzteren! — Schulz bei Bülow von Dennewitz, Miller bei Gneisenau, Pflug bei York und wenn ich den aus reinem Bauersamen entsprossenen Scharnhorst noch hinzunehme: Tegtmeier!““

Dem Freiherrn verursachte der Eifer, welchen der Doktor bei diesen Auseinandersetzungen entwickelte, außerordentliches Behagen: — Aber Sie vergessen schon wieder den alten Blücher, Verehrtester! Den alten Blücher müssen Sie uns Vollblutjunkern doch lassen. —

„„Nein, Herr Baron! Ich lasse Ihnen den alten Blücher noch nicht. Das Geburtsregister zu Rostock schweigt über den Namen von Blüchers Mutter, und wenn auch seine Biographen anführen, sie sei eine geborene von Zülow gewesen, so beruht dies gewiß lediglich auf Angaben seiner Nachkommen. Und diese kann man keineswegs als zuverlässig voraussetzen. Denken Sie nur an unsere altmärkische Landsmännin, die Diesdorfer Kantortochter Sophie Schulz, die wackere Mutter unsers Bülow! Wie ist ihr Name und ihre Abstammung uns bis jetzt von ihren Nachkommen unterschlagen worden? — Nein, bis mir ein Kirchenbuchs-Auszug etwas anderes beweist, glaube ich annehmen zu müssen, daß der alte Blücher der Sohn einer mecklenburgischen Erbpächter- oder Tagelöhner-Tochter war!" "

Der Eifer des Doktors war allerdings spaßhaft. Nach jedem Satze seiner Auseinandersetzung sah er nach der Reihe jeden seiner drei Zuhörer mit großen Augen an, als wollte er sagen: Was sagt Ihr nun? gar nichts könnt Ihr sagen, rein gar Nichts.

Der Freiherr gab kein Zeichen des Beifalls, sondern brummte mit erheucheltem Ingrimm: — Nicht einmal den alten Blücher will er uns lassen, meinen alten Vater Blücher, auch der soll Halbblut gewesen sein! —

„„Beim besten Willen, hochverehrtester Gönner, ich kann nicht anders. Seitdem sich herausstellte, daß auch die Mütter von Moltke und Bismarck bürgerliche Namen führten — P a s c h e und M e n k e n, wie Sie wissen —, seitdem kann ich Ihnen unmöglich ohne Beweisurkunden

den alten Marschall Vorwärts als Vollblutadeligen einräumen.""

— Die Beweise werden wir bringen, — nicht wahr Herr von Lindstedt? Inzwischen wollen wir uns mit dem Besitz des Reichsfreiherrn vom Stein trösten, des größten Helden unseres Jahrhunderts. Oder nehmen Sie uns auch den in Beschlag, Sie unerbittlicher Adelsfeind? —

„„Ich fürchte, ich muß auf diesen großen Mann verzichten. Pertz nennt als seine Mutter ein geborenes Fräulein Langwerth von Simmern. Ich habe noch nicht untersucht, ob dies eine Adelsfamilie ist. Ich nehme es aber bis auf Weiteres an. Denn diese sonst so bedeutende Frau, welche ihre großen geistigen Vorzüge auf ihren Sohn vererbt hat, brachte einen Familienvertrag zu Stande, wonach nur einer der Söhne zum Heirathen und zur Fortsetzung des Stammes bestimmt wurde und die Töchter blos in deutsche ritterbürtige Familien heirathen, andernfalls ihrer Erbrechte verlustig gehen sollten.""

— Ei, sieh da, ein Wink für unsere Fideikommißstiftung, Herr von Lindstedt! —

„„Um Gotteswillen: das ist doch nicht Ihr Ernst, Herr Baron? Bedenken Sie nur, daß in Folge dieses Vertrages das Geschlecht der Reichsfreiherrn vom Stein in der Mannslinie sofort ausstarb. Wenn Sie ein Fideikommiß machen wollen, so setzen Sie lieber Verkürzung der Erbschaft als Strafe darauf, wenn einer der männlichen Nachkommen eine Adelige heirathet.""

„Aber mir sind Sie immer noch die Antwort schuldig geblieben, Sie böser Doktor. Was wird aus Anntrin von Uchtenhagen? Allen adeligen Männern verbieten Sie, um mich zu werben; — wenn ich mich nun mit keinem Bürgerlichen verheirathen will, so bleibt mir nur das Kloster — oder das Alte-Jungfern-Stift!"

Der Bediente kam herein und meldete dem Freiherrn, daß ihn der Herr Assessor Dowat zu sprechen wünsche. Der Freiherr ließ denselben in sein gegenüber belegenes Wohnzimmer führen und begab sich selbst dahin.

Zwölftes Kapitel.

Wie der Handelsmann Schiele seine Unschuld darthut. Der Ritter von der Axenstraße erscheint auf dem Wischendorfer Edelhof. Lehrreiche Tischgespräche. Warum Assessor Dowat die sogenannte Bildung nicht respektirt.

Der Assessor Dowat hatte heute wieder wegen der Mordgeschichte nach Wischendorf gemußt. Es war am selbigen Morgen bei dem Königlichen Kreisgericht ein in Berlin aufgegebener Brief des Handelsmann Schiele eingegangen. Schiele that seine Entrüstung über den hinter seinem Rücken gegen ihn erlassenen Steckbrief kund. Zufällig könne er nachweisen, daß er ganz unschuldig an dem Mordversuch sei, zufällig sei er am Nachmittage der That bis spät Abends unausgesetzt in Gesellschaft eines unverdächtigen Zeugen gewesen. Er sei nämlich an jenem Freitage zu Fuß von Salzwedel gekommen. Bereits unweit der Stadt habe er einen Kupferschmied eingeholt, welcher nach Wischendorf gewandert sei, um auf dem Gute etwas an den Brennerei-Apparaten zu ändern. Dieser Mann, dessen Namen er nicht wisse, habe ihn bis in die

Krugstube von Wischendorf begleitet. Derselbe müsse noch auf dem Gute in Arbeit sein.

Demzufolge hatte sich der Untersuchungsrichter sofort auf die Reise begeben und stellte sich nun dem Freiherrn von Uchtenhagen vor, um durch dessen Hilfe den Zeugen zu ermitteln. Dies war leicht zu bewerkstelligen, denn der Kupferschmied war wirklich noch da. Der Freiherr lud bei dieser Gelegenheit den Assessor Dowat, den er zum ersten Male sah, freundlich ein, nach vollbrachtem Geschäft bei ihm zu Mittag zu speisen. Der Assessor nahm die Einladung an, nachdem gewisse Bedenken in Ansehung der Rückreise ihm durch den Dr. Wolgemut, welcher denselben Weg zu machen hatte, beseitigt waren.

Der Kupferschmied bestätigte eidlich alle Angaben des Schiele'schen Briefes. Der Herr Untersuchungsrichter verfügte sofort die Zurücknahme des doch wol etwas leichtfertig erlassenen Steckbriefes, und beauftragte den Protokollführer, welcher allein mitsammt Verfügung, Protokoll und Akten heimfuhr, die schleunigste Ausführung der Verfügung zu betreiben.

So hatte Dowat schon eine halbe Stunde nach seiner Ankunft alle Amtsgeschäfte abgemacht und fand sich wieder auf dem Edelhofe ein. Hier hatte ihn zunächst der Freiherr seiner Enkelin und dem Herrn von Lindstedt vorzustellen.

Bei dieser Vorstellung trug sich allseitig Unerwartetes zu. Fräulein Anntrin erschrak und wurde zur Verwunderung ihres Großvaters über und über roth, und Franz Dowat, ein Mann, der sonst durch eine eigenthümlich

kühle, gleichmäßig ruhige Haltung und Sprachweise auffiel, vergaß sich so weit, Zeichen der Ueberraschung bemerken zu lassen.

Dem Freiherrn entging dies nicht, er fragte: Kennen Sie meine Enkelin schon, Herr Assessor? —

„„Ich glaube allerdings, dem gnädigen Fräulein bereits begegnet zu sein; da eine Vorstellung nicht stattfand, werden Sie sich dessen wol kaum noch erinnern. In der Schweiz, — bald wird es ein Jahr —, am Vierwaldstädter See, oberhalb der Tellskapelle auf der Axenstraße hatte ich das Vergnügen,““ —

— Ach, Sie waren es doch nicht, der das scheu gewordene Pferd meiner Enkelin bändigte — —

„Ja Großvater," unterbrach ihn nun schnell gefaßt Anntrin, „es ist so. Beim ersten Blick erkannte ich Sie wieder, Herr Assessor." Sie trat rasch auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Vor Furcht und Schrecken habe ich Ihnen damals kaum gedankt."

— Allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen; da habe auch ich Ihnen nachträglich meinen herzlichen Dank auszusprechen, — sagte der Freiherr mit Wärme und reichte dem Assessor ebenfalls die Hand, — sonderbar, daß wir heute früh erst von dem Begegniß sprachen. —

Um die Augen und die Mundwinkel des alten Herrn zuckte es absonderlich, — nicht etwa weinerlich und gerührt, sondern eher lustig und spöttisch. Und der wilden Anntrin wurde angst und bange, er könne etwas weiteres ausplaudern, und sie sandte ihm demüthig bittende Blicke zu.

Ueber diesen Auftritt war die Vorstellung zwischen dem Herrn Assessor und dem Herrn von Lindstedt einen Augenblick vergessen worden. Der Freiherr entschuldigte sich und fügte zu dem Ersteren gewendet hinzu:

— Herr von Lindstedt machte die Partie auf der Axenstraße mit uns zusammen. Wir meinten Sie noch in Flüelen zu treffen. Aber Sie waren verschwunden. —

„„Ich mußte eilen, meinen Reisegefährten nachzukommen, indem wir nur im schnellsten Marsche Flüelen zeitig genug zur Abfahrt des nächsten Dampfboots erreichen konnten, mit welchem ich nothwendig nach Luzern zurückkehren mußte.““ — — —

Dem unbetheiligt beobachtenden Dr. Wolgemut wollte es bedünken, als wechselten auch die Herren von Lindstedt und Dowat verstohlen ein paar scharf prüfende Blicke. Sollten auch diese einander schon begegnet sein? — Jedenfalls ließ es sich Keiner von Beiden weiter merken. Und nun setzte man sich zu Tisch.

Bei Tische ging es von vornherein recht heiter zu. Der Freiherr machte, wie immer, einen vortrefflichen Wirth. Der Unterhaltung bemächtigte sich vorzugsweise Herr von Lindstedt. Derselbe war, wenn er wollte, ein ausgezeichneter Erzähler. Ein Reiseabenteuer nach dem andern, alle heiter, harmlos und mit glücklichem Ausgange trug er vor. Er war wirklich ein liebenswürdiger Gesellschafter, witzig und geistreich. —

Alle hörten ihm mit Andacht zu. Am wenigsten vielleicht Dr. Wolgemut; denn dessen Andacht schien vom Essen und Trinken vollständig in Beschlag genommen

zu werden. Er saß zur Rechten von Anntrin, welche ihn eindringlich auf die gelungensten Erzeugnisse der Küche aufmerksam zu machen wußte und ihn gleichzeitig durch sorgfältige Obacht auf sein Glas anhielt, dem trefflichen Weinkeller ihres Großvaters die gebührende Ehre zu erweisen.

Zwischen ihr und dem Baron, also zu dessen Rechten, saß der Assessor Dowat, der es sich auch schmecken ließ, wie sich dies für einen an Kopf, Herz und Magen gesunden Mann bei einem gut zubereiteten Mahle geziemt. Als der Herr von Lindstedt eine längere Erzählung beendet hatte, nahm der Baron eine Gesprächspause wahr, mit dem Herrn Assessor auf ein: Willkommen in der Altmark! anzustoßen. Er knüpfte daran die Frage: Sie haben doch wol zum ersten Male in der Altmark ihren Wohnsitz genommen, oder sind Sie gar ein Altmärker Kind? --

Dowat erwiderte: „Ich muß beide Fragen verneinen. Denn ich war eine Zeitlang in Stendal auf dem Gymnasium, bin aber kein Altmärker Kind, trotz meines altmärkischen Namens. Mein Vater war Kaufmann im Magdeburgischen. Nach seiner Erzählung aber sollte mein Großvater ein zweiter Sohn eines altmärkischen Kossathenhofs gewesen sein. Bei dem frühen Tode meiner Eltern habe ich Näheres nicht in Erfahrung bringen können. Aber der Name Dowat kommt wol in der ganzen Altmark vor, vielleicht auch in andern plattdeutschen Gegenden, in denen man: Thu' was! plattdeutsch Do

wat! und nicht, wie im Magdeburgischen Dau wat! ausspricht."

— An diese Bedeutung des Namens dachte ich nicht einmal; aber Sie werden darin Recht haben. —

„„Gewiß, gewiß,““ fiel Doktor Wolgemut ein. „„Schon vor 400 Jahren waren solche Zuruf-Namen üblich, wie der niederdeutsche Reinecke Vos lehrt. Der Abt Slukup, Schluckauf! gewiß ein arger Schlemmer, die Krähe Merkenouwe, Merkgenau; und der Dr. Grypto, natürlich nicht Doktor der Medizin, sondern Doktor beider Rechte Greifzu! — denn nur die Herren Theologen und Juristen verdienten dazumal Geld; die mittelalterliche Medizinaltaxe war noch schlechter als die Preußische, was gewiß viel sagen will. Es sind noch mehr solche Namen, sie fallen mir nur nicht gleich ein, und dem entsprechend giebt es bei uns neben Dowat noch die Namen Hauto gleich Hau' zu! Griepenkerl gleich Greif den Kerl! —““

„Slagintwei, woraus die Gelehrten gewiß irrig Schlagintweit zurück übersetzt haben, Kieckebusch gleich Kiek in den Busch, Störtebecker gleich Stürz den Becher werden Sie auch wol dahin rechnen können," ergänzte lächelnd der Assessor, — „diese halben Namensverwandten haben Sie mir schon öfter vorgestellt. Aber ich kann wol sagen, daß mir mein Name lieber ist. Die Mahnung zur Arbeit, die darin liegt, ist mir mein Lebtag gut bekommen, da ich von Hause aus eine schreckliche Neigung zur Faulheit, zum Nichsthun besitze. Wenn ich diese nach Möglichkeit überwunden habe, verdanke ich es zu nicht geringem Theile meinem Familiennamen, auf dessen

Bedeutung mich mein erster Lehrer tagtäglich in ernsten und scherzhaften Wendungen hinwies."

„„Sieh Einer an, — den demokratischen Arbeits- und Arbeiterfreund,"" meinte nun der Doktor Wolgemut, „„da sollte ich wol gar meinen guten Mut, meine Lustigkeit und Zufriedenheit meinem Namen verdanken? Nein, nein, ich wäre genau ebenso wolgemut, auch wenn ich Wehmeier oder Wehmut oder Kirchhof oder Todtenhöfer hieße. Das wäre noch besser, sich von seinem Namen abhängig machen zu müssen! Nicht wahr, Fräulein Anntrin?""

Anntrin nickte ihm nur freundlich zu. Er aber nahm dies für eine Zustimmungserklärung und wendete sich wieder an den Assessor:

„„Sehn Sie wol, unsere schöne Nachbarin giebt mir Recht! Ja, Herr Baron, dieser Assessor legt seinem plattdeutschen Familiennamen einen solchen Werth bei, als wie es nur der strengste Aristokrat thun kann. Und ich kann Sie versichern, daß er eigentlich ein ganz böser Demokrat ist, von dem ich, Lamm, wenn es im Kasino an's Politisiren geht, regelmäßig schrecklich auszustehen habe.""

Der Assessor lächelte zu dieser Denunziation. Der alte Freiherr aber blickte mit lustigen Augen nach seiner Enkelin und sagte: Ach, das täuscht, Herr Doktor. Meine Enkelin zum Exempel hegt für ihren Familiennamen eine fast krankhafte Liebe und hat einen wahren Abscheu vor ehrlichen guten Namen wie Schulze, Müller, Schmidt, Kieselak. Nebenbei bildet sie sich ein, Besitzerin regel-

rechter und standesgemäßer aristokratischer Gesinnungen zu sein, — und doch halte ich sie vom Kopf bis zur Zeh für eine ganz radikale Demokratin. —

Für Anntrin war es ein schlimmer Tag geworden: sie mußte wieder roth werden, nun vor Furcht, daß ihr Großvater aus Neckerei ihre Thorheit in betreff der Adelsprüfung auskramen könnte. Schnell gefaßt sagte sie: „Glauben Sie es nicht, meine Herren, mein Großvater will mich nur necken. Um die Politik habe ich mich niemals gekümmert. Ich finde politische Wortkämpfe ganz abscheulich und bin immer fortgelaufen, wenn sie begannen. Das hat mein Nachbar zur Rechten oft genug erlebt. Nicht wahr, Herr Doktor?"

„„Das ist wahr, gnädiges Fräuleinchen,"" erwiderte der Angeredete, „„aber die Politik brauchen wir ja nicht hineinzumischen, um Ihren Grundcharakter festzustellen. Und das müssen wir doch eigentlich. Denn ich weiß ganz gewiß: Sie schwören zu meiner Fahne, Sie wollen mit der altfränkischen Aristokratie und der wüsten Demokratie nichts zu schaffen haben. Sie sind wie alle liebenswürdigen Damen, eine Gegnerin der Extreme, Sie sind für die nationalliberale Mitte!""

Der Doktor hatte stets eine so nette Manier, auch den harmlosesten Scherz vorzubringen, daß es schwer wurde, dabei mürrisch zu bleiben. Heute aber schien er sich, nachdem ihn die gute Naturalverpflegung in die rechte Stimmung versetzt hatte, noch nachträglich selbst dafür entschädigen zu wollen, daß er anfänglich ziemlich schlechter Laune gewesen war; heute brachte er alles noch

viel spaßhafter als sonst vor. Anntrin von Uchtenhagen aber war ganz und gar nicht zum Scherzen und Lachen aufgelegt. Ihre für gewöhnlich so ausdauernde und in ihrem Bekanntenkreise sprüchwörtliche Fröhlichkeit war hin. Eigentlich hätte sie weinen mögen. Aber worüber? Vornehmlich über ihre eigene Thorheit. Was sollte ihr Großvater von ihr denken, — oder gar Herr von Lindstedt, in dessen Gegenwart sie damals auf der Axenstraße am Vierwaldstädtersee ihren „Retter“, wenngleich nicht als adelig, so doch als einen jungen Mann von heldenhaftem Aussehen und Auftreten geschildert hatte. Sie war zu entschuldigen. Denn der vermeintliche Held hatte sich kraftvoll und entschlossen gezeigt, — und ihr vielleicht das Leben gerettet. Das Pferd drängte sich rückwärts hart an die Bergwand und blickte angstvoll und scheu auf die große Flagge, deren Flattern in der stillen Einsamkeit der Bergstraße hoch über dem schönen See das einzige laute Geräusch verursachte. Der Retter kam auf den Zehen schnell herbeigesprungen und packte plötzlich mit fester Hand den Zaum des Pferdes, gerade als dieses im Begriff schien, in blinder Furcht umzudrehen, um dabei vielleicht in den tiefen Abgrund zu stürzen. Schnell half er ihr herunter und zwang sodann das Thier, vorwärts bei der flatternden Fahne vorbeizugehen. — Aber wo hatte sie damals ihre Augen gehabt? Der Assessor Dowat sah ja aus wie ein gewöhnliches Menschenkind. Der dunkle, kurzgehaltene, etwas jugendlich dünne Vollbart umrahmte ein allerdings kluges und eine gewisse Festigkeit und Unerschrockenheit ausdrückendes Gesicht. Allein

das vornehme Wesen, welches sie an ihm erblickt haben wollte, war ganz und gar nicht vorhanden. Und dann — diese nichts weniger als ansprechende Weise, sich auf seinen unschönen plattdeutschen Namen etwas einzubilden! Endlich aber, — er behandelte sie trotz jener immerhin doch auch für ihn interessanten Begegnung nicht einmal mit derjenigen Aufmerksamkeit, welche ihr sonst die Herren zu widmen pflegten. Und nun kam noch dieser Doktor mit einer so albernen Frage. Nein! sie sollten es Beide merken, daß sie nicht nöthig habe, sich ihnen gegenüber in Liebenswürdigkeiten zu strapaziren.

Anntrin antwortete nicht auf des Doktors Frage. Aber dieser erzwang sich die Antwort:

„„Nicht wahr, Fräuleinchen, Sie schwören zu meiner nationalliberalen Fahne?““

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor,“ entgegnete sie nun in auffallend kühlem Tone, „abgesehen von der Politik, — wenn es sich blos um unpolitische Neigungen und Lebensanschauungen handelt, kann man doch nur von aristokratisch und demokratisch oder allenfalls von konservativ und revolutionär sprechen. Da ich, wie wol alle gebildete Damen, demokratische Formen hasse, so könnte ich mich höchstens als aristokratisch gesonnen bezeichnen, — und ich denke, in gewissem Sinne muß dies jeder Gebildete sein.“

Der Ton, in welchem Anntrin von Uchtenhagen diese Erklärung abgab, hatte mindestens für zwei ihrer vier Zuhörer etwas Befremdendes, für ihren Großvater und für Herrn von Lindstedt. Beide sahen verwundert zu ihr

hin. Merkte Doktor Wolgemut gar nichts von der schlechten Laune seines Lieblings? oder gab er sich absichtlich den Anschein, nichts davon zu merken, etwa um ihr die Gelegenheit zu geben, schnell zu ihrer sonstigen herzgewinnenden Liebenswürdigkeit zurückzukehren? —

Gleichviel, er klatschte lachend in die Hände: „„Bravo, Fräuleinchen Anntrinchen, Bravo! nun haben Sie uns alle Beide gut abgemuckt, den Assessor und mich. Nur Herr von Lindstedt kann stolz sein.““

Aber auch diese Aeußerung mißfiel der jungen Dame; die Unterstellung, daß sie Herrn von Lindstedt etwas Angenehmes gesagt haben sollte, erschreckte sie förmlich und sie erwiderte eifrig:

„Ei ich denke, Sie Alle werden als hochgebildete Männer mir zustimmen! — Du auch, Großvater!“

Aber Großvater kam ihr nicht zu Hilfe. Dagegen sagte nun der Assessor Dowat recht sanft: „Wenn Sie sich auch auf mich berufen, mein gnädiges Fräulein, so bin ich zu meinem aufrichtigen Bedauern nicht im Stande, Ihnen zuzustimmen. Der Begriff der sogenannten „Gebildeten“ schwebt heut zu Tage, meines Dafürhaltens, so sehr in der Luft, daß ich mir nicht viel dabei denken kann, — nicht einmal bei den Männern, geschweige denn bei den Frauen.“

Die ganze Gesellschaft blickte verwundert auf ihn. Anntrin aber wurde dunkelroth, — aus Aerger über diesen unhöflichen Patron.

„Verzeihen Sie mir,“ fuhr der Bösewicht fort, „ich habe eben, vielleicht übereilt, eine wie ich wol weiß unge-

wöhnliche Behauptung hingestellt, die Ihnen zunächst nicht verständlich erscheinen wird, weil sie erst das Ergebniß einer ganzen Reihe von Schlußfolgerungen sein kann, mit denen ich Sie nicht langweilen darf."

— Bitte sehr, Herr Assessor, — nahm der Freiherr das Wort, — Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Mühe der Auseinandersetzung nicht scheuten. —

Der Assessor durfte nicht mehr ausweichen. Er mußte einen langen Vortrag halten. Derselbe lief etwa auf Folgendes hinaus:

Die Summe dessen, was jetzt in einer guten Volksschule gelehrt und gelernt wird, übersteigt, sofern man die todten Sprachen aus der Rechnung fortläßt, bei weitem die Summe des Wissens der Gelehrten des Mittelalters. Keineswegs aber ist in gleichem Verhältniß der Unterschied zwischen demjenigen gewachsen, was durchschnittlich der Schüler vom Gymnasium, der Student von der Universität nach Hause trägt, und zwischen demjenigen, was ein tüchtiger Kopf in einer guten Volksschule erlernt. Der menschliche Geist ist in alle wissenschaftliche Gebiete tiefer und tiefer eingedrungen, und hat neben den alten Gängen und Stollen neue Schachte eröffnet, um aus denselben immer reichere Schätze der Erkenntniß zu Tage zu fördern. Im Verhältniß zu den Leistungen unserer Fachgelehrten in ihrem Fache schrumpft dasjenige, was man früher von dem Einzelnen unter der Bezeichnung der „allgemeinen Bildung" verlangte, allmählig sehr zusammen. Von einem Manne, der nur in einem kleinen Nebenzweige der Naturwissen-

schaften Vorzügliches leisten will, kann man z. B. nicht verlangen, daß er die Erscheinungen der schönen Literatur, die Entdeckungen unserer Geographen, die Entwickelung des heimischen und ausländischen Handels genau verfolge; man darf ihn nicht tadeln, wenn er von den Leistungen der Ackerbau-Chemie oder von den beabsichtigten Verbesserungen des Prozeßverfahrens nicht einmal eine oberflächliche Kenntniß besitzt. Theilung der Arbeit ist auch in der Wissenschaft die Losung zum Fortschritt. Einzelne von der Natur besonders bevorzugte Geister ausgenommen, haben auch die tüchtigsten gescheutesten Männer nur in wenigen Fächern einen ziemlich vollständigen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft; von den übrigen Fächern wissen sie herzlich wenig; in betreff dieser sind sie Halb- oder Viertels-Gebildete oder vollständige Nichtwisser, Ignoranten. Was folgt nun aber aus diesem nothwendigen Entwickelungsgange unserer Kultur weiter? Geistig träge Menschen, welche die in der Jugend erworbenen reichen Wissensschätze nicht stetig zu erhalten und zu vermehren trachten, müssen sehr bald weit zurückbleiben hinter denjenigen viel schlechter vorgebildeten Personen, welche bei gleicher Begabung überall, wo sich dazu Gelegenheit bietet, unverdrossen bestrebt sind, die ursprünglichen Lücken ihrer Bildung auszufüllen und alles Neue sofort aufzunehmen. Wie viele Männer mit Universitätsbildung, Geistliche, Lehrer, Beamte, sehen mit hochmüthigem Lächeln auf den „Halbgebildeten“ herunter, welcher sich unterfängt, von ihrer Fachwissenschaft einiges Wissen auszukramen, obschon

solches nicht in der Volksschule zu lernen ist. Aber wenn man es bei Licht besieht, weiß der „Halbgebildete“ von dem, was der Menschengeist in dem letzten Menschenalter neu entdeckt, erdacht, erfunden hat, weit mehr als jener stolze „Studirte“.

Dazu kommen noch die großen Mängel unserer Gymnasien. Unsere Gymnasien halten, Dank einer verkehrten Staatsweisheit, beharrlich daran fest, ihren Schülern eine tiefe Gelehrsamkeit in den todten Sprachen beizubringen und darüber das Andere, namentlich die Geschichte, die Erdkunde, die lebenden Sprachen und die Naturwissenschaften zu vernachlässigen. Von der lateinischen und griechischen Grammatik muß der junge Mann, der das Abiturienten-Examen bestehen will, bei weitem mehr wissen, als die meisten Gelehrten des alten Roms und des alten Griechenlands wußten. Aber ob er von der Dampfmaschine und dem elektrischen Telegraphen etwas Gründliches weiß, ob er Roggen von Weizen unterscheiden kann, ob er eine Ahnung von den wichtigsten Bestimmungen unseres Staatsrechts besitzt, — auf dergleichen praktische Dinge kommt es beim Abiturienten-Examen nicht an. Wissensmängel dieser Art wiegen nicht halb so schwer, als ein Sprachschnitzer im lateinischen Aufsatz oder griechischen Exerzitium. Dieselbe verkehrte Staatsweisheit, welche die Gymnasien zu keiner zeitgemäßen Umgestaltung kommen läßt, pfropft den Realschulen den höheren lateinischen Unterricht auf. Mühler, Wiese, Stiehl, die dreieinigen Lenker des preußischen Schulwesens, sollen die Güte der Volksschulen vor-

nehmlich nach der Zahl und dem Erfolge der Religionsstunden und der Trefflichkeit der höheren Bildungsanstalten nach der Zahl und dem Erfolge der lateinischen Unterrichtsstunden taxiren.

Auf der Universität denken nur wenige daran, ihre Unwissenheit in den sogenannten Realien zu beseitigen, und später unterbleibt es in der Regel auch. Dazu kommt noch eine besondere Folge der deutschen Gründlichkeit. Gerade unsere tüchtigsten Gelehrten versenken sich oft mit solcher Leidenschaft in ihre spezielle Wissenschaft, daß ihnen alles andere gleichgültig wird, gleichgültiger als es dürfte. —

Das war etwa der Inhalt der Ausführungen des Assessor Dowat über seine Behauptung, daß man sich unter dem Begriff der „Gebildeten" heut zu Tage nicht viel denken könne.

Herr von Lindstedt hatte einige Einwendungen dazwischen geworfen, welche indeß von dem Assessor leicht widerlegt waren. Hinterher erklärte sich Ersterer noch keineswegs zufrieden:

„Man könnte Ihnen alles, was Sie behaupten, zugeben. Allein die Praxis, die Erfahrungen, welche man alle Tage im Auslande macht, widerlegen Sie. Jede Nation hat ihre besonderen Merkmale, den „Gentleman" unter ihren Landsleuten zu erkennen. Bei uns Deutschen fällt im Großen und Ganzen der Gentleman mit dem „Gebildeten" zusammen. Wir forschen in der Fremde unter unseren Landsleuten nur nach Gebildeten und erkennen dieselben trotz Ihrer! — Ist es nicht so?"

Der Freiherr und seine Enkelin gaben Zeichen des Einverständnisses. Dowat aber erklärte sich durchaus nicht gefangen.

„Wir bilden es uns ein, die „Gebildeten“ zu erkennen, weil wir noch mitten in den Vorurtheilen stecken. Wir treffen auf der Reise einen wenig modisch, vielleicht bescheiden oder gar nachlässig gekleideten Mann, dem wir auf den ersten Blick den deutschen Staatsbeamten, den deutschen Gelehrten, den deutschen Geistlichen, das heißt einen Mann ansehen, der möglicherweise besondere Geistesschätze in sich birgt. Wir sind daher von vornherein geneigt, ihm eine gewisse Unbeholfenheit im Benehmen, vielleicht auch eine gewisse Unkenntniß von alltäglich vorkommenden Dingen nachzusehn. Wir finden also, das gestehe ich Ihnen zu, fast alle Geheimräthe, Professoren und Pastoren, — sogar die meisten Kreisrichter — unter unsern Landsleuten heraus, wir erkennen sie jedoch nicht an ihren Tugenden, sondern an ihren Fehlern. Unter denjenigen Deutschen, welche nicht zu diesen Klassen gehören, aber viel Geld und äußeren Schliff haben, vermögen wir Spitzbuben und Lumpe ebenso wenig zu erkennen, wie unter den Ausländern.“

Mit dieser Behauptung fuhr der Assessor schlecht. Nur der Doktor, welcher seit seiner Studentenzeit keine nennenswerthe Reise gemacht hatte, verhielt sich still. Die Andern traten ihm entgegen. Es wurden Beispiele angeführt, um darzuthun, daß man die schlechten Subjekte sowol unter den Deutschen, als unter den Ausländern herauszufinden verstehe.

„Ich bestreite keine Ihrer Erfahrungen," entgegnete Dowat. „Aber wenn wir Alle, — denn auch ich rühme mich dessen, einen so scharfen Blick besitzen, so sind wir eben Ausnahmen von der Regel. Wie kurze Zeit ist es her, als jeder englische Kleinkrämer, wenn er in Deutschland sich recht flegelhaft benahm, gleichzeitig aber mit dem Gelde nicht knauserte, für einen Lord passirte? Findet nicht noch heute der geschniegelte, gebiegelte französische Lump, welcher von den süddeutschen Spielbädern, wo man ihn allerdings nicht verkennt, einen Ausflug in das übrige Deutschland unternimmt, leicht zu den anständigsten Gesellschaften Zutritt, — blos weil der Kerl gut französisch spricht? — Und nun gar die wilden russischen Grafen und Fürsten! Außen eine Schicht Lack und Firniß, ganz dünn aufgetragen, — und innen die reine Bestie, roh und gemein über alle Beschreibung."

Der Freiherr mochte von dieser Schilderung nicht eben erbaut sein. Herr von Lindstedt schien dies zu bemerken; er wendete sich an den Assessor:

„Verzeihen Sie, — es kommt mir doch vor, als ob sie zu schwarz malten. Ihre Schilderung mag vielleicht mehr aus Büchern, als aus dem persönlichen Verkehr mit der Gesellschaft geschöpft sein."

Das klang boshaft. Aber der Assessor Dowat nahm es wol nicht so auf. Wenigstens sprach er in den sanftesten Tönen, deren seine biegsame Stimme fähig war:

„Sie irren sich, verehrtester Herr, nicht aus Büchern, — von Angesicht zu Angesicht habe ich Studien dieser Gesellschaft gemacht. Ich habe eine Leidenschaft, Men=

schen zu studiren. Für gewöhnlich studire ich blos das sogenannte Volk, — deutsches Volk, versteht sich. Als Untersuchungsrichter muß ich leider die wirklichen und vermeintlichen Verbrecher studiren, lieber sind mir die ehrlichen braven Leute. Sie zu studiren ist eine erquickliche, stets neuen Reiz bietende Beschäftigung. Zur Abwechselung habe ich vor ein paar Jahren einmal die Gesellschaft der Spielsäle in Wiesbaden studirt. Wenn man mehrere Wochen hindurch dort täglich einige Stunden mit planmäßigen Beobachtungen zubringt, — da kann man, das werden Sie mir einräumen, — schon einiges von dem feinen lackirten Lumpengesindel kennen lernen. In meinen Studien wurde ich noch durch die Bekanntschaft des Schutzmanns unterstützt, welcher dort stets im Zivilanzug anwesend ist. Sind Sie befriedigt, Herr von Lindstedt?"

Herr von Lindstedt ließ den Kneifer aus dem rechten Auge fallen, und plättete mit den Fingern der linken Hand die durch das Einkneifen verzerrte Muskellage um das Auge herum glatt. Doktor Wolgemut ahnte schon wieder alte Beziehungen zwischen beiden Herren, und erwartete eine empfindliche Antwort. Aber er täuschte sich. Herr von Lindstedt antwortete ruhig:

„Da hätten Sie allerdings eigene Beobachtungen aufzuweisen. — Aber Sie haben Ihren interessanten Vortrag von vorhin noch in betreff der Frauen zu ergänzen, denen Sie, wenn ich es recht auffaßte, noch weniger Bildung als uns Männern zugestehen wollten."

„Sogenannte Bildung, Herr von Lindstedt. Bei dem schönen Geschlechte ist für mich wenigstens die Unter-

scheidung zwischen gebildet und nichtgebildet allerdings noch schwerer. Sind doch sehr viele unserer höheren Töchterschulen reine Abrichtungs-Anstalten, die sich in Aufgaben zum Auswendiglernen überbieten. Aber ich würde Unrecht thun, wenn ich mich von Herrn von Lindstedt verleiten ließe, meine vielleicht wenig stichhaltigen Ansichten über weibliche Erziehung vorzutragen."

„„Nein, die wollen wir nicht hören, Fräulein Anntrin, nimmermehr! — er versteht wirklich nichts davon, — glauben Sie es mir,"" rief der Doktor aus.

Anntrin war anderer Meinung. Sie ärgerte sich über die lehrhafte Manier des jungen Mannes. Mit einem leisen Anflug von Erregtheit sagte sie:

„Bitte sehr, Herr Dowat, ich stimme Herrn von Lindstedt bei; ich glaube, Sie dürfen uns und namentlich mir, als der einzigen Dame dieses Tisches, Ihre jedenfalls geistreichen Ansichten über weibliche Bildung nicht vorenthalten!"

Der Assessor zögerte und blickte nach dem Freiherrn. Anntrin bemerkte es und fügte schnell hinzu:

„Nicht wahr, Großväterchen, Du giebst mir recht."

Der Freiherr sah seine Enkelin wieder, wie schon öfter bei dieser Tafel, mit einem neckischen Lächeln an und sagte dann: — Ich glaube selbst, Herr Dowat, ich darf Sie nicht dispensiren. —

Der Assessor that es wirklich ungern. Doch es half nun nichts mehr:

„Von einer Dame verlangt Niemand ein tieferes Wissen. Im Gegentheil: die Männer haben ein nicht

immer gerechtes Vorurtheil gegen gelehrte Damen. Von halbgebildeten Männern spricht man mit einer gewissen Nichtachtung, obschon gerade die so bezeichneten durch das bei vielen Studirten nicht mehr vorhandene Streben nach Vervollkommnung ihres Wissens häufig bald kenntnißreicher werden, als die angeblich ganzgebildeten. Auf Damen aber hört man den Ausdruck „halbgebildet" nicht anwenden, und doch ist bei Vielen von ihnen die Kunst, über alles und jedes oberflächlich abzuurtheilen, ziemlich stark entwickelt."

Länger konnte es der kleine Doktor nicht aushalten. Er unterbrach den Assessor: „„Sehn Sie wol, Fräulein Anntrin! sagt' ichs nicht? Nichts, gar nichts versteht er von den Damen, — und wovon sollte er es auch!""

„Aber Herr Doktor, Sie unterbrechen ja Herrn Dowat schon wieder. Das gilt nicht. Bitte, fahren Sie fort in Ihrem gestrengen Urtheil über mich und meine Schwestern." —

„Die Frau hat eine schnellere Auffassungs- und eine schärfere Beobachtungsgabe und einen stärkeren Nachahmungstrieb als der Mann. Darum erlernen die meisten jungen Mädchen oder Frauen, auch wenn ihnen dazu erst spät und außerhalb des elterlichen Hauses Gelegenheit geboten wird, alles das, was sich überhaupt erlernen läßt, merkwürdig leicht. Die Gewandtheit im äußern Benehmen, das feine Taktgefühl, ja auch der veredelte Geschmack, also Eigenschaften, in denen uns Männern die Frauen durchschnittlich überlegen sind, werden den letzteren schnell anerzogen. Anmuth und Schönheit

freilich sind Eigenschaften, die sich nicht erlernen oder durch Erziehung hervorrufen lassen; sie müssen angeboren sein, ebenso wie Mutterwitz und Herzensgüte. Aber sind nicht die letzteren Eigenschaften über die Frauen und Mädchen der verschiedenen Gesellschaftsklassen ziemlich gleichmäßig vertheilt? Kommen sie nicht im Palast und in der Hütte vor?"

Anntrin hörte der Auseinandersetzung fast mit Spannung zu. Dieselbe fiel befriedigender aus, als sie erwartet hatte, und reizte sie zum Nachdenken an. Der Doktor Wolgemut und der Herr von Lindstedt hatten freilich viel daran zu tadeln. Allein der Assessor Dowat hatte keine Lust mehr, seine Vorträge weiter auszuspinnen. Er wurde überhaupt recht still. Vermuthlich war er mit sich unzufrieden, weil er sich hatte verleiten lassen, seine Weisheit schulmeisterlich auszukramen. Ungewöhnlich war sein Benehmen gewiß gewesen; daran konnte er nicht zweifeln, wenn schon der alte Freiherr ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte.

Dreizehntes Kapitel.

Alterthümliche Neigungen eines jungen Mannes. König vom Königshof, der pfiffköpfige Bauer. Anntrin von Uchtenhagen und Lieschen Hansen erneuern ihre Freundschaft.

Der Freiherr von Uchtenhagen sah es gern, wenn jüngere Männer eine selbstständige, vom Hergebrachten abweichende Meinung zu vertheidigen verstanden; er hatte ein wirkliches Wohlgefallen an dem Assessor Dowat gefunden. Er sagte ihm dies in einer überaus liebenswürdigen Weise, als es sich nach Tische ereignete, daß sie einmal beide allein am Kaffeetisch saßen.

Der Kaffee wurde nemlich im Garten getrunken. Der Himmel hatte sich völlig aufgeklärt und es war schönes sonniges Wetter geworden. Von dem runden Thurmzimmer zu ebener Erde ging eine Thür unmittelbar nach dem Blumengarten hin. Hier befand sich dicht vor dem durch Epheu und wilden Wein verdeckten Thurm ein reizender, durch Akazien geschützter Platz mitten unter den schönsten Rosen mit prächtiger Aussicht auf Rasenplätze, Gebüsch und Wald. Der Freiherr pflegte hier an jedem

schönen Sommertage gleich nach Tisch den Kaffee zu trinken.

Anntrin hatte dem Doktor, der etwas Blumenzüchter war, seltene Rosen zu zeigen, welche sie aus dem Süden mitgebracht hatte. Auch der Herr von Lindstedt sah sich die Blumen an. So war es gekommen, daß der Freiherr und der Assessor allein an dem runden Kaffeetisch sitzen geblieben waren. Der alte ehrwürdige Thurm brachte das Gespräch auf die Vorzeit des Schlosses und des Dorfes Wischendorf. Der Freiherr war erfreut, zu finden, daß Dowat über die Geschichte dieses Theiles der Altmark weit besser unterrichtet war, als ihm dies bisher bei den Gerichtsbeamten vorgekommen war.

— Wie schade, — sagte er, — daß der alte Professor in Salzwedel nicht mehr lebt. Der war schon glücklich, wenn er einen jüngeren Juristen traf, der sich weiter als das Preußische Landrecht reicht, um die Rechts- und Kulturgeschichte der Altmark kümmerte. Als ich ihn das letzte Mal sah, klagte er bitter, daß bei den jungen Leuten sogar der Respekt vor den ältesten Aktenstücken ganz erloschen sei, daß man bei den Gerichten selbst die für die Lokalgeschichte unersetzlichen Amtshandelsbücher des 15. und 16. Jahrhunderts und Aehnliches als Makulatur verkauft habe. —

„Schändlich, schändlich," rief der Assessor.

— Ja so geht es her. Wie freute sich der erblindete Forscher, als ich ihm erzählte, ich hätte noch einige große Aktenschränke voll alter Patrimonialgerichts-Akten aus der altpreußischen, vorwestfälischen Zeit zurückbehalten,

und verwahre sie dort oben im Giebel des Thurmes in meinem Familienarchiv. —

Die Augen des Assessor Dowat leuchteten ordentlich auf, als er dies vernahm. Er gehörte zu den wunderlichen Käuzen, die durch uraltes geschwärztes Schweins- oder Eselsleder, durch eine alte Scharteke von Buch, durch ein beschriebenes Pergamentblatt oder einen vergilbten Brief leichter angezogen und sicherer gefesselt werden, als durch ein glattes, frisches, rosiges Mädchengesicht.

Der Freiherr sah seinen Eifer und beeilte sich, ihm das ganze Archiv zur Verfügung zu stellen, und ihn zu diesem Behufe zu einem längeren Besuche einzuladen. Der junge Alterthümler ging sofort darauf ein; er brannte augenscheinlich vor Begierde, heute lieber als morgen die Aktenschränke zu durchstöbern. Der Freiherr bemerkte dies und verlangte nun lächelnd eine bestimmte Zusage. Der Andere nahm den Terminskalender aus der Tasche und schlug ihn auf. Richtig, am Sonnabend und Montag hatte er keinen Termin. Der Freiherr streckte ihm die Hand entgegen:

— Topp, Herr Assessor, schlagen Sie ein, Sie kommen am Sonnabend und bleiben am Sonntag und Montag hier. Ich stelle Ihnen den ganzen Thurm zur Verfügung, Sie sollen darin durchaus ungestört sein. —

Als Anntrin und ihre Begleiter von der Blumenbesichtigung zum Kaffeetisch zurückkehrten, wendete sich der Freiherr an den Doktor Wolgemut:

— Nicht wahr, Herr Doktor, Sie kommen wohl über-

morgen, am Sonnabend früh, wieder nach Wischendorf? Ich habe eben mit Ihrem jungen Freunde abgemacht, daß er am Sonnabend zu uns zurückkehrt und ein paar Tage hier bleibt, um mein Familienarchiv und die alten Patrimonialakten einer wissenschaftlichen Durchsicht zu unterziehn. Da könnten Sie ihn uns mitbringen? —

Anntrin blickte ein wenig verwundert auf die Beiden. Dowat wandte sich erläuternd zu ihr: „Ihr Herr Großvater, gnädiges Fräulein, war so überaus gütig, meiner Leidenschaft für alte Schriften durch seine Einladung entgegen zu kommen, und ich habe gewagt, dieselbe anzunehmen.“

„Sehr erfreut, Herr Dowat, — aber dann müssen Sie nicht blos Großvaters alten staubigen Büchern und Schriften Ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sondern auch meine frischen duftenden Blumen bewundern!“

„Gewiß, gewiß!“

„Aber ich halte Sie beim Wort! Ich weiß, die Herren mit so alterthümlichen Leidenschaften, — verzeihen Sie, mit solcher Leidenschaft für Alterthümliches, — sehen und hören nichts, wenn sie über die alten Schriften gerathen. Wissen Sie, vor einer Reihe von Jahren war einmal ein gelehrter Professor hier und durchforschte den Archivthurm. Als er zu Tisch kam, begrüßte er mich sehr freundlich. Großvater stellte mich vor; ich mochte zehn Jahre alt sein, war aber für mein Alter recht groß. Großvater sagte: „„Wie alt schätzen Sie die Anntrin, Herr Professor?““ Der aber sah in die Luft und rechnete; dann legte er die Finger an die Nase und sagte: Als

Anntrin von Uchtenhagen im Jahre 1523 mit der Katharina von Bora und anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch entsprang, war sie 19 Jahre alt, sie muß also 1504 geboren sein. Hatte der gelehrte Herr mich mit irgend einer Ururgroßmutter verwechselt!"

Dem Assessor behagte es nicht, bei der jungen Dame in den Ruf eines trockenen unpraktischen Stubengelehrten zu gerathen. Aber was half es? —

Nunmehr war auch die Zeit gekommen, wo die Pferde wieder vor den Doktorwagen gespannt wurden. Der Doktor selbst hatte zuletzt keine Ruhe mehr; ihm fiel ein, daß er sich vorgenommen hatte, dafür zu sorgen, daß Lieschen Hansen aus Siedenmorsleben wo möglich heute noch nach Wischendorf käme. Doktor Wolgemut und Assessor Dowat fuhren also fort.

Unterwegs unterhielten sie sich natürlich zunächst über das Haus, dessen Gastfreundschaft sie genossen hatten.

„„Es bleibt schon wahr, Assessorchen,"" sagte der Doktor, „„der Reichsfreiherr Paridam von Uchtenhagen ist ein ganzer Mann. Bei allen seinen aristokratischen Schrullen ein Edelmann im besten Sinne des Worts. Bin nur neugierig, wie er sich zu den Landtagswahlen verhalten wird. Vor drei Jahren rückte er vorher nach Italien aus. Seine Erbitterung über die revolutionäre Politik Bismarcks, wie er es nannte, seine Betrübniß und Trauer, daß das alte Preußen, nachdem es das Jahr 1848, die neue Aera und den Verfassungskonflikt glücklich überwunden hatte, nun „durch einen altmärkischen Edelmann" zu Grunde gerichtet und in einen liberalen,

durch den Gleichheitsschwindel zerfressenen modernen Staat übergeleitet werde; -- das allein war es, was ihn in die Ferne trieb. Und wäre sein alter Inspektor nicht dieses Frühjahr verstorben, wer weiß ob er sein Leben nicht in freiwilliger Verbannung beschlossen haben würde.""

„Ja, Herr Doktor," entgegnete Dowat, „das alles haben Sie mir schon früher erzählt; aber ich hatte nicht vermuthet, in dem alten Reichsfreiherrn einen so kenntnißreichen Mann zu entdecken. Auf sein Archiv bin ich neugierig."

„„Wird nicht viel darin sein! Aber vor allem, was sagen Sie denn zu meinem Liebling, der Reichsfreiin Anna Katharina von Uchtenhagen, genannt die wilde Anntrin? die sich mit einem Male, — Sie Heimchenfänger! — als eine hochromantische Bekanntschaft von Ihnen entpuppt hat. Sie Tausendsasa! — Aber ist's nicht ein Blitzmädel?""

Assessor Dowat zuckte mit den Achseln, — als ob er es zu bezweifeln wage.

„„Na, na, Freundchen, thun Sie nur nicht so. Allerdings war das Mädel heut nicht halb so nett wie sonst. Sie waren auch gar nicht ein bischen galant und stellenweise schrecklich langweilig.""

Assessor Dowat ging auf diese Gespräche nicht ein. Er war ebenfalls mit sich unzufrieden. Die schmucke Reiterin auf der Alpenstraße war ihm dazumal schon wie ein verzogenes Aristokratenkind vorgekommen, — aber dennoch hatte er das ängstliche und wieder so trotzige süße

Gesicht des „schwarzbraunen Mädchens" nicht vergessen können. Wie ungern eilte er nach Flüelen; es ging aber nicht anders, eine Ehrensache rief ihn mit dem nächsten Dampfboot nach Luzern zurück. — — Ja, es war ein reizendes Mädchen, das ließ sich nicht leugnen. Und wäre sie nicht ein so adelsstolzes hochnasiges Ding, — sie könnte ihm bei alledem gefährlich werden.

Die Sonne schien warm. Der Doktor nickte ein; bald schlief er fest und überließ den Assessor seinen Gedanken. Sie mochten den halben Weg nach Siedenmorsleben zurückgelegt haben, da begegnete ihnen der Gensdarm Greiff. Derselbe sah aus, als hätte er etwas Wichtiges auf dem Herzen. Der Assessor ließ halten und sprang aus dem Wagen:

„Nun, Herr Gensdarm, was ist los? Haben Sie etwas in Erfahrung gebracht?"

— Viel nicht, Herr Assessor. Aber wir kriegen den Hallunken 'raus, verlassen Sie sich auf mich. Ich kenne Einen, der was weiß, aber er will's nicht sagen. —

„Warum denn das?" —

— Ja, das ist ein eigener Patron; ein richtiger Hinterhältiger, von der alten pfiffköpfigen Bauernart, die keinem Beamten über den Weg traut. Es ist der alte König vom Königshof. (Dabei zeigte er auf das rechts im Grunde liegende Gehöft.) Ich komme eben her; hatte bei ihm ein so schönes Gewerbe. Aber als ich nun mit der Hauptsache vorkam und ihm sagte, er wüßte sicherlich, wer in der Nacht vom Sonntag zum Montag in dem Heuhaufen auf Krüger Schulzens Wiese geschlafen hätte,

da sagte er und griente mich an: „I warum nicht, Herr Assessor.“ Und ich sagte: Wozu nennen Sie mich denn einen Assessor; ich bin ja der Gensdarm Greiff. Wissen Sie, was da der Querkopf sagte? „Das ist Schade,“ sagte er, „dann kann ich Ihnen ja nichts erzählen. Alles an dem richtigen Ort, Herr Gensdarm; hier zu Lande haben die Richters die Zeugenvernehmungen, und bei den Herren Gensdarmen giebts keine Zeugengebühren, — oder haben Sie welche für mich in der Tasche?“ — Was sollte ich machen? — aber ich werde ihn schon klein kriegen. —

Der Assessor mußte lachen: „Und weiter wissen Sie nichts?“

— Noch genug, viel, viel, — ganz wunderbare Geschichten habe ich schon entdeckt, — blos ob sie mit der Mordgeschichte im Zusammenhang stehn, habe ich noch nicht herausgebracht. —

„Ach so!“ —

Assessor Dowat stieg wieder ein: „Vorwärts!“

Doktor Wolgemut war vom Schlaf erwacht in dem Augenblicke, wo der Wagen hielt, gerade wie der Müller aufwacht, wenn die Mühle stillsteht. Aber ausgeschlafen hatte er noch nicht, und er wäre schnell wieder eingeschlafen, wenn nicht ein neuer Aufenthalt sich ergeben hätte.

Dicht vor den Heidensteinen, wo der Weg von der Chaussee nach dem Königshof abgeht, stand ein kleiner alter Bauer und winkte dem Kutscher zu halten, was dieser auch that. Der Alte sah besonderlich aus. Er trug eine dunkle kattunene Hausjacke und hölzerne Pantoffeln,

hatte eine kurze Pfeife im Mund, aber keine Kopfbedeckung auf. Die grauen Haare hingen ihm strähnenweis um den Kopf, nur vorn fielen sie in die Stirn gleichmäßig hinunter. Das bartlose Gesicht hatte Runzel bei Runzel. Von weitem sah der Alte ziemlich dumm aus; wenn man aber genauer hinblickte, so entdeckte man in dem kleinen Gesicht zwischen allen den Falten und Runzeln ein paar kleine lustige und listige Augen, die sich so schnell umher bewegten wie die Augen eines jungen Fuchses, der an der Kette liegt.

„Guten Tag, Herr König, wie geht's?" rief ihm Doktor Wolgemut zu.

„„Wie es geht, Herr Doktor? — Nun, lustig, sagte Hans, morgen haben wir wieder nichts! Lustig bei mir, Herr Doktor. Indessen hätte ich ein Anliegen an Sie. Mit der jungen Frau Daries, — Sie wissen, sie gehört zu meiner Freundschaft, — ist es wieder nicht richtig"" — dabei wies er mit dem Zeigefinger nach der Stirn. — „„Ihr Mann, der alte Brummochs, fragt wol nichts nach, ob sie zu Grunde geht. Wollen Sie nicht mal hinsehen, Herr Doktor? Sie können dreist sagen, daß ich Sie darum gebeten habe. Fürchten thun Sie sich ja vor dem Kerl nicht?""

Doktor Wolgemut schüttelte mit dem Kopf: „Hingehen will ich wol. Aber mit der Frau wird es nichts, so lange sie mit ihrem Manne zusammenlebt."

„„Ja ja, so ist's. Und Daries sollte auch froh sein, wenn sie auseinander wären. Denn der ist wie ein wildes Thier, wenn ihn der Zorn übermannt. Ihm kann

es noch mal gehen, wie jenem Schneider: Alles mit Maßen, sagte er, und schlug die Frau mit der Elle todt. Und ich sage Ihnen für Ihre Gutheit im Voraus meinen Dank. Und nun Adjes! fahr zu Kutscher!""

Der Doktor stieg mitten im Dorfe Siebenmorsleben ab; der Wagen fuhr mit dem Assessor Dowat zu dem Schulze'schen Kruge. Hier machte Dowat, während er auf den Doktor wartete, die Bekanntschaft der Frau Schulze und des Neufundländer Troll. Denn weiter war keiner zu Hause. Seine Gedanken aber weilten meistens noch in Wischendorf. —

Anntrin von Uchtenhagen benutzte den Rest des Nachmittags zu einem einsamen Spaziergang durch den an den Park anschließenden Wald. Sie achtete nicht darauf, welches fröhliche Leben nach dem mehrtägigen Regen der Sonnenschein im Walde hervorgelockt hatte. Sie suchte die Einsamkeit, um das heutige unerwartete Erlebniß ungestört noch einmal dem geistigen Auge vorzuführen. Für das junge Mädchen war es nichts Geringes. Das Bild eines Mannes hatte seit bald einem Jahre in zauberhafter Beleuchtung vor ihrer Erinnerung gestanden. Der blaue Alpensee und die weißen Berge und die goldene Sonne, sie waren ihr als untrennbar von ihrem „Retter" erschienen; nun hatte sie ihn heute näher kennen gelernt in der alltäglichen Umgebung, in dem nüchternen Lichte eines altmärkischen Sommertages. Hatte sie nicht öfter ein Frösteln empfunden bei der Unterhaltung am Mittagstische? Mit einer ganzen Reihe namhafter, ja berühmter Männer war sie in den letzten drei Jahren in Gesellschaft

gewesen; Keiner hatte es für nöthig erachtet, sie so seine geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen, wie dieser junge der Welt unbekannte Mann. Sein Lob der Halbgebildeten war verzeihlich; stammte er doch selbst aus dem ungebildeten Volke. — —

Freilich, je länger sie darüber nachdachte, desto mehr fand sie, daß sie doch mit seinen Ausführungen über die gleichmacherische Richtung unserer Zeit so leicht nicht fertig werden könne, wie ihr dies anfänglich geschienen. Als Kind fast ausschließlich unter dem „Volke", das heißt unter den Bauern, Arbeitern, Dienstboten Wischendorfs aufgewachsen, hatte sie sich die letzten drei Jahre gerade umgekehrt nur in den höheren Gesellschaftsklassen bewegt. Schon war sie wieder vier Wochen in Wischendorf, und noch hatte sie kein Bedürfniß gefühlt, mit dem „Volke" in Berührung zu kommen. Die nächste Dienerschaft des Gutes, — Haushälterin, Kammerjungfer, Stubenmädchen, Köchin, Verwalter, Förster, Gärtner, Bedienter, Reitknecht, Kutscher —, wenn sie alle zusammenrechnete, waren es eine ganze Reihe von Personen aus dem Volke; allein alle diese Leute waren ihr nichts als Werkzeuge, als Maschinen gewesen. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, sich um deren geistige Ausbildung und Entwickelung zu kümmern, sie wußte nichts von deren Familienangehörigen. Und mit dem Dorfe, an dessen Bewohner sich ihre liebsten Jugenderinnerungen knüpften, hatte sie sich noch weniger beschäftigt. Ja zu ihrer Schande mußte sie sich gestehen, — und sie fühlte, wie ihr die Schamröthe darüber in das Gesicht stieg, — sie hatte sich nicht

einmal erkundigt, ob es hier Arme und Hilfsbedürftige gab. — —

Aber das sollte anders werden, sie wollte es ihm schon zeigen. — —

Sie kehrte von ihrem Spaziergange erst zur Abendbrotszeit zurück. Sie traf ihren Großvater und den Herrn von Lindstedt in lebhafter Unterhaltung über Assessor Dowat. Der Freiherr lobte denselben sehr. Herr von Lindstedt hatte viel an ihm auszusetzen:

„Es kann sein“ — sagte er, „daß er ein befähigter Mann ist, der etwas Tüchtiges gelernt hat. Aber ob er das Gelernte anzuwenden versteht, ist mir allermindestens zweifelhaft. Wer so eifrig wie er bei jedem neuen Gesprächsthema alle seine Kenntnisse hervorzieht und auskramt, kann nur ein oberflächlicher Geist sein. Oder sollte es etwa ein Beweis geistiger Ueberlegenheit sein, als Gast an der Tafel eines altadeligen Geschlechts mit den eigenen plebejischen Anschauungen groß zu thun?“

Herr von Lindstedt hatte den letzten Satz unmittelbar an Anntrin gerichtet, als erwarte er ihre Zustimmung.

Anntrin hatte noch vor Kurzem ähnliche Gedanken über Franz Dowat gehegt, wie sie Herr von Lindstedt hier aussprach. Dennoch widersprach sie lebhaft. Es war ihr nämlich, als zerrisse plötzlich ein Nebel vor ihren Augen und als sähe sie den Mann, mit dem sich ihre Gedanken hatten beschäftigen müssen, nun erst klar und deutlich vor sich:

„„Nein, nein! er prahlte nicht mit seinen Ansichten, obschon er sie mit Wärme vortrug. Der Herr Dowat

ist augenscheinlich ein Mann, dem die Wahrheit über Alles geht, — solche Männer sind freilich selten!"" —

Anntrin ließ die Männer bald allein. Sie ging in den Garten und spann die Gedanken ihres Spazierganges weiter fort. Sie dachte an ihre Kindheit, an Lieschen Hansen, die ja heute nach Wischendorf kommen sollte, — an deren Anverwandte und an „die böse Grete". Sie ging über den Gutshof in das Dorf. Vor dem ersten Gehöft, welches sie passirte, — es war das des armen Hennig Hansen, — stand eine ältliche, sehr bescheiden gekleidete Frau mit mürrischem Gesicht. Sie sah die Dorfstraße hinab, als erwartete sie Jemanden.

War das nicht die böse Grete vom Hansen'schen Hofe? — Anntrin ging vorüber ohne dieselbe anzureden. Im Dorfe sah sie noch hin und wieder ein Gesicht, welches ihr bekannt vorkam. Allein sie wußte nicht, wo sie es unterbringen sollte.

Anntrin ging durch das Dorf und bog den Weg nach Siedenmorsleben ein. Kaum war sie aus dem Dorfe, da sah sie einen Einspänner kommen. Auf dem Korbwagen saß hinter dem Kutscher ein junges Mädchen; unter dem Strohhut blickte ein freundliches hübsches rundes Gesicht hervor. Das war sie, das war Lieschen Hansen. Anntrin sah sich plötzlich in die schöne Zeit der Kindheit versetzt, wo sie keinen Tag ohne die liebe herzige Gespielin sein mochte. Sie blieb stehn, bevor der Wagen ganz herankam.

„Lieschen! Lieschen!" rief sie ihr frohlockend entgegen.

— Brr! — Brr! — sagte der Kutscher. Der Gaul stand still und Lieschen sprang herunter. Anntrin nahm sie in Empfang. Sie küßten sich wie die zärtlichsten Freundinnen. Beiden war zu Muthe, als wären die letzten drei, vier Lebensjahre völlig aus der Erinnerung ausgelöscht. Hand in Hand gingen sie durch das Dorf bis zum Hansen'schen Hofe, wo noch die böse Grete stand, um Lieschen mit Jubel zu empfangen. Der Wagen aber, der eine Lade mit Sachen trug, fuhr langsam hinterher.

Vierzehntes Kapitel.

Wechselbeziehungen zwischen dem Edelhof und dem Hansenhof in Wischendorf. Des Assessor Dowat Entdeckungen auf dem Archivthurm.

Die folgenden beiden Tage zeigten bereits, daß die Freundschaftserneuerung zwischen Anntrin von Uchtenhagen und Lieschen Hansen nicht blos auf ein überquellendes Gefühl, oder auf die Erinnerung ihrer früheren Unzertrennlichkeit begründet war. Sie fanden aneinander auch jetzt ein großes Wohlgefallen. Anntrin war um so entzückter über die Fröhlichkeit und die Anmuth ihrer Freundin, als sie den Lobsprüchen des Doktors keinen rechten Glauben geschenkt hatte. Jetzt war sie ordentlich stolz, Lieschen am folgenden Tage ihrem Großvater vorstellen zu können, und auch dieser fand das Urtel des Doktors durchaus begründet.

Lieschen hätte an sich viel Zeit zum Verkehr mit Anntrin erübrigen können. Denn Grete, die „alte böse Grete“, wie Anntrin sie sich in trügerischer Erinnerung vorgestellt hatte, besorgte nach wie vor die Hauptsache

der Wirthschaft. Sie hatte Jahrzehnte lang auf dem Hof gedient und dann in nicht allzu jungen Jahren einen Arbeitsmann geheirathet, und mit diesem die Tagelöhnerwohnung des Hofes bezogen. Die Ehe war kinderlos geblieben und bald durch den Tod des Mannes aufgelöst. Auch als Witwe verließ Grete den Hof nicht. Treu wie Gold, besaß sie eine unendliche Anhänglichkeit an die ganze Hansen'sche Familie, — eine Anhänglichkeit, die an ihr um so rührender erschien, als sie ihr gutes Herz unter einer gar rauhen und stachligen Schale verbarg, und ihre Zärtlichkeitsbezeugungen in die Gestalt von Grobheiten kleidete. Wenn Lieschen trotz der alten Grete sich kaum getraute, den Hof zu verlassen, so war die Sorge um ihren Bruder Hans daran Schuld. Er war schwermüthig und menschenscheu geworden, sprach den ganzen Tag kaum ein Wort und ließ sich vor Keinem, der nicht im Hofe wohnte, sehen. Er hatte sich in den letzten acht Tagen in den Kopf gesetzt, die Mitschuld an seines Onkels Unglück zu tragen; in der Gesellschaft der mürrischen Grete und des bewußtlosen Onkels war er bei dem bösen Regenwetter tiefer und tiefer in die Schwermuth hineingerathen. Da er wegen des an seinem Onkel begangenen Verbrechens auf Niemand auch nur den leisesten Verdacht zu werfen im Stande war, so betrachtete er Jedermann mit gleichem Mißtrauen. Ja, Lieschen hatte Recht, wenn sie ihn als vollständig gemüthskrank bezeichnete.

Das einzige, was ihn noch ein wenig aufrüttelte, war die Musik. Lieschen sang darum, wenn es irgend anging,

bei der Arbeit oder in Mußestunden, sobald ihr Bruder in demselben Zimmer oder auch nur in der Nachbarschaft war. Sie war glücklich, Anntrins theilnehmendem Herzen alle ihre Sorgen anvertrauen zu können. Anntrin aber freute sich über die glockenhelle Sopranstimme ihrer Freundin und über die vielen schönen alten Lieder, welche dieselbe zu singen verstand. Sie staunte, welche ungeahnte Fülle von Poesie die schlichten Bewohner ihrer eintönigen Heimath durch Jahrhunderte lange Ueberlieferung sich zu bewahren gewußt hatten. Anntrin selbst liebte die Musik schwärmerisch. Sie hatte den Gesangunterricht berühmter Musiklehrer genossen und ihre schöne starke Altstimme fast künstlerisch ausgebildet. Jetzt sang sie, wenn sie mit Lieschen zusammen war, die Begleitstimme, und mancher Künstler würde dem Gesange mit Freude zugehört haben. Anntrin setzte auf diese Weise es durch, daß Hans, den sie aufs tiefste bemitleidete, nicht fortlief, wenn sie Lieschen besuchte.

Am Sonnabend Nachmittag kam Doktor Wolgemut wieder und brachte richtig den Assessor Dowat mit. Der Doktor fand den alten Hennig Hansen etwas besser und fing von neuem an, leise Hoffnung zu fassen, derselbe könne noch einmal Sprache und Verstand wieder bekommen. Von dem Befinden Hans Hansens war er weniger erbaut. Obschon derselbe nichts davon wissen wollte, verschrieb er ihm Arzenei. Lieschen lobte er, weil sie sich beider Kranken mit Umsicht und Sorgfalt annahm.

Vom Assessor Dowat erfuhr Anntrin von Uchtenhagen, daß der Doktor Wolgemut bei Hansens sei. Sie eilte

deshalb, Ersteren der Obhut der Männer überlassend, auf den Nachbarhof, um ihre Freundin bei der Berathung mit dem Arzte zu unterstützen.

Dieser hielt mit den beiden Mädchen und der alten Grete einen förmlichen Kriegsrath gegen Hans Hansens Schwermuth ab. Sie überlegten hin und her. Endlich verfiel Lieschen auf einen Vorschlag, der dem Doktor Wolgemut zusagte. Hans hatte von je her eine besondere Zuneigung zu Kindern gehabt. Seine acht Jahre jüngere Schwester Lieschen und deren Freundin Anntrin hatten dies vor Zeiten vielfach erprobt. Der gutmüthige Mensch war als halberwachsener Jüngling von den Kindern oftmals an den Haaren gezogen und geschlagen oder auf andere Art gemißhandelt, er ließ sich Alles mit einer solchen Engelsgeduld gefallen, wie sie sonst nur treue Hunde den Kindern ihres Herrn gegenüber entwickeln. Lieschen schlug nun vor, die beiden Zwillingsbrüder, ein Paar quirlige lustige wilde Jungen im Alter von etwa $1^3/_4$ Jahren von Siebenmorsleben zu holen und sie dem Hans zur Hut zu überweisen. Diese würden ihrem Stiefbruder keine Zeit zum Träumen und Grillenfangen lassen.

Die alte Grete unterstützte diesen Vorschlag Lieschens durch ein Freudengejauchze, zu dem sie wiederholt mit der Faust auf den Tisch klopfte. Die kinderlose Frau war über die Aussicht entzückt, die jüngsten Sprößlinge der von ihr vergötterten Familie Hansen auch einmal hegen und pflegen zu können. Lieschen freilich war besorgt, ihre Mutter werde die Jungen nicht fortlassen, nicht

einmal auf ein paar Tage. Der Doktor versprach, bei der Rückfahrt, die er diesmal zeitig antreten müsse, bei ihren Eltern in Siedenmorsleben vorzusprechen; dort werde er es durchzusetzen versuchen.

„Und dann, Lieschen, holen wir uns morgen die Jungen," rief Anntrin vergnügt aus, „ich lasse anspannen und fahre mit."

„„Darf ich das ankündigen?"" fragte der Doktor.

„Gewiß; Großvater hat sicher nichts dagegen und Grete auch nicht, nicht wahr?"

Dieser leuchtete ein, daß die Abholung durch das Fräulein vielleicht ein gutes Zugmittel sei; sie stand auf, trat an das Fräulein heran und rief ihr freudestrahlend zu: „Nein, Anntrinken, immer zu!" Und dabei klopfte sie dieselbe vertraulich liebkosend so derb auf die Schulter, daß Anntrin Neigung hatte, zu untersuchen, ob sie nicht einen blauen Fleck davon getragen habe.

Assessor Dowat hatte inzwischen das sogenannte „Familienarchiv", das heißt das Zimmer, in welchem die Familienpapiere der Reichsfreiherrn von Uchtenhagen aufbewahrt wurden, förmlich in Besitz genommen. Es bildete in dem alten runden Thurme gewissermaßen ein oberstes Halbstockwerk, auf welches man von dem Boden des eigentlichen Wohngebäudes gelangte. Es glich jedoch mehr einer Dachkammer. Ein großer Theil der Rundung war nämlich von einer nach den Zinnen des Thurmes führenden alten hölzernen Treppe eingenommen, die bei dem Anbau des Wohnhauses für das Bodenstockwerk eingerichtet war.

Der Freiherr hatte ihn selbst hinaufgeführt und ihm die unverschlossenen Aktenschränke überwiesen. Er schloß ihm auch den großmächtigen alten Schrank auf, der das so hoch geschätzte „Familienarchiv" der Reichsfreiherrn von Uchtenhagen enthalten sollte, und stellte ihm anheim, auch dieses seiner Prüfung zu unterziehen. Dowat bat ihn aber, diesen Schrank nur wieder zu verschließen; nach oberflächlichem Ueberblick habe er vor der Hand an den alten Gerichtsakten genug zu thun. In diesen, hoffe er, gerade für bestimmte, ihn gegenwärtig besonders interessirende Fragen reichlichen Stoff zu finden. Demnächst ließ ihn der Freiherr allein. Nach einer Weile brachte Josef, der Bediente, Cigarren, eine Flasche Rothwein und eine Karaffe Wasser und bestellte, das gnädige Fräulein ließe dem Herrn Assessor sagen, daß um dreiviertel sieben Uhr zu Abend gegessen werde.

Das Getränk war ganz angenehm; denn die alten Akten enthielten trotz aller Sorgfalt, mit welcher sie regelmäßig abgestäubt wurden, doch eine ziemliche Portion Staub.

Dowat unterwarf den ersten Aktenschrank einer genauen Prüfung. Er fand, daß für ihn ein paar dicke Urkundenbücher des Freiherrlich Uchtenhagenschen Gerichtsamtes Wischendorf aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts jedenfalls das Werthvollste seien.

Das erste Buch war ein „Gerichtsbuch" des Hauses Wischendorf über die jährlichen Landgerichte. Er las auf dem ersten Blatte: „Anno 1590 Dienstags nach Petri et Pauli ist das Landgericht zu Wischendorf gehalten

und die Wrögen (Rügen) von einer jeden Dorfschaft eingebracht worden, wie folget." Nun kam vorweg aus Wischendorf die merkwürdige Enthüllung, daß Hans Eggert der Jüngere und Kurth Hansen sich „mit einander die Haare gezogen und einer den andern in den Bach umgewendet", — wofür denn nach dem Spruch des Landgerichts ein Jeglicher sechs Groschen zu „brechen" oder Brüche zu zahlen hatte. Die Zahlung war nach einem dabei gesetzten Quittungsvermerk richtig erfolgt. Diese Urtel des Polizeigerichts, welches dazumal ein öffentlich unter freiem Himmel abgehaltenes freies Schöffengericht gewesen ist, hatten nur für die Sittengeschichte einen erheblicheren Werth.

Für eigentliche Rechtsgeschichte und gerade für Dowats Studien, welche die Frage betrafen, wie das bürgerliche Eherecht in der Altmark unter dem Einflusse des Römischen Rechts in seiner Entwickelung gelitten habe, fand sich eine wahre Fundgrube in dem zweiten mit Lederriemen sorgfältig zugebundenen Buche vor. Es war „das Amtsbuch des Freiherrlich Uchtenhagenschen Hauses Wischendorf, darinnen alle Verträge, Ehestiftungen und andere Händel, so zwischen den Parteien zu Amte fürgelaufen, ordentlich verzeichnet sein" und war ebenfalls Pfingsten 1590 angefangen. Franz Dowat war über diesen Fund ordentlich glücklich. Er steckte eine Cigarre an und begann eine Ehestiftung nach der andern genau durchzulesen und sich dabei die erforderlichen Notizen zu machen. Zuerst ging dies langsam. Allein da sich alle Ehestiftungen ziemlich ähnlich sahen, so war bei

der dritten und vierten nur noch wenig zu notiren. Da kam die fünfte heran. Hier überraschte ihn die Ueberschrift:

„Ehestiftung zwischen Hennig Dowat dem Jüngeren und Ilse Hansen zu Wischendorf."

Hennig Dowat? — so hatte sein Vater geheißen und in Betreff des Vornamens Hennig stets erzählt, ebenso seien alle seine Vorfahren getauft worden. War dies nicht die Ehe eines seiner Vorfahren? Mit lebhaftem Interesse las Franz Dowat demgemäß, wie diese Ehe zu Stande gekommen sei:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen. Kund und zu wissen sei Jedermänniglich, daß heute am 15. September 1591 ein christlicher Ehehandel zwischen nachbenannten Personen ist geschehen und vollzogen, dergestalt wie folgt: Hennig Dowat, der Jüngere, hat christlicher und ehrlicher Weise nach der ehrhaften Ilseken Hansen, Jobsten Hansen Seligen nachgelassener Tochter, lassen werben und sie zu den Ehren zu nehmen begehret."

So fing es an; Franz Dowat redete sich immer eifriger ein, daß er hier die Ehe eines Vorfahren vor sich habe und er beschloß, sich die ganze Ehestiftung abzuschreiben.

Er hatte lange daran zu schreiben. Es war ein großes Register, was Alles an Geld und Gut, an Korn, Pferden, Kühen, Wagen, Gänsen und Gösseln, Kisten- und Kastengeräth, „ihrem Stande gemäß", Ilseken Hansen

zur Aussteuer mitbekommen sollte, — mußte doch ihr Bruder Jobst Hansen allein zur Hochzeit, also zur Hochzeitsausrichtung, zum Hochzeitsschmause, zwei Schweine, ein Rind von vier Jahren, fünf Faß Bier, acht Himpten Weizen und zehn Himpten Roggen hergeben. Und dann kam, wie in allen den Ehestiftungen dieses Amtsbuches, der für einen Liebhaber des deutschen Rechtes wirklich reizende Satz:

> Hiergegen bemorgengabet gedachter Hennig Dowat seine liebe Braut Ilseken Hansen mit seinem Haus und Hof, auch aller Ein- und Zubehörung, es sei am Hausgeräth, fahrender Hab und anderen Gütern, es sei am Korne und anderes, wie es Namen haben mag oder wo es in oder außerhalb Wischendorf anzutreffen ist, und alles dessen Hennig Dowat ein Herr ist, dessen soll sie eine Frau sein.

Das war jedoch nur der Eingang der Ehestiftung; denn jetzt wurde noch im Voraus bestimmt, wie es in den Sterbefällen zu halten sei, je nachdem Leibeserben vorhanden seien oder nicht, und je nachdem der eine oder der andere der Ehegatten der zuerst Versterbende sein würde. Dabei kamen dann die ganzen Familienverhältnisse derer Dowats und derer Hansens zu Tage. Denn unsere Altvorderen waren merkwürdig vorsichtige Leute, und kein Mädchen freite, bevor nicht fest stipulirt war, — in welchen Fällen und unter welchen Bedingungen sie nach ihres Mannes Tode als nachgelassene Witwe „Macht habe, die Zeit ihres Lebens in solches Gut wiederum zu freien“, und ob später nach ihrem Tode der ein-

gefreite zweite Mann vom Hofe etwas zu fordern habe oder nicht.

Der Assessor, ein eifriger Freund des deutschen Rechtes, sah seine vorsichtigen Ahnen vor sich, wie sie vor dem Amtmann mit ihrer ganzen „Freundschaft“ erschienen und diese Eheberedung abschlossen und „zu mehrerer Vergewisserung“ in das Amtsbuch schreiben ließen.

Hübsch mußte es doch sein, so eine Heirath mit gesichertem auf Grundbesitz gegründetem Einkommen. Unwillkürlich kam ihm, als er die bogenlange Ehestiftung abgeschrieben hatte, der Einfall, daß es eigentlich für ihn auch an der Zeit sei, sich unter den Töchtern des Landes nach einer Frau umzusehen. Es wurde ihm ganz heiß bei dem Gedanken. Und er machte ein Fenster auf. Bei der Gelegenheit blickte er hinunter in den Hof und in den Garten. Und siehe da! Gerade unter dem Thurme im Garten befanden sich zwei junge Mädchen auf einem Fleck, und er hörte ihr Lachen, ihr lustiges, fröhliches Lachen, von unten herauf klingen. Die eine war Anntrin von Uchtenhagen; wer mochte die Andere sein?

Franz Dowat sah nach der Uhr. Wie die Zeit hingeht! Es war bald 3/47 Uhr und um diese Stunde hatte Anntrin zum Abendbrot befohlen. Er nahm die Abschrift der Ehestiftung, die er der übrigen Gesellschaft gern vorgelesen und erläutert hätte, zur Hand. Aber zunächst schnell das Amtsbuch fortgestellt! — Indem er das Amtsbuch in die Höhe hob, fiel ein Päckchen Papiere heraus. Er nahm es auf. Das Päckchen stammte nicht von 1591; es war neueren Ursprunges. Ein verblaßtes blauseidenes

Bändchen umschloß eine Anzahl Briefe. Franz löste das Band. Etwa ein Dutzend Briefe von einer und derselben Hand. Durfte er sie lesen? — Es dünkte ihm zweifelhaft. Er sah Unterschrift und Anrede des ersten besten der Briefe an. Derselbe war datirt: „Berlin im November 1848, Datum weiß ich nicht" und unterzeichnet „Franz". Die Anrede aber lautete: „Mein herzgeliebtes Poldchen".

Wer hatte diesen Briefwechsel geführt und wie kamen die Briefe an diesen Platz? Franz Dowat entschloß sich dazu, den ersten Brief durchzulesen. Aber er gewährte keinen Aufschluß; der Inhalt drehte sich um ein wenig Politik — und um viel Liebe. Franz Dowat war nicht neugierig. Er legte den Brief zu den übrigen, band das Bändchen wieder darum und schob das Päckchen zurück in das Amtsbuch.

Franz Dowat stieg die Treppe in den Hausflur hinunter; hier traf er mit den beiden Mädchen zusammen, die vom Garten gerade in das Haus traten. Anntrin stellte ihm ihre „Freundin" Lieschen Hansen von Siedenmorsleben vor. Der Name kam dem Alterthümler überraschend: Lieschen Hansen — Ilseken Hansen, das war ja eigentlich dasselbe. Er erschrak fast. Anntrin war eine scharfe Beobachterin. Ihr entging nicht der Ausdruck der Ueberraschung, vielleicht auch der Verlegenheit auf Franz' Gesicht und sie blickte unwillkürlich sofort nach Lieschen, ob sich auf deren Gesicht etwa ein Wiederschein jenes Ausdrucks zeige. Aber nein! Lieschen wurde nicht einmal roth.

Anntrin nahm der Freundin, welche nicht bleiben wollte, das Versprechen ab, noch am späten Abend, — viel vor 9 Uhr wollte dieselbe nicht abkommen können, — zurückzukehren, etwas in dem Park zu spazieren. „Ich muß Dir noch meinen Lieblingsplatz am Ellernbrook zeigen, — und wenn Sie recht artig und unterhaltend sein wollen, Herr Dowat, und wenn Sie Ihre alten Akten vergessen wollen, dann nehmen wir Sie auch mit.“

Bevor der Assessor die nöthigen Versicherungen abgeben konnte, entdeckte Anntrin in seiner Hand das die Abschrift der Ehestiftung enthaltende Papier. Er mußte nun beichten, daß er ein Attentat auf ihre Geduld beabsichtigt habe, das Attentat, sie mit einer Ehestiftung zu langweilen, über eine Heirath, die ein Namensvetter, vielleicht ein Vorfahre von ihm, hier vor 280 Jahren geschlossen.

„Ehestiftung? — ei, das ist was Anderes; für Ehestiften haben alle Töchter Eva's eine kleine Liebhaberei.“ Sie ermittelte durch Fragen sofort die Namen des jungen Ehepaares: Hennig Dowat und Ilse oder Elisabeth Hansen und lachte herzlich über das merkwürdige Zusammentreffen. „Wie schade, daß Sie nicht auch Hennig heißen?“

Ueber das „merkwürdige Zusammentreffen“ erröthete Lieschen um so mehr, als Anntrin nochmals mit Behagen darauf zurückkam. Die Unterhaltung ward übrigens nur zum kleinsten Theile in dem Hausflur geführt, man hatte den Ort derselben vielmehr vor die Hausthür unter die Linde links von der Thür verlegt, wo Tische und Stühle standen. Das Erscheinen des Herrn von Lindstedt unter-

brach das Gespräch und schien Anntrins gute Laune zu verderben.

Lieschen ging, als der Bediente meldete, daß angerichtet sei.

Der Assessor hatte bei der Abendtafel dem Freiherrn über seine bisherigen Entdeckungen zu berichten. Letzterer war erfreut, daß das Ergebniß zufriedenstellend sei.

Anntrin hatte heute ihr neckisches Schauer. Sie spottete über den Eifer des Assessors, — wie es möglich sei, daß ein Mann in so jungen Jahren aus bloßer Liebhaberei mit solcher Leidenschaft seinen Fleiß auf alte vergilbte Papiere und Akten, betreffend weltgeschichtlich unbekannte und einflußlose Personen, wenden könnte.

Franz Dowat war nicht empfindlich und auch nicht langweilig; er spottete selbst über sich und es ging lustig her.

„Ja wenn Sie aus Großvaters alten Aktenschränken uns die Lebensläufe einer Familie, also — wie heißt doch Ihr Ehepaar, Herr Dowat? —"

„„Hennig Dowat und Ilse Hansen!""

„Richtig; wenn Sie aus Großvaters alten Gerichtsbüchern uns die Lebensläufe dieses Ehepaars zusammenstellen und vorführen könnten, aber nicht langweilig wie Chronikenschreiber, sondern etwa wie Victor Scheffel in seinem Eckehard thut, so daß man die alten Personen lebendig vor sich sähe, — ei, da würde ich mich auch freuen einen Einblick zu bekommen in das Thun und Treiben der Leute, welche Wischendorf vor dreihundert Jahren bewohnten."

„„Das wäre, wenn Sie die Kunst des Dichters fortnehmen, so weit es nur auf die Ermittelung der Lebensumstände ankommt, nicht ganz unmöglich, gnädiges Fräulein. Namentlich, wenn sich noch das dritte der ordentlichen Gerichtsbücher aus jener Zeit fände, worin die Kriminalfälle verzeichnet sind. Denn es müßte schon eine Familie betreffen, die wirklich etwas erlebt hat.“ “

„Nun, da suchen Sie morgen, Herr Dowat, und bringen Sie uns die Erzählung, wie es Hennig Dowat und Ilse Hansen von Wischendorf, welche 1591 freiten, in ihrem Ehestande erging.“

— Herr von Lindstedt spöttelte über diese Geschichten. Fast sah es aus, als wollte er den Assessor reizen. Man gerieth in allgemeine Disputationen, an denen sich auch Anntrin lebhaft betheiligte. Sie kündigte Herrn von Lindstedt an, daß er zur Strafe für sein mangelndes Interesse an den Schicksalen der Wischendorfer Vorfahren heute Abend nicht an ihrem romantischen Spaziergange theilnehmen dürfe. Herr von Lindstedt machte gute Miene zum bösen Spiel; er werde auch ohnedies dem Freiherrn Gesellschaft geleistet haben, für den es doch wol zu spät zum Spaziergange sei.

Der Freiherr acceptirte dies dankbar.

Lieschen ließ lange auf sich warten. Die Sonne war schon untergegangen. Anntrin zeigte dem Assessor ihre Rosen. Derselbe benutzte die Gelegenheit, sich bei ihr nach Herrn von Lindstedt zu erkundigen. Anntrin antwortete unbefangen, Lindstedt sei eine Schweizer Bekanntschaft und mit ihrem Großvater durch Uebereinstim-

mung der Meinung in politischen und anderen Dingen befreundet geworden. Letzterer habe ihn zu einem längeren Besuche dringend eingeladen, als er vernommen, daß Herr von Lindstedt sich in den Marken ankaufen wolle. Sie fügte noch hinzu: „Die Liebhaberei Großvaters für diesen Herrn, welche ich nicht theile, ist vielleicht auch dadurch beeinflußt, daß Herr von Lindstedt der letzte männliche Sprößling einer uralten Altmärkischen Familie ist, für die sich Großvater, der sie ganz ausgestorben wähnte, der Himmel weiß weshalb? ganz besonders interessirt."

Die aristokratischen Liebhabereien ihres Großvaters lenkten Anntrins Gedanken unwillkürlich auf die neulichen Tischgespräche zurück. Sie fragte plötzlich:

„Wissen Sie, Herr Dowat, es kam mir neulich so vor, als hätten Sie selbst Herrn von Lindstedt schon früher gekannt, — wenn auch nicht von einer besonders günstigen Seite. Habe ich recht gerathen?"

Dowat schwieg einen Augenblick. Dann sagte er in einem etwas förmlichen, fast feierlichen Tone: „„Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben, wenigstens heute noch. Ich glaube allerdings, Herrn von Lindstedt wieder erkannt zu haben; allein die Verhältnisse, unter denen ich ihn früher sah, waren so absonderlicher Art, daß doch eine Verwechselung, ein Irrthum meinerseits am Ende nicht unmöglich ist. Sollten Sie, gnädiges Fräulein, einmal zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Einfluß des Herrn von Lindstedt auf Ihren Herrn Großvater schädlich, oder daß sonst das Thun und Treiben jenes Herrn bedenklich sei, oder

sollten Ihnen aus irgend einem andern Grunde nähere Ermittelungen über seine Vergangenheit nothwendig erscheinen, so werde ich keinen Augenblick anstehen, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich über ihn zu wissen glaube.““

Anntrin ärgerte sich über die Geringschätzung, über den Mangel an Vertrauen, der in dieser Antwort lag. Hielt der Assessor sie für neugierig oder klatschhaft? — Was sollte sonst diese Geheimnißkrämerei? Welchen denkbaren Grund konnte er haben, so hinter dem Berge zu halten? Aber merken sollte es der schwerfällige langweilige Pedant nicht, daß sie sich ärgerte. — Sie fing sogleich an, von ihrer allerliebsten Freundin Lieschen Hansen zu reden, und von deren schwermüthigem Bruder, und daß es für diesen ein wahrer Segen sein würde, wenn man den Mörder entdeckte.

Franz Dowat war bei diesem Gesprächsgegenstand noch schweigsamer als zuvor. „Ach, verzeihen Sie, Herr Assessor Dowat, Sie sind, wenn ich recht verstand, der Untersuchungsrichter, und mit dem Untersuchungsrichter darf man in unserm papiernen, geheimnißkrämerischen Beamtenstaat, — wie ihn Großvater immer nennt, — vermuthlich über solche Sachen kein Wörtlein reden.“

Einer Antwort auf diese spöttisch vorgebrachte Bemerkung wurde der Assessor überhoben. Lieschen Hansen kam und jetzt begann ein fröhliches Lachen und Plaudern und Schwatzen, wie es bei zwei lustigen lebhaften jungen Mädchen sich von selbst versteht.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Abendspaziergang zum Born im Ellernbrook. Der vierte Mann zum Quartett und ein heimlicher Lauscher.

Die Wanderung durch den Park nach dem Ellernbrook wurde begonnen. Anntrins Lieblingsplatz war nicht ganz nahe, er war fast eine Viertelstunde weit. An den Schloßpark von Wischendorf schlossen sich unmittelbar und davon ungetrennt mehrere Morgen Laubholz, Birken und Buchen, noch nicht schlagbarer Bestand. Links nach der Seite des Dorfes zu kam dann ein Kiefernwald auf hügeligem Boden, ein wohlbestandener Forst mit stattlichen Bäumen. Rechts ging ein Fußpfad hinunter in einen Wiesengrund und daselbst einen, auf beiden Seiten dicht mit Elsen- und Haselgebüsch eingefaßten, lustig plätschernden Wiesenbach entlang. Nach etwa tausend Schritten zog sich der Bach näher an den Wald heran. Hier sprang ein Waldhügel, steil abfallend, in die Wiesenfläche hinein. Schöne alte Eichen umstanden den Fuß des Hügels, von welchem aus ein paar frisch sprudelnde klare Quellen

dem Wiesenbächlein seinen Hauptzufluß zuführten. Die stärkste Quelle war fein säuberlich ausgegraben und mit Feldsteinen eingefaßt; durch Steine und Kies und eine starke Eichenbohle war ein kleiner Wasserfall hergerichtet. Fiel gleich das Wasser nur zwei Fuß hoch, so stellte es doch ein gleichmäßiges schwatzhaftes Plümpern und Plätschern her, welches in dieser stillen kühlen Einsamkeit just so einschläfernd klang, als die wilden weißen brandenden Wellen am einsamen öden Meeresgestade.

Neben der Quelle war rund um eine stolze kerngesunde alte Eiche eine hölzerne Bank angebracht. Ja, hier unter den Eichen im Ellernbrook, — so nannten die Leute den Platz, — war es herrlich; aber einsam und still bei Tag und bei Nacht. Freilich, wer Nächtens Zeit hatte zu verweilen, konnte erleben, daß schüchterne Rehe ängstlich durch den Wald geschlichen kamen, hier zu trinken. Die Jäger und auch die Wilddiebe wußten, daß hier der Rehe liebste Trinkstätte sei.

— Ach, wie schön ist's hier, — sagte Lieschen leise, — man getraut sich nicht, laut zu sprechen, der Born könnte versiegen und das Plätschern aufhören. —

Sie setzten sich auf die Bank. Alles still in der Natur. Nichts zu hören, als die geschwätzige Quelle und aus weiter Ferne ein dumpfer Gesang der Frösche. Hin und wieder ging ein sanfter Luftzug durch die Wipfel der Eichen und die Blätter rauschten.

Anntrin brach zuerst das Schweigen: „Hier könnte ich die ganze Nacht sitzen und träumen und träumen und träumen!“

Franz Dowat sagte nichts, ganz und gar nichts. Er ersann krampfhaft die allernüchternsten Gedanken, um sich die poetische Stimmung vom Leibe zu halten. Diese kam dem klugen Herrn wie eine Jugend-Eselei vor, auf die sich ein Mann, der das höchste Staatsexamen hinter sich hatte, unmöglich einlassen dürfe. Dennoch ließ ihn der Zauber dieses herrlichen Sommerabends nicht kalt. Aber er schwieg. Denn das eine Wort, welches ihm auf der Zunge lag, durfte er nicht sagen: Ja, hier könnte man die ganze Nacht sitzen und träumen, — aber nicht allein, und nicht zu drei'n, sondern zu zwei'n. Und dicht neben ihm saßen zwei allerliebste Mädchen, — jung, frisch, — schier und appetitlich zum Einbeißen! — Und die eine, die eine, — nicht die blauäugige blondköpfige, nein, das strahlenäugige schwarzbraune Mägdelein, — war er nicht am Ende bereits in sie verliebt? — Unsinn, Unsinn! — Bist du verrückt, Franz? So ein alter verständiger Kerl, bald 27 Jahre alt, — kalt Blut, kalt Blut! — was geht dich der adelsstolze Grasaffe an, — wirst dir doch keinen Korb von ihr holen wollen? — Unsinn, Unsinn! —

So redete der weise Assessor in sich hinein. Aber wenn er dann dicht neben sich den braunen Lockenkopf verspürte, und ein silberner Mondesstrahl fiel durch Busch und Wald auf die glänzenden, leuchtenden braunen Rehaugen, — dann war es ihm, als möchte er das ganze irdische und ewige Leben hingeben für einen einzigen seligen Augenblick, wo ihm der süße Grasaffe in die Arme sänke. Dummes Zeug, Franz, du fieberst, sei

verständig! — Und er faßte sich an den Puls, aber er vergaß zu zählen.

Anntrin summte eine langsame sehnsüchtige Weise vor sich hin. Und ehe es sich die kleinen Waldvögelein und die plätschernde Quelle versahen, sangen zwei silberhelle klare Stimmen, leise, leise, ganz leise, pianissimo:

Ich ging wol an ein Brünnelein,
Trank aber nicht,
Suchte meinen herztausendschönsten Schatz,
Fand ihn aber nicht.

„„Herrlich, herrlich!““ flüsterte Franz Dowat, „„könnte ich den Text, ich sänge mit!““

„Dafür ist Raths,“ sagte Anntrin, „ich sage Ihnen jeden Vers vor!“

Und nun trat eine volltönige und doch biegsame Baßstimme zum Sopran und Alt hinzu, — ein schöner dreistimmiger Gesang:

Da ließ ich meine Aeugelein
Rings herum gehn,
Da sah ich meinen herztausendschönsten Schatz
Bei einer Andern stehn!

Bei einer Andern stehn zu sehn,
Schatz, das thut weh.
Gute Nacht, herztausendschönster Schatz,
Jetzt muß ich gehn. —

Brauchst ja noch nicht zu gehn,
Hast ja noch Zeit! —
Gute Nacht, herztausendschönster Schatz,
Meine Wege, die sind weit. —

Sind denn deine Wege weit,
O du allerschönstes Kind? —
Setz dich ein wenig zu mir her,
Gelob' an geschwind! —

„Was haben Sie für einen prächtigen Baß, Herr Dowat. Es fehlt nur noch ein Tenor, dann könnten wir ein schönes Quartett singen. Aber nun müssen wir heim; mein Großvater geht früh zu Bett und ich muß ihm gute Nacht sagen.“ —

Sie gingen langsam zurück, aber einen andern Pfad über den Waldhügel durch den Wald. Dieser Fußsteig führte näher an das Dorf heran und mündete zuletzt in einen Fahrweg, welcher unweit davon aus dem Dorf trat und eine Zeitlang hinter den Hofgärten entlang lief. Wo der Fußsteig in den Fahrweg mündete, stand oberhalb des Letzteren, der den Waldhügel scharf abschnitt, in der Ecke eine schöne Linde. Von hier aus hatte man einen freundlichen Blick über das Dorf. Von Alters her befand sich unter der Linde ein steinerner Tisch und eine hölzerne Bank. Hier setzten sich die drei Wanderer nochmals. Sie waren schnell gegangen und es war noch Zeit. Sie freuten sich, wie hin und wieder vom Dorf her ein Licht durch die Bäume glitzerte.

Lieschen wollte Abschied nehmen. Denn sie konnte von hier durch ein Hinterpförtchen schneller in den Hansen'schen Hof gelangen, als durch den Park des Edelhofes. Eben war dies abgesprochen, da ertönte diesseits des Dorfes vom Fahrweg her der Gesang eines Mannes. Die unter der Linde saßen, horchten. Und es verlohnte

sich des Horchens. Eine hohe starke wohltönende Männerstimme war es und Anntrin von Uchtenhagen rief freudig aus:

„Still, still, — da kommt unser Tenor, und was für ein schöner Tenor! — unser Quartett ist voll! — Herrlich, herrlich, wir fangen ihn hier ab.“

Es war keine rohe ungebildete Stimme, wenn schon sie keinem berufsmäßig geschulten Sänger angehörte. Er sang ein zartes Liebesliedchen:

Schätzchen, Du liegst mir in dem Sinn,
Wenn ich an Dich gedenke, —
Wenn Du bist, wo ich nicht bin,
Schick' ich tausend Seufzer hin.

Tausend Seufzer, mein liebes Kind,
Schick' ich Dir wol durch den Wind,
Wol durch den Wind, wol in das Haus,
Wo mein Schatz geht ein und aus. —

Schätzchen, gräme Dich nicht so sehr,
Ich werde bald wiederkommen!
Geschieht es auch im Winter nicht,
So geschieht's im Sommer.

In dem Sommer, wenn's grünen thut,
Gehn wir beide im Garten,
Ich und mein herztausender Schatz, —
Deiner will ich erwarten.

Einen Ring hab' ich von Dir,
Trag' ihn auf meinem Finger,
Bei dem Ring, mein liebes Kind,
An Dich gedenk' ich immer.

Der Sänger kam langsam näher. Lieschen Hansen wurde unruhig. Anntrin bemerkte es: „Du kennst den Sänger, Lieschen?"

Lieschen verstand nicht zu lügen: — Ich glaube fast, — sagte sie verlegen.

„Fast?" — erwiderte Anntrin, ein helles Lachen niederkämpfend — „fast? wer diese Stimme einmal gehört hat, kennt sie gewiß. Meilenweit giebt's keinen solchen Tenor."

Lieschen wollte nothgedrungen beichten. Da sprang ein großes schwarzes Ungethüm von dem Fahrweg aus in ein paar Sätzen den Hügel hinauf, auf die Bank zu. Es war ein mächtig großer Neufundländer Hund. Franz Dowat schickte sich an, Thierbändigerkünste zu zeigen. Allein es war nicht nöthig. Der große Hund sprang freudig an Lieschen Hansen in die Höhe, als wollte er sie küssen. Indessen war er anständig und wohlerzogen. Ein leises: „Kusch, Troll!" des jungen Mädchens und er begnügte sich, den dicken Kopf recht fest auf ihren Schooß zu legen und sie verliebt anzublicken. Dann aber beschnüffelte er, mit dem Schwanze wedelnd, flüchtig die anderen Personen und legte sich befriedigt zu Lieschen Füßen nieder. Unverwandt mit erhobenem Kopfe sah er nach dem Dorfe zu, jeden Augenblick bereit, wieder in die Höhe zu springen.

Der Sänger hatte von diesem Auftritte jedenfalls nichts bemerkt. Er ging langsam, wie vorher, vorwärts; sein Lied war zu Ende. Lieschen stand auf. Sie schien unschlüssig zu sein, ob sie ihm entgegen gehn sollte, oder

nicht. Anntrin jedoch zog sie wieder hernieder: „Pst, pst!“ —

Da begann jener ein neues Lied:

Wenn ich aus Wischendorf geh, —
Ei dann geb' ich meiner Liebsten Adje;
Wenn ich aus Wischendorf komm,
Dreh' ich mich um und um, —
Seh' ich meine Liebste da stehn
Mit ihren Blauäugelein schön! —

Anntrin und Franz lachten still vor sich hin; der große Hund sprang nun mit einem Freudengebell auf die Straße zu seinem Herrn hinunter und einen Augenblick später wieder den Hügel hinauf zur Linde. Lieschen rief jetzt, aber ihre Stimme zitterte vor Verlegenheit:

— Hier, Fritz! — und zu Anntrin sagte sie: — Es ist Fritz Schulz von Siedenmorsleben, der Sohn unsers Nachbarn! —

„„Lieschen!““ — — und er drehte sich um und um und mit ein paar hastigen Sprüngen, fast so schnell wie Troll, der Neufundländer, war er oben bei dem blauäugigen Mädchen und erst oben sah er die andern Beiden, die nun ebenfalls aufgestanden waren.

Die folgenden paar Minuten verliefen in solcher Verwirrung, daß sich hinterher keiner der Anwesenden des Vorgangs deutlich zu erinnern vermochte. Lieschen stellte, ohne viele Worte zu machen, ihren Freund Fritz Schulz ihrer Freundin Anntrin von Uchtenhagen vor. Anntrin war auffallend steif und förmlich. Aber sie erhielt Zeit, sich auf ihr ferneres Verhalten zu besinnen. Denn inzwischen

fand eine Erneuerung alter Bekanntschaft zwischen Fritz Schulz und Franz Dowat statt. Dieser hatte jenen schon an der Tenorstimme wieder erkannt. Sie hatten beide 1867 in Magdeburg bei derselben Kompagnie gedient, Franz Dowat als einjähriger und Fritz Schulz als dreijähriger Freiwilliger, und schüttelten sich nun herzlich die Hände, als wären sie dazumal nicht blos Kameraden, sondern sogar gute Freunde gewesen.

Fritz hatte eine Bestellung an Lieschen auszurichten. Zufällig hatte er einen Gang nach Wischendorf vorgehabt und darum bei Lieschens Eltern vorgefragt, ob sie nichts zu bestellen hätten. Diese ließen sagen, Lieschen möge morgen Nachmittag nur kommen, sie wollten ihr ihre kleinen Zwillingsbrüder anvertrauen und sie bei guter Zeit zurückfahren lassen.

Gegen letzteres protestirte Anntrin: Das sei just nicht nöthig, sie fahre mit Lieschen nach Siebenmorsleben und helfe ihr die Zwillinge holen, — wenn Lieschens Eltern nichts dagegen hätten.

Dies war nun nach Fritzens Erklärung gewiß nicht der Fall; im Gegentheil ging daraus hervor, daß Hansens sich durch des gnädigen Fräulein Anerbieten sehr geschmeichelt fühlten, trotzdem aber gemeint hätten, sich bereit erklären zu müssen, die eigenen Pferde zu der kleinen Fahrt herzugeben.

Obschon Fritz Schulz sich gewandt benahm und gar ehrerbietig gegen Anntrin, so war es dieser dennoch unbequem und unbehaglich, entdeckt zu haben, — daß ihre Freundin Lieschen Hansen einen Bauerburschen zum

Freunde hatte. Bei aller Liebe zu Lieschen fand sie doch zwischen sich und dem Bauerburschen nichts Gemeinsames vor, und ungeachtet des Bestrebens, sich nichts merken zu lassen, war sie so vornehm kühl und herablassend, daß dem blonden Lieschen wehmüthig um's Herz wurde. Ohne sich der Gründe klar bewußt zu sein, bemerkte indeß Anntrin, daß zwischen Lieschen und ihr eine Erkältung ihrer Freundschaft zu beginnen drohe, und sie hatte Lieschen viel zu lieb gewonnen, als daß sie nicht gern alles gethan hätte, dem vorzubeugen.

Aber wo in aller Geschwindigkeit war ein Mittel zu finden, über die Schwierigkeiten der augenblicklichen Lage hinwegzukommen, ohne daß ein erster Keim der Entfremdung zurückblieb? Die kluge Anntrin fand ein Mittel. Richtig, es gab ein Gemeinsames zwischen ihnen allen vieren, ein Gemeinsames, welches sich äußerlich mehr wie eine Naturgabe darstellte, aber sich doch auf etwas Uebereinstimmendes im tief innersten Fühlen und Empfinden zurückführen lassen mußte. War ihnen allen vieren nicht Lust und Verständniß für den Gesang gemeinsam? — wetteiferten sie nicht alle in einem edlen und schönen Gefühl, in der Liebe zum deutschen Liede? —

„Wir haben Ihre herrliche Tenorstimme schon seit zehn Minuten bewundert, Herr Schulz, und das um so mehr, als wir kurz zuvor an den Eichen im Ellernbrook ein Lied dreistimmig sangen. Herr Dowat hat einen schönen Baß, aber mit Ihrem Tenor kann er es ebenso wenig aufnehmen, als meine Altstimme mit Lieschens silberglockenhellem Sopran.“

— Aber Anntrin! — warf Lieschen dazwischen.

„Ja ja, Lieschen, es ist so. Sie müssen guten Musikunterricht gehabt haben, Herr Schulz?“

„„Eigentlichen Unterricht wol nicht. In der Volksschule und auf der Ackerbauschule hatte ich herzlich wenig Lust zum Singen. Die Lust kam erst beim Militär, wo vierstimmig geübt wurde. Da hat es mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich auch zu Hause im Turnverein ein Doppelquartett zusammengebracht habe.““

„Ei, das ist schön, — das gefällt mir. Aber könnten wir nicht zum Abschiede, — denn ich muß nun schnell nach Haus, — ein paar Verse von unserm schönen Liede von vorhin vierstimmig singen? Sie kennen es ohne Zweifel, Herr Schulz, denn wir haben es ja von Lieschen, und diese sagt, man sänge es so in der Koppel von Siedenmorsleben:

Ich ging wol an ein Brünnelein,
Trank aber nicht.“

Und so geschah es. Sie sangen einen Vers, zwei Verse, drei Verse, — und die vier Stimmen schickten sich trefflich in einander und das Ganze klang durch die Stille des mondbeglänzten Sommerabends so lind und weich, daß andächtig lauschen mußte, wer es zu hören bekam.

Aber wer bekam es denn zu hören, außer dem klugen Hunde Troll und den noch wachenden Waldvögelein und dem übrigen großen und kleinen Gethier in der nächsten Umgebung? — Freilich ist mir nicht Gewißheit geworden, ob hier und da Jemand vom Dorfe oder vom Edelhofe sich so nahe befand, daß der Schall zu ihm drang.

Aber Einer hörte es gewiß, denn er kam den Fahrweg durch den Wald von der dem Dorfe entgegengesetzten Seite her und war kaum hundert Schritt von den Sängern entfernt, als sie das Lied anstimmten, und er blieb wie festgewurzelt stehen und stand noch immer auf demselben Fleck, als jene nach dem dritten Verse:

Gute Nacht, herztausendschönster Schatz,
Jetzt muß ich gehn.

von einander Abschied nahmen und sich trennten.

Es war ein kräftiger breitschultriger Mann mit dichtem grauen Haar und grauem starken Vollbart unter dem grauen breitkrämpigen Hut; er hatte einen hellen grau-gesprenkelten gleichfarbigen Sommeranzug an, ein kleines Täschchen umgehängt, einen Plaid über der Schulter und einen starken knorrigen Reisestock mit einem Bleiknopf in der Hand. Der Gesang verstummte, und die Sänger zogen wie von einer Schaubühne paarweise ab, Lieschen und Fritz rechts den Weg entlang zum Hansen'schen Hofe, Anntrin und Franz geradeaus in den Park zum Schloß. Der Mann lugte mit seinen klaren blauen Augen vorsichtig aus dem Waldesschatten nach ihnen. Aber als nichts mehr von ihnen zu hören und zu sehen war, da warf er Stock, Kleid und Tasche von sich und stürzte sich mit Wucht in Gras und Haidekraut und drückte das Gesicht auf den Boden und griff mit den Händen krampfhaft in die Erde und weinte bitterlich. — —

Was die beiden Paare auf dem Heimwege mit einander sprachen, verlohnt sich kaum zu berichten; es war wenig und nichts besonders Wichtiges; sie waren alle-

sammt schweigsam; es mochte jeder mit ganz geheimen Gedanken beschäftigt sein. Erst dicht vor dem Schloß fragte Anntrin ihren stummen Begleiter:

„Sie kannten unsern Tenorsänger näher?“

„„So nahe wenigstens, als beim Militär ein „einjähriger“ Referendar einen dreijährig dienenden Bauerssohn derselben Kompagnie kennen kann. Fritz Schulz „der Siebente“, so war sein Kompagnie-Name zum Unterschied von den andern Schulzens, war der Liebling der Kompagnie, nicht blos wegen der schönen Stimme, sondern vornehmlich wegen seiner unverwüstlichen guten Laune. Dem krausköpfigen jungen Mann mit den blitzenden Augen steht der Mutterwitz ja auch deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Er zeigte Anlage, im bürgerlichen Leben ein hervorragend tüchtiger Mann zu werden.““

Auf dem Schlosse wurde die Tagesordnung für den Sonntag festgestellt. Dowat erklärte, stets um 5 Uhr aufzustehen und versprach dem Freiherrn, sich in dessen Zimmer um 1/2 6 Uhr zum Morgenkaffee einzufinden. Dann aber werde er den Tag über im Archivzimmer fleißig sein.

Der Reichsfreiherr von Uchtenhagen empfahl sich seinen Gästen und ging zur Ruh. Seine Enkelin blieb noch ein halbes Stündchen bei den letzteren. Herr von Lindstedt bemühte sich vergeblich, eine lebhafte Unterhaltung in Gang zu bringen. Man trennte sich frühzeitig.

Sechszehntes Kapitel.

Die drei Träume, welche Franz Dowat in der ersten Nacht unter dem Dache des Edelhofes von Wischendorf träumte. Der schöne Morgen im Park. Wie „das Kind“ zur wilden Anntrin geworden ist.

Franz Dowat dachte noch nicht daran, sich zur Ruh zu legen. Sein Schlafzimmer befand sich auf der Seite des Thurms und ging nach dem Park hinaus. Er öffnete ein Fenster und sah in den Rosengarten zu seinen Füßen, und in den Wald hinüber und dann wieder nach dem Mond, der ziemlich hoch am Himmel stand und in die blassen Sterne. Und süßer Rosenduft von tausend blühenden Rosen drang hinauf zu den Fenstern und Franz sog ihn begierig ein und warf die Cigarre, die er eben angesteckt hatte, weit fort, gleichsam entrüstet über die von ihm selbst beabsichtigte Entweihung der duftigen Nacht. Und horch! dort aus dem runden Thurm, aus Anntrins Zimmer, ertönte Gesang; Anntrin sang zum Flügel. Zunächst das Lied vom Brünnelein. Dann kam Mendelssohns „Es ist bestimmt in Gottes Rath“. Sie mußte

in trüber wehmüthiger Stimmung sein; denn es folgten noch andere traurige Abschiedslieder. Endlich verstummte der Gesang, Franz rief leise: Schlaf wohl, du schönes Kind! und schloß das Fenster und ging zu Bett.

„Erzählen Sie uns morgen, was Sie geträumt haben. Sie wissen ja: wenn man zum ersten Male unter einem fremden Dache schläft, haben die Träume ihre besondere Bedeutung.“ So hatte ihm der Freiherr gesagt. Das war Franz Dowat's letzter Gedanke, bevor er entschlief.

Aber sein Schlaf war unruhig und seine Träume waren wirr. Bild auf Bild folgte, Anntrin von Uchtenhagen kam wol immer darin vor, aber undeutlich und verschwommen, und er ärgerte sich im Traum ordentlich darüber, daß er nicht schöner träume. Mit einem Male war es ihm, als ob er hoch zu Roß auf den Edelhof von Wischendorf galoppire. In der Hausthür stand klar und deutlich, mit holdseligem Blick und ausgebreiteten Armen Anntrin von Uchtenhagen. Er sprang vom Roß und eilte die Stufen hinauf. Aber die Sehnsucht, das schöne Weib mit seinen Armen zu umfangen, wurde nicht erfüllt. Sie war plötzlich verschwunden. Statt ihrer war Herr von Lindstedt da. Mit einem Revolver in der Rechten rief er ihm entgegen: Zu spät, Sie moralischer Grillenfänger, Sie schüchterner Pergamentenwurm. Die schöne Anntrin von Lindstedt, geborene Freiin von Uchtenhagen, mag an Ihrem Grabe weinen! Er schoß los und Franz sank um — und erwachte.

Der Dorfwächter tutete eben und sang dazu deutlich und vernehmbar:

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsere Glock hat zwölf geschlagen.
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit!
Mensch, bedenk die Ewigkeit!

Alberne Träume! — Das weiche Unterbett über der Sprungfedermatratze war gewiß daran Schuld. Franz konnte erst gar nicht wieder einschlafen, er entschloß sich schnell und warf das Unterbett hinaus. Nun schlief er wieder ein. Aber das weiche Unterbett war an den unruhigen Träumen nicht schuld. Denn diese folgten auch jetzt wieder.

Aus den wirren, verworrenen Traumbildern trat endlich eins klarer heraus: Er ging mit Anntrin, wie am Abend zuvor, im Mondenschein schweigend durch den einsamen Park. Anntrin aber sah bleich und traurig aus. Dicht vor dem Schloß stand sie still, legte die Hand auf seinen Arm, sah ihm zärtlich und wehmüthig in das Gesicht und sagte: Lieber einziger Franz, wir müssen scheiden! leb wohl! — ob für immer, oder bis auf baldiges Wiedersehn, liegt nun lediglich an dir. Mein Heißgeliebter versprich mir: laß ab von deinen demokratischen Genossen! — — Ich kann nicht, Anntrin, es geht nicht! — — Wenn du mich lieb hast, so wirst du es thun; — das Volk ist nicht reif, es verdient nicht, daß du dein Leben für es läßt, — aber du hast mich nicht lieb! — — Anntrin, Anntrin, mein Leben lasse ich freudig für dich, aber nicht Ehre, Freiheit, Vaterland. Würden mich nicht alle getreuen Männer einen Verräther schelten? würden sie nicht sagen, ich sei um das schöne

und reiche Freifräulein von Uchtenhagen ein ehrloser Schurke, ein Adels- und Pfaffenknecht geworden? — — Das sollen sie nicht sagen, Franz! Arm und namenlos will ich dir folgen über das Meer in die Freistaaten von Nordamerika, aber laß ab von deinen wahnsinnigen Genossen! — — Ich kann nicht, Anntrin, es ist wider meine Grundsätze! — — Grundsätze, Grundsätze, diese verdammten wahnsinnigen Grundsätze, haben mich schon einmal ins Grab gebracht. Ja, stier' mich nicht so an, — ich bin gar nicht Anntrin von Uchtenhagen, ich bin Leopoldine, das herzgeliebte Poldchen von 1848 und ich bin aus dem Grabe gestiegen, um das letzte Freifräulein von Uchtenhagen zu warnen, zu erretten — und du, Franz Dowat, sollst sie doch nicht haben, meinen Liebling, die schöne wilde Anntrin von Uchtenhagen. — — Und damit verschwand sie und er stand wieder allein, aber er war nicht jener Franz von 1848, der an Leopoldine Briefe schrieb, sondern der Gerichtsassessor Franz Dowat. Nun folgte traumloser Schlaf bis zum Morgen.

Als er erwachte, war Morgendämmerung, und die Sperlinge auf dem Dach und vor dem Hause schrieen so laut, daß man von den Morgenliedern der Vögel des Parks und Waldes nicht viel hören konnte.

Die Uhr zeigte halb vier. Noch zu früh zum Aufstehen. Er dachte und dachte an die verdrehten Träume und an die alten Geschichten in den Archivakten und ehe er es sich versah, war er wiederum eingeschlafen.

Diesmal aber kam ein lustiger, fröhlicher Traum. Er hielt seinen Hochzeitsschmaus auf der Diele eines

alten Bauerhauses. Tafel an Tafel war aufgeschlagen, und rechts, vom Boden über den Viehställen herunter, bliesen die Musikanten lustige Stücke. Er saß auf dem Ehrenplatz in einem nagelneuen modischen Bräutigamsanzuge, aber er hieß nicht Franz Dowat, sondern Hennig Dowat. Und neben ihm saß sein junges Weib in schneeweißem Atlaskleide, den Myrtenkranz auf den braunen Locken. Es war die wilde Anntrin von Uchtenhagen, wie sie leibte und lebte; aber sie nannte sich nicht Anntrin von Uchtenhagen, sondern Ilseken Hansen. Und sie waren fröhlich und wohlgemut, und drückten sich die Hände und sahen sich mit unergründlich tiefen Liebesblicken in die Augen, und zuweilen, wenn die eifrig schmausenden Gäste auf den Teller und in das Glas schauten, gaben sie sich einen Kuß, einen himmlisch süßen Kuß. Aber die Gäste aßen und tranken immer zu, und der junge Ehemann wurde zuletzt ungeduldig. Der Hausvater jedoch, — es war der Braut Bruder und hatte eine gleiche Offiziers-Uniform an, wie Anntrins Bruder Achaz von Uchtenhagen trug, aber er nannte sich Jobst Hansen und war ein Bauer, — der Hausvater sprach: Nein, Schwager Hennig, Ihr müßt aushalten bis zum Schluß, bis Alles aufgegessen und ausgetrunken ist, und Ihr wißt ja, wie viel es ist. Hab' ich doch, wie es in der Ehestiftung verfestiget ist, den Hochzeitsschmaus ausgerichtet mit zwei fetten Schweinen, einem vierjährigen Rind und fünf Faß Bier, — und acht Himpten Weizen und zehn Himpten Roggen haben wir zu Kuchen und Brod zu verbacken gehabt. Und das muß Alles aufgegessen und aufgetrunken

werden. Bis dahin müßt Ihr aushalten, und nach dem Schmause folgt der Tanz; und da muß Eure Eheliebste den Brauthahn absitzen, und das bringt Euch viele blanke Thaler ein. Zuletzt aber tanzt Ihr den Siebensprung, den schwierigsten und schönsten aller Hochzeitstänze. So erfordert es Altmärkischer Brauch, und der Brauch ist heilig. — Der junge Ehemann bekam einen entsetzlichen Schreck über diesen fürchterlichen Brauch, und er dachte mit Angst an den Siebensprung, von dem er bisher nur dunkle Gerüchte aus uralter Leute Munde vernommen hatte. Aber die schöne Anntrin, die sich Ilseken Hansen nannte, seine holdselige Eheliebste, strich ihm Stirn und Wangen glatt und gab ihm einen heißen, heißen Kuß und sagte: Hab Geduld, mein Männchen, und sei fröhlich; laß dir den langen Schmaus eine kleine Geduldsprüfung sein, müssen wir doch noch gar viele Trübsal, Angst und Noth in unserm langen Ehestande mitsammen bis zu unserm letzten Stündlein aushalten. Denn wir schreiben erst 1591 den Michelistag und nun kommen, wie du in den alten Chroniken lesen kannst, lauter Pestjahre und in 27 Jahren erleben wir das Allerschrecklichste, was unser deutsches Vaterland und unsere liebe Altmark jemals wird durchzumachen haben, dann erleben wir den dreißigjährigen Krieg!

Da erwachte Franz Dowat und er mußte herzlich lachen über diesen letzten Traum. Gar zu reizend hatte sie ausgesehn, und wie süß hatten die Küsse geschmeckt von der holden Anntrin, so sich Ilseken Hansen nannte, und er dachte: mit solchem wunderholden Weibchen konnte

sein Vorfahr Hennig Dowat es getrost wagen, erst 27 Jahre Ehestand und dann noch den dreißigjährigen Krieg durchzumachen.

Es war halb 5 Uhr. Franz sprang aus dem Bett. Ein köstlicher Morgen! Schnell zog er sich an und ging leise die Treppe hinab. Er begegnete im Hause Niemand und ging hinunter zum Garten und Park. Er schlenderte die Kieswege zwischen Rasenplätzen und Buschwerk hindurch und freute sich über das lustige Leben, welches die Sonne wiederum wachgerufen hatte.

Aber was war das? Blinkte dort nicht in weiter Ferne ein weißes Kleid durch die Büsche? Sollte Anntrin schon aufgestanden sein? Nur einen Augenblick lang war das Kleid sichtbar gewesen. Franz ging der Richtung nach. Vergebens. Die sich schlängelnden Pfade hatten ihn von der rechten Fährte abgezogen. Halt! dort nach der Richtung der hohen Birke mit dem großen Nest im Wipfel war es, wo er das Kleid hatte schimmern sehen.

Eine Elster flog dem Neste zu, und setzte sich darauf. Da plötzlich ein Knall! Die Elster flog schreiend fort. Der Schuß ging fehl, aber das Nest mußte getroffen sein. Denn es stob allerlei umher.

Franz eilte schnell hinzu. Da stand unweit der Birke in weißem einfachen Morgenkleide ein schlankes Mädchen. Ein paar halbaufgebrochene rothe Rosenknospen trug sie am Busen, der Strohhut hing am Gummiband zur Seite hernieder; sie sah zu dem Elsterneſt in die Höhe und

schüttelte die braunen Locken. Dann lud sie das leichte Zündnadel-Jagdgewehr von Neuem.

Anntrin war so vertieft in ihre Beschäftigung, daß sie Franz erst sah, als er, wenige Schritt von ihr entfernt, ihr sein „„Guten Morgen, gnädiges Fräulein!“ “ zurief. Die Plötzlichkeit des Zurufs ließ ein leichtes Erröthen über ihr morgenfrisches Gesicht ziehen.

„Besten Dank, Herr Dowat, schon so früh auf? — Sie überraschen mich bei einer Sie gewiß abschreckenden Beschäftigung, bei der gestrengen Ausübung der nothwendigen Garten- und Parkpolizei, — wie es mein Großvater nennt.“

Franz sah jetzt erst, daß unter der Birke ein alter Jagdhund stand und gierig in die Höhe schnupperte. Anntrin mochte in seinem, vorher freudig erregten Gesichte den Ausdruck einer gewissen Befremdung lesen; — schalkhaft lächelnd fuhr sie fort: „Nicht wahr, Herr Dowat, Sie sind nicht abgeneigt, sittlich entrüstet zu werden; denken Sie nur, schon am frühen Morgen gehe ich auf Mord aus!“

Sie hatte mit ihrer Vermuthung nicht ganz Unrecht; aber die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung war zu groß, als daß es Franz hätte gelingen können, es so schnell zu sittlicher Entrüstung zu bringen:

„„Sie sagen, Ihr Werk sei nothwendig? Da haben Sie wol Strafe zu vollstrecken gegen Räuber und Mörder?““

„Richtig errathen, Herr Untersuchungsrichter! Sehen Sie, ein Elsternpaar in einem Parke läßt keine Singvögel aufkommen. Sie stören die nützlichen, von Insekten leben-

den Vögel beim Brüten, trinken ihnen die Eier aus, rauben, tödten und verzehren die Jungen. Wie viele Nachtigallen, Finken, Meisen, Rothkehlchen und Rothschwänzchen mögen die Bösewichter da oben schon vernichtet haben. Daher ist es Pflicht und Schuldigkeit jedes Gärtners, ja jedes Landmanns, Nester und Bruten der Elstern zu zerstören. — Aber nun kommen Sie, wir wollen uns auf fünf Minuten von dem Baume entfernen; inzwischen werden die Alten zu dem Nest zurückkehren und ich kann das Zerstörungswerk fortsetzen. Komm, Waldmann!"

Franz verlangte das Gewehr zu tragen. Sie gab es ihm: „Aber nehmen Sie sich in Acht, es ist geladen! — Sie wissen damit doch wol wenig Bescheid", fügte sie neckend hinzu.

„„Ei, wie kommen Sie darauf, Fräulein, dies anzunehmen?""

„Nun, ich denke, ein so gelehrter Herr kann doch kaum Muße gefunden haben, sich mit dergleichen ungelehrten Dingen zu befassen?"

„„Ich sollte Ihnen zürnen, mein gnädiges Fräulein, daß Sie mich durchaus zu einem Stubengelehrten stempeln wollen, während ich mir stets die größte Mühe gab, kein solcher zu werden. Aber Sie erfuhren ja auch gestern, daß ich Soldat war.""

„Ah richtig, — verzeihen Sie, da müssen Sie allerdings mit Mordgewehren umzugehen verstehen. Aber nun erzählen Sie mir, wie Sie zum ersten Male auf

dem Edelhof Wischendorf geschlafen und was Sie geträumt haben?"

„„Sehr schön habe ich geschlafen und sehr schön geträumt, wenn auch viel wirres Zeug!""

„Schöne, aber wirre Träume! Das ist interessant. Erzählen Sie doch!"

„„Ach, das läßt sich nicht gut erzählen, es ging zu kunterbunt zu!""

Anntrin wollte dessenungeachtet weiter fragen, da begegnete sie einem leuchtenden Blick seiner Augen, welcher sie ganz eigen durchzuckte. Hatte sie auf diesen jungen Gelehrten einen tieferen Eindruck gemacht? Das wäre ja merkwürdig, — hatte sie sich doch bisher gar nicht darum bemüht.

Sie waren jetzt bei einem hübschen Durchblick angelangt. Von einem niedrigen Hügel sah man über Rasen und Buschwerk hinweg den alten Thurm des Schlosses. Er nahm sich von hier nicht übel aus. Die das alte Gemäuer dicht umrankenden Schlingpflanzen reichten noch über das erste Stock, welches Anntrins Stube bildete, erheblich hinaus, bis zu den Fenstern des Archivzimmers.

„Sehen Sie, wie hübsch von hier mein Zimmer aussieht und darüber das Familienarchiv, in welchem Sie heute den ganzen Tag Ihrer Leidenschaft für alte Schriften fröhnen können."

Franz lächelte: „„Diese Leidenschaft scheint Ihnen gar nicht zu gefallen.""

„Ei warum nicht? — aber bei alten Männern; bei jungen Männern habe ich wenig Respekt davor.“

„„Bei jungen Männern sehen Sie lieber, wenn sie nicht viel gelernt haben, aber fertig tanzen und reiten und den Damen den Hof machen?““

Es sollte ein Scherz sein, aber Franz war im Scherzen und Necken, namentlich Damen gegenüber, recht schwerfällig; man merkte seinen Neckereien das Scherzhafte nicht an, — es klang Alles ernst, ja scharf und hart. Anntrin hatte auch nichts Scherzhaftes herausgehört. Sie fand sich zum Widerspruch gereizt:

„Ah, ich merke, die alte Eifersucht der Herren vom Civil auf die Offiziere. — Und warum nicht? — Ist es denn ein Fehler, gut zu tanzen und zu reiten und gegen die Damen liebenswürdig und galant zu sein?“

„„Keineswegs, sondern eine Tugend!““

Auch das kam wieder so spöttisch heraus, daß Anntrin keine scherzhafte Absicht merkte. Sie entgegnete hastig:

„Ja, eine Tugend, über welche alle diejenigen spotten, die sie nicht besitzen und nicht verstehen, sie zu erwerben. Der Fuchs fand die Trauben abscheulich, weil sie ihm zu hoch hingen.“ —

Jetzt begann sich Franz Dowat über seine Begleiterin zu ärgern. Es war ihm, als sei über die glücklichen und beglückenden Empfindungen seines warmen Herzens plötzlich ein rauher, erkältender Wind gestrichen, — und er ging schweigend neben ihr.

Vor ihnen hüpfte auf dem Parkwege ein buntes Vö-

gelchen, ein lustiges Rothschwänzchen, und ließ unermüdlich sein: Hüt-dick-dick-dick! erschallen.

Anntrin sah auf: „Da müssen wir schon wieder in der Nähe der Birke mit dem Elsterneft sein. Hören Sie das Rothschwänzchen, oder wie es hier zu Lande nach seinem Singsang genannt wird, — den Rothschwanz-Hütiker? Hören Sie seinen Warnungsruf: Hüt-dick-dick-dick! Ohne Zweifel warnt er nicht vor uns, sondern vor den Elstern."

Sie stand still und blickte um sich: „Halt! sehen Sie? dort sitzt bereits die Elstermutter auf dem Nest und überzeugt sich, daß mein Schuß keinen erheblichen Schaden angerichtet hat, und der Elstervater sitzt auf der Warte in der höchsten Spitze und lugt aus, um rechtzeitig zu warnen. Treten Sie hier unter den Busch, daß er uns nicht bemerkt."

Franz nahm das Gewehr von der Schulter.

„Ach, Sie waren Soldat; Sie können ja schießen. Vollstrecken Sie die Todesstrafe an der Räuberin dort oben. Das Gewehr ist geladen."

Spöttisch sagte es Anntrin. Franz zielte keine Sekunde. Die Elstermutter war tödtlich getroffen. Sie fiel lautlos durch die schlanken Zweige der Birke. Waldmann brachte, freudig mit dem Schwanze wedelnd, seiner Herrin die Elsterleiche. — Das Thier war von dem groben Schrot der Flinte mitten durch den Kopf geschossen.

Franz sagte auch jetzt keine Sylbe, sondern sah sich das Gewehr sorgfältig an.

„War das Zufall, Herr Dowat, oder schießen Sie immer so gut?“

Franz zuckte die Achseln: „„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein. Ich bin gewohnt, mit Kugeln zu schießen. Ich bin weder ein Jäger, noch ein Sonntagsjäger, habe aber vor Zeiten öfters Dammwild und Wildschweine gejagt und selten vorbeigeschossen.““

„Wildschweine? — Allen Respekt! Eine Wildschweine-Jagd habe selbst ich noch nicht mitgemacht!“

„„Selbst Sie nicht? — Sind Sie denn eine so eifrige Jägerin, daß Sie es entschuldigen zu müssen glauben, wenn Sie noch nicht jede Sorte jagdbarer Thiere erlegten, während es doch — —““ Er stockte nach diesen etwas hastig gesprochenen Worten.

„Während es doch eigentlich ungewöhnlich und gar nicht passend für eine junge Dame ist, sich eifrig mit dem Morden der jagdbaren Thiere zu beschäftigen? — Nicht wahr, so wollten Sie sagen?“ —

Franz schwieg.

„Nur immer heraus mit der Sprache, Herr Dowat! — Ich meinte, Sie blieben stets bei der Wahrheit? — Nicht wahr, ich ergänzte Ihren Ausspruch richtig und Sie finden meine Liebe zur Jagd recht häßlich? — Gestehen Sie es ein!“ —

Ein gewisses Zittern ihrer klangreichen Stimme bewies, daß sie in großer Erregung sprach.

Franz erwiderte nach einigem Besinnen ruhig: „„Ja, gnädiges Fräulein, Aehnliches lag mir im Sinn! Ich kann mir die Liebe zur Jagd bei einem Manne recht wohl

erklären; aber wie sie in einer jungen Dame entstehen kann, — dafür habe ich allerdings kein Verständniß!“ “ —

„Ich will versuchen, Ihnen dies Verständniß zu vermitteln, Herr Dowat. Gewiß hörten Sie mich in der Stadt bezeichnen als die wilde Anntrin von Uchtenhagen. Mit diesem Namen belegten mich die Leute, weil ich schon als ganz kleines Mädchen nicht blos wie ein Knabe in die höchsten Bäume kletterte, sondern auch am Reiten, Schießen, Jagen ein großes Vergnügen fand, — zunächst und vornehmlich am Reiten. Und wie kam dies? Mit anderthalb Lebensjahren war ich bereits verwaist, und mein Großvater ließ mich ganz wie ich wollte aufwachsen. Außer ein paar, öfter wechselnden weiblichen Dienstboten sorgten nur Männer für mich. Der Großvater aber war bis vor wenigen Jahren ein wilder Reiter. Er liebte es, einsam auf muthigen Pferden Feld und Wald zu durchjagen und wenn er zurückkehrte, mußte das dampfende Pferd längere Zeit zur Abkühlung auf dem Hofe auf und ab geführt werden. Dann kamen die Reitknechte oder Stallknechte, und setzten meinen Bruder auf das Pferd, sofern er zu finden war und Lust hatte; jedenfalls aber mich, sei es nach ihm oder sofort. Sie hatten mit dem mutterlos aufwachsenden Mädchen tiefes Mitleiden und sagten zu einander: Laßt das Kind aufsitzen, das arme Kind! Und so hat das Kind vom Tode seiner Mutter an, viele Jahre lang täglich auf dem Pferde gesessen und fast ebenso schnell reiten, wie laufen gelernt. Wenige Jahre vergingen und das Kind begleitete den Großvater auf allen seinen Ritten, — und auch auf die Jagd. So

lernte es reiten, schießen, jagen und wurde die wilde Anntrin. Und jetzt vermag Anntrin von Uchtenhagen nicht einzusehen, weshalb sie, um ungerechter vorschneller Beurtheilung zu entgehen, jene freien Künste aufgeben soll."

Ein ernster, fast wehmüthiger Blick der großen braunen Augen ruhte auf Franz Dowat. Dieser erwiderte: „„Aber mein Fräulein, — die Meinungsäußerung, die Sie mir abpreßten, bezog sich nur auf die Jagdleidenschaft.""

Anntrin hörte diese halbe Entschuldigung wol kaum. Sie bogen nemlich eben dicht vor dem Schlosse um das letzte Gebüsch des Parkes und erblickten nun vor sich in dem Blumengarten den Freiherrn, welcher langsam in der Morgensonne einherspazierte. Anntrin lief hin, ihn zu begrüßen.

Siebenzehntes Kapitel.

Aussicht auf das Amt eines Testamentsexekutors. Schön Rotraut.

Der Freiherr hatte schlecht geschlafen. Anntrins scharfer Blick schien irgend welche Besorgniß erregende Merkmale an ihm zu erkennen; aber er wies freundlich abwehrend alle dieserhalb an ihn gerichteten Fragen zurück. Man setzte sich zum Kaffeetisch.

Als Anntrin sich nach einem Viertelstündchen entfernte und die beiden Herren allein ließ, sprang der Freiherr sofort von dem bisherigen Gesprächsgegenstand ab, und fragte den Assessor Dowat, ob der Hypothekenrichter über Wischendorf von ihm an Gerichtsstelle auch ohne Anmeldung eine Fideikommißstiftungs-Urkunde zu gerichtlichem Protokoll aufnehmen werde.

Dowat erklärte dies für mindestens zweifelhaft. Der betreffende Kreisgerichtsrath verfahre stets sehr gründlich, und die landrechtlichen Vorschriften über Familienfideikommisse bedingten eine besondere Vorsicht und ein weitläufiges Verfahren. Jedenfalls sei eine Vorbesprechung

schon deshalb rathsam, weil der in Frage kommenden Verwandtschaftsverhältnisse halber vielleicht viele Geburts-, Trau- und Todtenscheine erforderlich sein würden.

„Die Verwandtschaftsverhältnisse“ — wandte der Freiherr ein, — „liegen hier so einfach, wie nur denkbar. Die Stiftung soll lediglich meine Nachkommen betreffen, also meinen Enkel Achaz und meine Enkelin Anntrin und beider künftige Nachkommenschaft.“

„„Das ändert an der Sache wenig. Dann müßten Sie doch mindestens die Geburtsscheine Ihrer Enkel und die Geburts- und Trau- und Todtenscheine der Eltern derselben beibringen, und dann, — ich weiß nicht, ob Sie noch mehr Kinder oder Enkel gehabt haben?““

„Meine Enkel waren die einzigen Kinder ihrer Eltern. Ich selbst habe außer dem Vater derselben, meinem verstorbenen einzigen Sohn, nur noch eine Tochter gehabt. Meine Leopoldine aber starb als Jungfrau.“

Also das war „das herzgeliebte Poldchen“ der im Archiv aufgefundenen Briefe? — Diese Entdeckung beschäftigte die Gedanken des Assessor Dowat so lebhaft, daß er auf weitere Fragen dem Freiherrn ohne viele Ueberlegung erwiderte: er sei schon zufolge seiner tiefen Abneigung gegen derartige, seines Erachtens mit gesunden Besitz- und Erwerbsverhältnissen der Gegenwart nicht zu vereinbarende Institute nicht bis in die feinsten Einzelheiten über die Bestimmungen des Landrechts in Betreff der Fideikommisse informirt.

Von einem Gaste gegen seinen Wirth war dies nicht gerade höflich gesprochen. Der Freiherr ließ indessen

nicht merken, daß ihn die Aeußerung verletzt habe. Dowat selbst aber fand zu seinem Schrecken das Unpassende seines Benehmens heraus und suchte seine Uebereilung nach Möglichkeit wieder gut zu machen:

„„Jedenfalls werden Sie ja die Stiftungsurkunde oder das Testament (es wird doch wol testamentarisch geschehen?) mit Ihrem Anwalte bereits nach allen nur irgend möglichen Gesichtspunkten sorgfältig besprochen haben! —““

„Nein, das habe ich eben nicht gethan, und möchte es auch aus gewissen Gründen durchaus vermeiden.“

Diese Antwort kam dem Assessor Dowat völlig unerwartet; er rief daher verwundert aus:

„„Aber, Herr Baron, — wahrhaftig, ich verstehe nicht —. Verzeihen Sie, wenn ich, durch Ihre eigenen Fragen veranlaßt, mich um Angelegenheiten kümmere, welche mich nichts angehen —.““

„Bitte sehr, Herr Dowat, ich nehme Ihren Rath mit größtem Dank an. Was wollten Sie fragen? Bitte, fahren Sie fort.“

„„Ich verstehe wirklich nicht, Herr Baron, welcher Grund für Sie vorliegen könnte, gerade bei einem so verhängnißvollen und in Betreff der gesetzlichen Formalitäten so überaus schwierigen Schritt, wie die Stiftung eines Familienfideikommisses ist, auf den Beirath Ihres umsichtigen und gescheuten Rechtsanwaltes zu verzichten.““

Der Freiherr lächelte. „Ihrer Diskretion sicher, habe ich keine Veranlassung, den Grund zu verschweigen.

Ich muß für gewisse wahrscheinlich eintretende Fälle einen Testaments-Exekutor einsetzen. Dazu ist aber hier jedenfalls ein Landwirth und Geschäftsmann weit geeigneter, als ein lediglich Rechtsverständiger. Deshalb will ich nicht den Justizrath Bank, der es nach einer früheren vielleicht nur scherzhaft gemeinten Aeußerung zu erwarten scheint, sondern den Herrn von Lindstedt, welcher sich jetzt in unserm Kreise ankaufen wird, mit der Testaments-Exekutorschaft betrauen."

Dowat sprang erschreckt vom Stuhl auf: „„Herr von Lindstedt Testaments-Exekutor? Aber Herr Baron, — verzeihen Sie, wenn ich meine unbescheidenen Fragen fortsetze, — kennen Sie den Herrn von Lindstedt und seine Vergangenheit auch hinreichend, um ihm ein solches Vertrauensamt zu übertragen?""

„Ich denke doch, Herr Dowat. Er hat mir niemals verschwiegen, daß er eine etwas abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hat. Er hat für den unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko den Degen geführt. Allein, was thut das? Der eine Mann wird früher, der andere später solid."

Dowat schüttelte den Kopf: „„Nein, nein, — das ist es nicht. Die Abenteuerlust ließe ich mir gern gefallen. Aber der Mann, welchem ich Wichtiges anvertraue, darf doch nimmermehr eine ehrlose Vergangenheit hinter sich haben!""

„Herr Dowat, — bezieht sich diese an sich unangreifbar richtige Bemerkung auf Herrn von Lindstedt und gründet sie sich auf Thatsachen, nicht etwa bloß auf

Gerüchte oder auf gesellschaftliche Klatschereien?“ — Auch der Freiherr von Uchtenhagen war nun aufgestanden und wartete gespannt auf Antwort.

Der Assessor Dowat antwortete ruhig und fest: „Meine Bedenken gründen sich auf Thatsachen; sonst würde ich sie nicht ausgesprochen haben. Aber Sie mahnen mich mit Recht zur Vorsicht; und da muß ich Ihnen allerdings erklären, daß ich in diesem Augenblick die völlige Unmöglichkeit einer Personenverwechselung nicht behaupten kann. Allein es wird mir im Laufe des Tages wol gelingen, Herrn von Lindstedt unter vier Augen zu sprechen, und wenn ich dann, woran ich nicht zweifle, meinen Verdacht noch aufrechterhalten muß, so bin ich bereit, Ihnen Thatsachen zu behaupten und zu erweisen, welche die gänzliche Unwürdigkeit dieses sogenannten Herrn von Lindstedt darthun.“

Dowat's eben so ruhige und ernste, wie feste und bestimmte Erklärungen waren hiernach allerdings geeignet, den Freiherrn aufzuregen. Kein Wunder also, daß er seiner Enkelin Anntrin später noch angegriffener vorkam als vordem. Er suchte indessen ihre Besorgniß zu zerstreuen und zog sich in das Bibliothekzimmer zurück, um hier noch einmal die Entwürfe zu der Fideikommißstiftung durchzusehn. Herr von Lindstedt, der nach seiner Gewohnheit erst spät aufgestanden war, fand ihn hier freundlich und wohlwollend und freundschaftlich wie immer.

Anntrin holte einer Verabredung gemäß, ihre Freundin Lieschen Hansen zur Kirche ab. Ihr Großvater hatte einen Widerwillen gegen den Ortsgeistlichen. Deshalb

hatte auch, so lange Anntrin denken konnte, keinerlei geselliger Verkehr zwischen dem Edelhof und der Pfarre bestanden. Heute besuchte sie zum ersten Male seit ihrer dreijährigen Abwesenheit die Dorfkirche. Sie fand die Manieren des Herrn Pastors, der zu den „Frommen“ gerechnet wurde, fade und geschmacklos. Der Mann war jedenfalls weder ein Fanatiker, noch überhaupt eifrig orthodox, noch ein Heuchler. Das strenggläubige Priesterthum war ihm lediglich etwas gewohnheitsmäßig Angelerntes. Der Glaube war ihm ein unabänderlicher Geschäftsbrauch und ließ ihn gewiß niemals das äußere Wohlergehen vergessen. Anntrin erinnerte sich, daß er, wie viele Geistliche, für geizig und habsüchtig galt.

Franz Dowat saß unterdessen wieder in dem Archivzimmer des Thurmes. Er wollte seine widerspenstigen Gedanken durch Arbeit fesseln. Aber das Arbeiten gelang schlecht. In den Schränken des Archivs fand er auch das dritte der alten Gerichtsbücher, „das Peinlich Gerichtsbuch des Freiherrlich Uchtenhagen'schen Hauses Wischendorf“, und darin Urfehden, Gerichtsprotokolle, Schöppengerichts-Urtheile von 1590 bis in die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Er erinnerte sich an das Tags zuvor gegebene Versprechen und begann alle drei Gerichtsbücher zu durchstöbern, um über den Lebenslauf von Hennig Dowat und seiner Gattin Ilseken, geborene Hansen, Näheres zu ermitteln. Und richtig, er fand mancherlei — mehr als er geahnt hatte. Allein es waren keine erfreulichen, nur tieftraurige, ja furchtbare, entsetzliche Erlebnisse.

Unmuthig warf er die alten Gerichtsbücher bei Seite und nahm die Briefe vor, welche ein unbekannter Franz an sein herzgeliebtes Poldchen, jedenfalls also an die früh verstorbene Tochter des Freiherrn von Uchtenhagen, geschrieben hatte. Allein auch der zweite und dritte Brief vom Dezember 1848 und Februar 1849 enthielten nichts besonders Anregendes. Jener Franz war ein glühender Republikaner und sah in dem Königthum die Wurzel aller Unfreiheit; er schilderte mit tiefer Betrübniß, wie in der Masse des Volks kein Gefühl für die Schmach lebe, daß ihm die im März 1848 von feigen Fürsten freiwillig gemachten feierlichen Versprechungen höhnisch abgeleugnet oder durch Deuteleien ins Gegentheil verkehrt würden. Die politischen Erörterungen dieser Briefe kamen Franz langweilig vor. Er verließ das Zimmer, um ein Stündchen in dem Park zu spazieren.

Erst in dem grünen Walde fand er Ruhe und Gleichmuth genug, zu überlegen, wie er die Angelegenheit mit Herrn von Lindstedt weiter führe. Daß er sich in dessen Person nicht irre und darüber diejenige Gewißheit erhalten werde, die ihm dem Freiherrn gegenüber nöthig war, — das stand bei ihm fest. Aber Herr von Lindstedt würde sein Spiel schwerlich auf bloße Behauptungen hin aufgeben; es galt also auch Beweismittel herbeizuschaffen. Das zunächst liegende aber war: Konnten Beide, nachdem es zu Erörterungen zwischen ihnen gekommen war, gleichzeitig als Gäste unter demselben Dache verweilen? — Nein, das war nicht passend, und Franz, als der zuletzt Gekommene, mußte zuerst weichen, — auch abge-

sehen von der unvermeidlichen Herausforderung zum Duell. Gleichviel, — es war Schuldigkeit, dem Freiherrn die Augen zu öffnen.

Aber was würde Anntrin sagen? — Anntrin, — ja, Anntrin — Anntrin war reizend, es ließ sich nicht läugnen; aber sie paßte weder zu einer Assessor- oder Kreisrichter- oder Rechtsanwaltfrau, noch konnte er ihr mehr als eine flüchtige Theilnahme schenken. So philosophirte er kecklich. Aber war es nicht, als hörte er die süße Dirn aus Herzenslust ihn auslachen: Der Fuchs findet die Trauben stets abscheulich, wenn sie ihm zu hoch hängen, mein schüchterner Herr Franz! —

Und der Rothschwanz-Hütiker hüpfte wieder vor ihm her und verspottete ihn mit dem Warnungsruf: „Hüt-dick-dick-dick.“

Franz kehrte in das Schloß zurück; es war ihm eigentlich nicht besonders gut zu Muth. Josef, der Bediente, trat ihm im Hausflur entgegen. Ob der Herr Assessor im Archivzimmer oder unten frühstücken wolle; der Freiherr lasse sich entschuldigen, und das gnädige Fräulein seien noch nicht wieder da. Franz frühstückte in seinem Thurm und ordnete und ergänzte seine Aufzeichnungen. Daß das Mittagsessen diesen, wie alle Sonntage auf Fräulein Anntrins Zimmer stattfinde, und daß man sich dazu bereits eine halbe Stunde vorher zu versammeln pflege, war ihm als Brauch des Hauses zu Wischendorf schon früher mitgetheilt. Franz beschloß indessen, um nicht zu lange in Herrn von Lindstedts Gesellschaft zu sein, ein Viertelstündchen später zu erscheinen.

Die Ausführung dieses Vorsatzes wurde ihm aber zu schwer gemacht. In einiger Unruhe sah er aus dem geöffneten Fenster in den Park hinab. Da ertönte aus Anntrins Zimmer unter ihm Musik. Anntrin sang zum Flügel. Ein Lied und ein zweites Lied hindurch hielt es Franz aus. Dann ging er hinunter, lange bevor die Viertelstunde um war, welche zu zögern er sich vorgenommen hatte. Er kam gerade, als Anntrin ein drittes Lied anstimmte. Es war Eduard Mörike's Lied: Schön Rotraut, nach der trefflichen Komposition Schlottmann's:

Wie heißt König Ringan's Töchterlein?
„Rotraut, schön Rotraut!"
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wol nicht spinnen und nähen mag?
„Thut fischen und jagen!"
O daß ich doch ein Jäger wär!
Fischen und Jagen freute mich sehr,
Schweig stille, mein Herz, schweig still!

Franz klopfte das Herz. Stand das Lied nicht in engster Beziehung zu ihrem Gespräch von heute früh? — — Aber nein! — Sie konnte ihn doch unmöglich mit einem schüchternen Edelknaben vergleichen?

Anntrin sang weiter:

Und über eine kleine Weil —
Rotraut, schön Rotraut,
So dient der Knab auf Ringan's Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rotraut zu jagen:
O, daß ich doch ein König wär,
Rotraut, schön Rotraut lieb ich so sehr,
Schweig stille, mein Herz, schweig still!

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht schön Rotraut:
Was siehst Du mich an so wunniglich,
Wenn Du das Herz hast, küsse mich!
Erschrak der Knabe, —
Doch denket er: mir ist's vergunnt!
Und küsset schön Rotraut auf den Mund:
Schweig stille, mein Herz, schweig still!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rotraut, schön Rotraut,
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würdst Du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken;
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' schön Rotrauts Mund geküßt —
Schweig stille, mein Herz, schweig still!

Als der Gesang beendet war, lobte Herr von Lindstedt die Melodie im Gegensatz zu dem Texte, über den er sich arg lustig machte: „Dieser blöde Knabe", meinte er, „der erst langen Zuredens bedarf, um die angebetete Königstochter zu küssen, ist die Erfindung eines deutschen Landpastors; wer sollte sonst auf einen so närrischen Helden verfallen?"

Franz hatte keinen Trieb, den schüchternen Edelknaben in Schutz zu nehmen. Sein Herz klopfte immer noch, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung: hatte Anntrin ihn durch das Lied ermuthigen wollen, oder nicht? Aber wenn es der Fall war, — was dann? — — Ja, dann konnte es doch nur aus Gefallsucht geschehen sein. Indessen — —

Er dachte den Gedanken nicht fertig. Dahingegen

bemühte er sich tapfer, die Augen der schönen Sängerin zu finden. Diese wichen ihm aber aus. Anntrin war seltsam einsylbig. Eine besonders liebevolle Sorgfalt widmete sie ihrem Großvater. Das Gesicht desselben zeigte den müden matten Ausdruck, der schon am frühen Morgen bemerkbar gewesen war, in noch verstärktem Maße.

Der Freiherr redete Anntrin zu, sogleich nach Tisch mit Lieschen auszufahren, erst spazieren durch den schönen Wald und dann nach Siedenmorsleben, die Zwillingsbrüder Lieschens zu holen. Er selbst werde die schlaflose Nacht ausnahmsweise durch ein tüchtiges Mittagsschläfchen noch vor dem Kaffee auszugleichen versuchen. Die Herren möchten inzwischen nur den Kaffee einnehmen und sich mit einander die Zeit vertreiben. Nach einer Stunde träfen sie ihn, wenn nicht im Garten, so im Bibliothekzimmer.

Achtzehntes Kapitel.

Auf dem Turnplatz zu Siebenmorsleben. Wie der Gensdarm Greiff eine Wahlbesprechung stört und darob vom Tischler Gebhard Bremse und vom alten König geuzt wird. Das Doppelquartett singt unrein. Trolls Feindschaft gegen Herrn von Lindstedt.

In Siebenmorsleben war heute Nachmittag Turnverein. Auf dem Turnplatz ging es sehr lebendig her. In der ganzen Gegend gab es außer in Siebenmorsleben weder einen Turnverein noch einen Turnplatz. Bekanntlich steht die Bestimmung, daß das Turnen in alle Volksschulen eingeführt werden soll, überall da nur auf dem Papiere, wo die Bezirksregierung oder der Bezirksschulrath mehr Interesse an den Kernliedern als am Turnen nimmt. Und das ist im preußischen Staate die Regel.

So kam es, daß sich zu den Turnvereins-Tagen von Siebenmorsleben stets Besucher aus allen umliegenden Dorfschaften einfanden. Vor Allem wollten die Kinder nicht fehlen. Heute aber mußte dem regelmäßigen Besucher des Turnvereins die Anwesenheit mehrerer älterer Männer aus benachbarten Dörfern auffallen. Dies ging

so zu. Fritz Schulz war längst darüber unruhig, daß nichts in Betreff der bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause und zum norddeutschen Reichstage geschah. Er selbst hatte noch nicht einmal das Alter der Urwähler erreicht, konnte schon aus diesem Grunde nicht unmittelbar in dieser Angelegenheit wirken. Er steckte sich hinter den alten König vom Königshof. Dieser war ein wetterfester 1848er und weit und breit als ein Mann bekannt, der den Behörden stets, und in der Regel mit bestem Erfolge, die Zähne gezeigt hatte. Der alte König hatte aus allen umliegenden Ortschaften einzelne liberale Männer zum Turnplatz eingeladen.

Der Turnplatz lag dicht hinter dem Busse'schen Ackerhofe, dessen Hofstelle an des vormaligen Schulzen Daries Hof grenzt. Busse besaß schon vor der Separation Wiese und Acker hinter seinem Hofe und von dessen Worthe und Elsholz nur durch einen Streifen gemeiner Weide getrennt. Er hatte es durchgesetzt, bei der Separation Wiese und Acker zu behalten und das sie verbindende Stück Weide dazu zu bekommen. Auf letzterem befanden sich mehrere schöne alte Eichen. Diese hatte Busse, welcher einen ungewöhnlichen Respekt vor alten Bäumen besaß, schon vordem zum Abräumen gekauft. Er ließ sie nun stehen. Unter diesen Eichen befand sich jetzt der Turnplatz, den Busse gegen eine kleine Entschädigung hergegeben hatte. Freilich war die Zahl der Turngeräthschaften noch gering. Ein Reck, ein Barren, ein Kletterbaum, eine Leiter, ein Gerkopf zum Speerwerfen und einige Vorrichtungen zum Hoch- und Weit-

springen, — das war Alles. Als Turnlehrer fungirte seit einiger Zeit ein Lehrer aus einem Nachbardorfe, dessen Pastor, weniger herrschsüchtig als der von Wischendorf und Siedenmorsleben, nichts dagegen hatte, daß sein Küster und Lehrer Sonntags Nachmittags, nachdem alle Kirchendienst-Geschäfte erledigt waren, seine im Seminar erlernte Turnkunst den jungen Männern der Umgegend zu lehren suchte.

Erster Vorturner war ein Freund von Fritz Schulz, der Tischlermeister Gebhard Bremse von Wischendorf. Dieser, der Sohn eines Siedenmorslebener „Grundsitzers," das ist Häuslers, hatte sich erst seit einem Jahre in Wischendorf besetzt, aber bereits einen erheblichen Einfluß, sogar bei den Ackergutsbesitzern und deren Söhnen, gewonnen. Er hatte eine Reihe von Jahren als Tischlergesell in Berlin gelebt und bei regem Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten sich mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen erworben. Namentlich war er stark in parlamentarischer Bildung. Im Turnverein, dessen ältestes Mitglied und Kassirer er war, hatte man sich für die gemeinschaftlichen Besprechungen auf seinen Antrag eine ordentliche Geschäftsordnung zugelegt und führte ein Protokoll.

Heute aber nahm Gebhard Bremse nur an den ersten Turnübungen Theil. Nachher zog er sich mit König und dessen Freunden ein Endchen abseits zurück, um hier Wahlbesprechungen zu pflegen. Die Politik war Gebhard Bremse's Lieblingsfach; er war als gewandter Redner sogar unter seinen Kollegen in der Luisenstadt von Ber-

lin geachtet. Darum ertheilte ihm der alte König, nachdem er selbst ein paar Sätze gesprochen hatte, auch sofort das Wort. Bremse setzte nun in einer wirklich begeisterten Rede auseinander, daß und weshalb sie bei den bevorstehenden Wahlen alle Kraft zusammennehmen müßten, wieder einmal liberale Abgeordnete durchzusetzen. In Berlin seien die feudalen Junker, welche seit 1866 den Kreis vertreten, nur Gegenstände des Gelächters; Leute von diesem Schlage würden in der Hauptstadt des Landes auch im allerkonservativsten Vereine keinen Beifall finden. Dort könnte man alle Tage hören: „Die dummen Bauern verdienen das Sechsfache der Klassensteuer. Warum wählen sie solche Nullmänner, die blos nach der Pfeife der Minister tanzen.“

Gebhard Bremse machte auf seine Zuhörer augenscheinlich Eindruck. Dennoch blieb der leidige Einwand der Trägen und Unentschlossenen nicht aus: Helfen thut es doch nichts! Ja, wenn in allen Winkeln des Wahlkreises etwas geschähe und wenn die Städte wieder dieselbe Rührigkeit, wie von 1861 bis 1866 entwickelten! — Aber die Städte beschränken sich darauf, selbst ziemlich liberal zu wählen; von Versammlungen auf dem Lande, die Landleute aufzuklären, ist schon gar keine Rede mehr. Nein, es hilft doch nichts! Denn der Dummen sind zu viele.

Ueber solche Einwendungen kam man ordentlich in das Debattiren hinein. Die Besprechung wurde aber nicht zu Ende geführt, indem ein Störenfried in Person des Gensdarmen Greiff auftrat.

Greiff war mit Fritz Schulze's Vater, dem Krüger

und Schulzenamtsverweser auf dem Turnplatz erschienen. Er ging mit so ernster und würdevoller Miene einher, als wäre es eine ungeheure Gnade, daß er sich unter das Volk mische. Die Turner freilich schienen sich daraus nichts zu machen. Sobald Fritz Schulz den Gensdarmen erblickte, kehrte er von den abseits berathenden Politikern zu den Turnern und ihrem Geräth zurück und übernahm den Vorturnerposten. Man war gerade beim Weitsprung beschäftigt und es war eine Freude zu sehen, was einzelne junge Männer darin leisteten. Fritz übertraf die andern. Sogar der Murrkopf Greiff schmunzelte Beifall und sagte zu Fritzens Vater: „Sehn Sie Herr Schulz! Alles hat seine Art und hier sieht man gleich, wer beim Militär gewesen ist. Aber in meiner Korporalschaft waren immer die besten Springer. Alles hängt von der guten Erziehung ab."

Jetzt trat eine kleine Pause ein. Greiff sah sich nach allen Seiten um; er suchte Jemand. Endlich fragte er Fritz Schulz, ob derselbe den alten König vom Königshof nicht gesehen habe; er habe ihn in seiner Wohnung vergeblich aufgesucht, König solle hier hergegangen sein.

„„Hier gewesen ist er,"" sagte Fritz, „„er wird wol hinten unter den Eichen sitzen. Da sitzen noch Mehrere und besprechen was.""

„Besprechen was? — Doch keine öffentlichen Angelegenheiten? — Das wäre ja wider's Gesetz!"

„„Na nun? Wider's Gesetz soll das Sprechen sein? Sollen wir denn stumme Hunde werden, wie beim Mili-

tär? Man wird doch noch alleweile reden können, worüber man zu reden lustig ist!““

„Nein, keineswegs!“ entgegnete Greiff, „man darf nicht sprechen, wenn es wider das Gesetz ist. Und öffentliche Angelegenheiten sind ohne Erlaubniß des gnädigsten Herrn Landraths unter freiem Himmel immer wider's Gesetz“.

„„I, das wäre niedlich! Nicht über öffentliche Angelegenheiten reden? — das ist gewiß ebenso, wie mit den Statuten des Turnvereins?““

„Mit den Statuten? — es ist wahr, die haben Sie immer noch nicht eingereicht. Da werden wir wol die Akten zur Bestrafung an den Herrn Staatsanwalt übergeben müssen.“

„„Damit der Sie wegen Ihrer Klugheit auslacht!““ —

„Auslachen? — wer soll mich auslachen? — Donnerwetter, junger Mann, das muß ich mir ernstlich verbitten!“

Fritz lachte laut auf. Sein Vater warf sich nun dazwischen:

— Willst Du wol Dein gottloses Maul halten, Fritze! —

Fritz wurde puterroth. Er sah sich um, wer dies gehört haben könnte. Dann entfernte er sich, irgend einen Fluch zwischen den Zähnen brummend.

Der Gensdarm folgte ihm langsam nach. Richtig, da war auch König.

Von den Politisirenden war König der erste, der den

Gensdarmen bemerkte. Ein Blick auf den mit seiner vornehmsten Beamten-Miene einherstolzirenden Herrn hieß ihn lachen. Er hatte zur Belustigung seiner Genossen sofort eins seiner Sprichwörter bei der Hand: „Reiht Euch Bauern, sagte der Schulze, der Edelmann kommt. Aber dieser Edelmann ist kein richtiger, ist blos ein Gensdarm."

Ob es Greiff gehört hatte, war nicht zu ersehen. Er behielt die Amtsmiene bei:

„„Herr König, ich suchte Sie, um Ihnen noch einmal zu sagen, daß dieser Tage nun gewiß der Kreisexekutor zu Ihnen kommt, von wegen des Pastorenkorns; darum zahlen Sie doch freiwillig, wie alle anderen gethan haben.""

„Ist gut, Herr Gensdarm," erwiderte König, „der Herr Gensdarm sind über die Maßen gnädig. Aber nöthig war es eigentlich nicht. Werde thun, was mir am besten paßt."

Greiff glaubte nun hier genug Glück bereitet zu haben: „„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren."" Und er schickte sich an, zu gehen.

Aber Gebhard Bremse ließ ihn noch nicht fort. Den prickelte es längst, über die Herablassung zu spotten, mit welcher dieser Herr Fußgensdarm unter dem Steuer zahlenden Volke auftrat. So was könnte in Berlin gar nicht vorkommen. Wie anständig und bescheiden betragen sich die Berliner Schutzmänner und ihre Vorgesetzten gegen jeden anständigen Mann. Gebhard Bremse wollte den kleinmüthigen Bauern zeigen, daß man den Beamten

das hochmüthige Benehmen abgewöhnen müsse. Er sagte im höhnischen Ton: „Bleiben Sie doch, Herr Gensdarm und helfen Sie uns berathen! Wir sprachen eben ein bischen von den Wahlen und wie wir es machen wollen, diesmal Fortschrittsmänner durchzubringen!“

War es doch, als hätte Greiff auf eine Schlange getreten, — so schnell fuhr er den dreisten Tischler an: „„Herrrrr —““ und er schnarrte noch ein paar Dutzend R hinterher — „„wollen Sie mich utzen? — Wenn Sie hier unter freiem Himmel über Wahlen berathen, so sind Sie strafbar. Denn Sie haben bei uns keine Erlaubniß eingeholt.““

Es gab nun einen kleinen Zank. Das Ende davon war: König lud alle Anwesenden ein, da der Gensdarm sie hier doch störe, das unterbrochene Gespräch am Abend in seiner Wohnung fortzusetzen. „Aber Sie, Herr Gensdarm, kann ich leider nicht einladen, für Sie habe ich leider keinen Platz mehr.“ Dazu nickte der alte Schelm dem Herrn Gensdarm mit seinen klugen Fuchsaugen so holdselig zu, und die andern lachten so behaglich, daß Greiff am liebsten mit dem Säbel dreingeschlagen hätte.

„„Wenn Sie in Ihrem Hause heute Abend eine politische Versammlung abhalten wollen, so ist dies ebenfalls nicht zuläßig, und ich verbiete es Ihnen. Denn wenn Sie auch keine Erlaubniß brauchen, so hätten Sie doch 24 Stunden vorher Anzeige machen und eine Bescheinigung erhalten müssen, damit die Versammlung überwacht werden kann.““

„Jetzt wißt Ihr's, König,“ sagte Gebhard Bremse,

„„nun ladet uns blos zu Abendbrod und zu einem Glas Bier ein, da hat keine Polizei drein zu reden. Und wenn wir dabei ein bischen von den Wahlen schnacken, dagegen kann Keiner was sagen! Nicht wahr, Herr Gensdarm?“

„„Ich sage Ihnen gar nichts mehr; thun Sie, was Sie wollen, und das Weitere findet sich!““

„Na, Herr Gensdarm, seien Sie wieder gut; Sie haben ganz Recht. Nach richtiger Gesetzesauslegung soll es knapp möglich sein, daß sich drei Leute in Preußen über Politik unterreden, — und wenn's im Bett in der Schlafkammer ist. Eigentlich müssen sie es 24 Stunden zuvor bei der Ortspolizei, — und das ist für uns der gnädigste Herr Landrath — schriftlich anzeigen, und dann kann Einer geschickt werden, die Versammlung zu überwachen. Aber wenn Sie uns damit trietzen wollten, was Sie aber nicht thun, dann gäbe es noch ein schönes Hausmittel. Wissen Sie, des Morgens früh trinke ich mit meiner Frau und meinem Gesellen Kaffee und Abends esse ich mit ihnen Abendbrot, und da sprechen wir immer über Wahlen und dürfen es eigentlich nicht, weil wir unser drei sind und es nicht bei dem gnädigsten Herrn Landrath angemeldet haben. Aber wenn ich und König und der Müller Kersten und Ackermann Schwenke aus Wischendorf und so aus jedem andern Dorfe hier herum meinetwegen zwei andere Urwähler auf die nächsten sechs Wochen zu jedem Morgen um 8 Uhr und jeden Abend um 8 Uhr beim gnädigsten Herrn Landrath schriftlich Versammlung anmelden, — abzuhalten im eigenen Hause, dann müssen wir uns frei-

lich alle Morgen und alle Abend eine Stunde lang polizeiliche Ueberwachung gefallen lassen; aber auf die Dauer halten Sie und die andern Herren Gensdarmen und der gnädigste Herr Landrath selber das nicht aus. Denn der Mensch will auch seine Ruhe haben und die Herrn Gensdarmen und der gnädigste Herr Landrath sind auch Menschen, und immer kann die Polizei nicht auf der Landstraße liegen. Und dann werden sich schon Flecke und Tage genug finden, wo wir ganz ungestört sind. Habe ich nicht Recht, Herr Gensdarm?"

„„Bleiben Sie mir mit Ihren Berliner Faxen vom Leibe, verstehen Sie mich!"" brüllte ihn der Herr Gensdarm an, daß man es auf dem ganzen Turnplatz hörte und alles hinzuströmte, zu erfahren, was hier los sei.

Gensdarm Greiff merkte, daß er gegenüber solchen unverschämten Gesellen, wie Bremse und König, vor der Menge nicht viel Ruhm einernten würde und drehte sich schnell um und ging von ihnen fort. Im Weggehen vernahm er noch, wie König sagte: „Na, Kinder, es bleibt dabei, heut Abend um acht; und in meinem Hause bin i ch Herr."

Fritz Schulz hatte sich bei diesem Auftritte still verhalten. Er schwieg vielleicht auch deshalb, weil sein Vater ebenfalls hinzugetreten war. Plötzlich aber wurde seine Aufmerksamkeit gänzlich abgezogen. Troll war mit einem Male da, sprang vor ihm in die Höhe und leckte ihm die Hände.

„Troll, wo kommst Du denn her?"

Das treue Thier sah ihn auf diese Frage höchst ver-

gnügt an und stürzte dann fort, nach dem andern Ende des Turnplatzes zu. Richtig, da waren Lieschen Hansen und Anntrin von Uchtenhagen.

Sie waren vor einer Stunde in Siebenmorsleben angelangt und mitten im Dorfe vor Hansens Hof abgestiegen. Hier fanden sie nur Lieschens Vater zu Hause. Ihre Stiefmutter war mit den Zwillingen ausgegangen. Zunächst hatte sie nach Frau Schulz in den Krug und dann vielleicht nach dem Turnplatz gehen wollen. Lieschens Vater war wieder wohl. Er und Lieschen hatten viel zu zeigen. Denn Anntrin besichtigte Haus und Hof, Ställe und Garten. Sie bat darum dringend und eifrig, und Jene hatten durchaus keine Ursache, der Bitte nicht im vollsten Umfange zu willfahren, denn die Wirthschaft war vortrefflich im Stande. Ueberall herrschte eine fast ängstliche Sauberkeit. Anntrin bemerkte ferner, besonders im Hause und im Garten, Beweise eines so guten Geschmackes, daß sie trotz ihrer Vorliebe für Lieschen davon wirklich überrascht wurde. Freilich nicht blos für Lieschen, sondern mehr noch für ihre Stiefmutter legte die Wirthschaft ein glänzendes Zeugniß ab.

Anntrin verstand es gut, durch ihre offene Anerkennung zu erfreuen. Dadurch kamen Vater und Tochter auch schneller über die trüben Mittheilungen fort, welche letztere dem ersteren über Bruder und Onkel zu machen hatte.

Endlich gingen die Mädchen weiter, zunächst nach dem Krug. Hier hielten Mutter Schulz und Troll allein Haus; alle andern waren zum Turnplatz. Auch Lies-

chens Stiefmutter mit den Zwillingsknaben war schon zum Turnplatz fort. Die beiden Mädchen verweilten aber eine ganze Viertelstunde in dem Hinterstübchen des Kruges. Frau Schulz war über ihr Erscheinen sehr erfreut, nicht minder der brave Troll. Anntrin fand mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe schnell heraus, daß die Frau Schulz eine hervorragend kluge und tüchtige und brave Frau, ja eine seltene Frau sein mußte. Wie taktvoll wußte dieselbe, ohne an der Freundschaft des Edelfräuleins zu Lieschen etwas Auffallendes zu finden, zwischen Beiden zu unterscheiden, wie eigenthümlich war der Achtung und der Zurückhaltung, welche sie gegen Anntrin beobachtete, gleichzeitig die Ueberlegenheit der älteren Frau über das junge Mädchen beigesellt! Wie überaus zärtlich und liebevoll war sie gegen Lieschen! Und dann wieder, mit welchem Stolz erzählte sie von ihrem Sohn Fritz, wie gewandt und lebendig von dessen klugem Hund Troll. Und alles dies mit ausschließlich plattdeutschen Worten. Anntrin mußte unwillkürlich an die Auseinandersetzungen des Assessor Dowat über Bildung und Halbbildung der Frauen denken. Stand diese nur plattdeutsch sprechende Frau nicht mancher gelehrten Dame an echter Geistes- und Herzensbildung weit voran?

Anntrin ihrerseits war die Liebenswürdigkeit selbst; gegen Frau Schulz nicht minder, als gegen den klugen Troll. Als große Hundeverehrerin wurde es ihr leicht, sich um die Gunst eines solchen Prachtexemplars von Hund zu bewerben. Ihre Liebenswürdigkeit gegen Troll kam ihr

auch bei Frau Schulz zu statten. Vom Hund ging das Gespräch auf dessen Herrn über. Anntrin erzählte, daß sie gestern Abend die wundervolle Tenorstimme von Fritz kennen gelernt.

„Ja, der Junge singt brav; er hat mir auch von gestern Abend erzählt, und wie prachtvoll das Zusammensingen der vier Stimmen geklungen. Das hätte ich gern mit angehört; schönen Gesang höre ich für mein Leben gern! — Und Fritz meinte, er wisse wirklich nicht, was köstlicher anzuhören sei, die erste Stimme von Lieschen oder die zweite Stimme vom Fräulein von Uchtenhagen.“

Anntrin mußte lächeln. Dieser Frau ging auch die Wahrheit über Alles, und eine harmlose kleine Schmeichelei gegen einen Vornehmeren anzubringen, war sie außer Stande. Das kluge Lieschen verstand Anntrin's Lächeln, und fröhlich sagte sie:

„Ach, Tante, so ist's gewiß nicht gewesen. Fritz hat gewiß gefunden, daß Fräulein Anntrin's Altstimme weit schöner klingt, als meine Sopranstimme, und Du würdest es ohne Zweifel auch finden.“

„„Letzteres glaub' ich Dir, mein liebes Töchterchen. Aber Fritz hat gerade so erzählt, wie ich's sagte. Er wird's vielleicht nicht besser verstehn, und dann, gnädiges Fräulein, weiß ich auch nicht, ob er wol unparteiisch genug zum Schiedsrichter sein wird, wenn es sich um dies kleine, schmucke Dirn-Dings da handelt.““ Und dabei zeigte sie mit schelmischem Nicken auf das blonde Lieschen, die über und über roth wurde.

Anntrin lachte herzlich und sagte: „Ja, das möchte ich auch beinahe bezweifeln, daß Herr Fritz unparteiisch ist. Aber Ihnen hat er es weißmachen wollen, daß er unparteiisch sei, und darum hat er mich viel zu viel herausgestrichen. Ich hab' es ihm gestern selbst gesagt, meine Altstimme könne es bei weitem nicht aufnehmen mit Lieschens glockenhellem Sopran, und dagegen hat nur Lieschen protestirt, nicht der Herr Fritz."

Leider wurde Frau Schulz durch das Eintreffen eines Gastes nach der Gaststube abgerufen.

„Ei, ist das eine prächtige Frau, diese Frau Schulz! Mit ihr könnte ich mich den ganzen Tag unterhalten!" sagte Anntrin, als jene hinausgegangen war, zu Lieschen.

„Nicht wahr? — und so gut und liebevoll gegen alle Menschen!" erwiderte Lieschen, glücklich über Anntrins Urtheil.

Aber nun mußten sie weiter. Anntrin nahm von der Krügersfrau einen fast herzlich zu nennenden Abschied. Diese geleitete die Mädchen bis zur Hausthür. Troll war ihr gefolgt. Er bat sich hier von der Frau Schulz die Erlaubniß aus, nach dem Turnplatz mitgehen zu dürfen; seine Bitte war nicht mißzuverstehen, und man sprach noch in der Hausthür von dem merkwürdigen Menschenverstand des klugen Hundes. Troll bekam zur Belohnung für seine Klugheit die erbetene Erlaubniß, welche ihn augenscheinlich sehr beglückte und übernahm nun die Führung zum Turnplatz.

Wir haben schon erzählt, daß er hier sofort seinem

Herrn Nachricht gab. Inzwischen hatten die Mädchen die Frau Hansen mit ihren beiden munteren Zwillingsknaben aufgefunden. Frau Hansen war sicherlich eine gute Stiefmutter gegen Lieschen; nichts als Herzensgüte stand auf ihrem Gesichte geschrieben. Die beiden kleinen Jungen fielen baldmöglichst über Troll her. Sie zerrten und zwickten das große Thier nach Herzenslust. Troll ließ sich mit wahrer Engelsgeduld alles gefallen, und nur zuweilen, wenn es ihm gar zu arg wurde, stieß er die Quäler sanft um oder riß sich von ihnen so plötzlich los, daß sie umfielen, — und lief fort.

Auch Fritz kam jetzt heran. Er begrüßte die beiden Mädchen mit gutem Anstand und unterhielt sich mit ihnen. Er sah bei hellem Tage, wie Anntrin sich gestehen mußte, bildhübsch und recht gescheut aus. Wenn man ihn in eine Offiziersuniform steckte, würde ihn keiner für einen Bauerburschen ansehen.

Das Erscheinen der wilden Anntrin von Uchtenhagen, ihr Verkehr mit Lieschen Hansen und deren Familie und sodann auch mit Fritz Schulz, erregte auf dem Turnplatz gebührendes Aufsehen. Den tiefsten Eindruck machte es vielleicht auf den Krüger Schulz. Derselbe war heute wieder „grundfalsch“ auf seinen windbeuteligen Sohn Fritz; — aber daß dieser sich mit dem gnädigen Fräulein von Uchtenhagen aus Wischendorf wie mit seinesgleichen unterhielt und mit ihr lachte und scherzte, und noch dazu in einer leinenen Turnjacke, flößte dem Alten einen gewissen Respekt ein; es war doch ein „Mordsbengel,“ sein Jüngster.

Anntrin erinnerte Fritz an das Doppelquartett im Turnverein, von dem er gestern Abend erzählt hatte, ob sie es nicht vielleicht zu hören bekämen? Fritz bedauerte, daß keine Noten vorhanden seien; aus dem Kopf wüßten sie nicht eben viel. Dennoch bewirkte er bei seinen Kameraden, daß sie ein einfaches vaterländisches Lied vierstimmig sangen. Anntrin fand sich dadurch aber arg enttäuscht. Die Stimmen klangen doch meist recht roh; die Aussprache war schlecht, einzelne Töne unrein oder geradezu falsch. Fritz allein konnte durch seinen Gesang die Mängel der Kameraden nicht verdecken. Anntrin war aufrichtig genug, ihr Urtheil gegen Fritz nicht zurückzuhalten. Fritz nahm dies nicht übel.

„Ja, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, „Sie haben vielleicht noch keine kleinstädtische oder Dorf-Liedertafel singen hören und stellen deshalb zu hohe Ansprüche. Glauben Sie mir, ungewöhnlich schlecht singen wir eigentlich nicht. Bloß der eine zweite Tenor, Wilhelm Gentz, der hat eine schlechte, unreine Stimme und gar kein Gehör; und dabei schreit er so laut. Ihn müßten wir ausmerzen und werden es auch, wenn wir einen Ersatzmann finden. Dann würden wir uns wesentlich verbessern.“

Lieschen Hansen sah sich unterdessen nach ihren beiden Brüderchen um, die auf den umherschweifenden Troll fahndeten. Jetzt hatten sie ihn wieder gepackt, und hielten ihn fest, Ernstchen am Halsband und Stoffelchen am Schwanz. Troll suchte sich auf eine possierliche Art von ihnen loszumachen. Er leckte Ernstchen mit seiner breiten rothen Zunge zärtlich über das Gesicht, bis dieser sich

nicht anders zu retten wußte, als daß er die Händchen losließ und vor das Gesicht hielt und dann machte es Troll ebenso mit Stoffelchen. Mitten in diesem Spiele stutzte plötzlich der Hund und spitzte die Ohren und schaute auf. Lieschen blickte nach derselben Richtung. Ein Reiter kam den Fußweg vom Krug her auf den Turnplatz geritten. Er hielt und wollte absteigen. Da kam in großen Sprüngen wuthheulend der Neufundländer auf ihn losgestürzt. Der Hund war nicht wiederzuerkennen. Das lange Haar sträubte sich am Hals und Kopf in die Höhe. Die Augen funkelten Haß. Er sprang hoch an den Reiter empor. Nur durch eine schnelle Wendung mit dem Pferde entging derselbe dem furchtbaren Gebiß des Hundes.

„Haltet den Köter an, oder ich schieße ihn todt!“ schrie Herr von Lindstedt, denn er war der Reiter. Im selben Augenblick hatte er einen kleinen Revolver aus der Tasche gezogen. Der Hahn knackte.

Aber auch Fritz war bereits aufmerksam geworden. Ein scharfer Pfiff und der Hund, der eben zu einem neuen Sprunge ansetzte, stutzte; ein zweiter Pfiff und er kroch schuldbewußt, den Leib fast auf den Boden gedrückt, zurück zu seinem Herrn, welcher schnell herbeieilte.

Fritz hatte dergleichen niemals an Troll erlebt. Er hielt demselben eine strenge Strafrede, begleitet von derben Maulschellen. Troll leckte ihm reuig die Hände; aber alle paar Sekunden drehte er den Kopf pfeilschnell nach der Seite, wo Herr von Lindstedt inzwischen abge-

stiegen war und warf diesem einen Blick unversöhnlichen Hasses zu.

Auch Anntrin war näher gekommen. Herr von Lindstedt gab das Pferd dem ersten besten jungen Burschen zu halten, und trat auf sie zu:

„Ich bitte sehr um Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie erschreckt habe; aber der Hund war ja wie toll. Ich komme Ihretwegen."

„„Ist meinem Großvater etwas passirt?"" unterbrach ihn Anntrin angstvoll.

„Sie haben keine Ursache zur Besorgniß, glauben Sie mir! Er hat sich nur zu Bett gelegt, weil das Unwohlsein, welches er schon seit heute früh verspürt hatte, nach Tische eher zu= als abnahm. Ich habe ohne seinen Auftrag zum Arzt geschickt. Sodann hielt ich für gut, Ihnen persönlich Nachricht zu geben, damit Sie sich nicht unnütz ängstigen."

Anntrin dankte ihm herzlich. Nun ging es an einen schnellen Aufbruch. Während Herr von Lindstedt sich um sein Pferd kümmerte, bemerkte Anntrin seitwärts, wenige Schritte entfernt, Fritz Schulz. Derselbe hatte den noch immer in höchster Aufregung befindlichen Troll am Nacken in das dicke Fell gepackt.

Sie trat auf ihn zu: „Herr Schulz, was wollte Ihr Hund von Herrn von Lindstedt?"

— Ich weiß es nicht, gnädiges Fräulein. Noch niemals sah ich das Thier so wüthend. Er muß früher in irgend einem feindseligen Verhältniß zu Herrn von Lindstedt gestanden haben. So lange ich den Hund habe, hat der=

selbe meines Wissens Herrn von Lindstedt noch nicht zu sehn bekommen. —

Die Familie Hansen, — Lieschen, ihre Brüder und ihre Stiefmutter — ging den nächsten Weg durch die Hofworthe nach dem Wohnhause, von wo sie Anntrin abholen wollte. Anntrin ging mit Herrn von Lindstedt zum Krug; ein Junge führte das Pferd hinterher.

„Nun, sagen Sie mir, Herr von Lindstedt, waren Sie bei meinem Großvater, als er unwohl wurde?“

„„Ein paar Minuten wenigstens. Es war im Bibliothekzimmer. Ich kam hinzu; Assessor Dowat war bereits da, und, — es thut mir leid, es sagen zu müssen — dieser Herr hatte anscheinend in der ihm eigenen absprechenden Weise über Ihres Herrn Großvaters Fideikommißpläne heftig abgeurtelt. Dies mochte den letzteren geärgert und aufgeregt haben. Der Herr Dowat in seiner schlechten Laune band hierauf auch mit mir an. Ich wollte ihn eben abfertigen, da bemerkte ich, daß Ihr Herr Großvater, der im großen Lehnstuhl saß, die Augen geschlossen hatte. Er lag in Ohnmacht.““

„In Ohnmacht?“ —

„„Ja, aber kaum eine Minute lang. Da kam er wieder zur Besinnung. Er verlangte zu Bett, lehnte unsere Hilfe dankend ab und ließ sich von Josef zu Bett bringen. Ich sandte zum Arzt und ritt zu Ihnen.““

„Und wo blieb der Assessor Dowat?“

„„Ich weiß es nicht. Er sagte mir, er werde noch heute nach der Stadt zurückkehren, zuvor wollte er sich

Ihnen nur noch persönlich empfehlen und sich bei Ihnen entschuldigen. Ich erklärte mich bereit, diese Bitte um Entschuldigung für ihn ausrichten zu wollen. Dieses war dem Herrn aber nicht genügend.“ “

„Es wird gewiß genügen,“ sagte Anntrin ruhig.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Franz Dowat und Herr von Lindstedt sich als Feinde gegenüberstehen. Franz Dowat muß den Platz räumen. Warten ist langweilig und Lieschen ist ein kluges Mädchen.

Die Fahrt von Siedenmorsleben nach Wischendorf war trübselig. Anntrin hing ihren Gedanken nach. Große Besorgniß flößte ihr die Erkrankung ihres Großvaters ein. Wie wenn sein Leben gefährdet wäre? Sollte sie sofort an ihren Bruder Achaz schreiben? — Lieschen störte Anntrin nicht. Im Gegentheil beschäftigte sie sich damit, ihre beiden Brüderchen, die lustig plapperten, nach Möglichkeit ruhig zu bekommen.

Anntrin ließ in Wischendorf vor Hansens Thor zum Aussteigen halten. Hier wurden sie bereits von Herrn von Lindstedt in Empfang genommen, der schnell vorausgeritten war. Er half ihnen aus dem Wagen und berichtete, daß der Baron im sanften Schlummer liege. Anntrin ging mit ihm zu Fuß über den Hof. In dem Hausflur angelangt, erblickten sie den Assessor Dowat, der ebenfalls

über den Hof auf die Hausthür zusteuerte. Ohne Zweifel wollte er sich empfehlen.

„„Also doch!““ rief Herr von Lindstedt spottend — „„da kommt der Herr. Wollen Sie ihn sprechen, gnädiges Fräulein?““

„Nein!“ erwiderte Anntrin kurz und bündig und ging die Treppe hinauf, während Herr von Lindstedt unten blieb.

Franz Dowat kam langsam auf das Haus zu. Er hatte mit seinen scharfen Augen gesehen, daß Anntrin ihn vom Hausflur aus bemerkt haben mußte. Als er die Stufen zur Hausthür hinaufgestiegen war, trat ihm gleich vorn im Flur Herr von Lindstedt entgegen.

„„Erlauben Sie mir zu fragen: wo wollen Sie hin?““ sagte er ruhig und sanft, aber mit spöttischem Ton.

„Ich will mich bei Fräulein von Uchtenhagen melden lassen.“

„„Dieses können Sie sich ersparen, Herr Assessor. Fräulein von Uchtenhagen hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sie heute für Sie nicht mehr zu sprechen ist.““

„Dennoch werde ich mich noch einmal melden lassen,“ erwiderte Franz Dowat gelassen und sichtbar bemüht, ruhig zu bleiben. Er machte Miene nach dem Gesindezimmer zu schreiten.

„„Sie werden dies nicht thun, Herr Assessor, — Sie werden dies nicht thun, — denn ich habe von dieser Dame, welche gegenwärtig hier allein zu befehlen hat, den bestimmten Auftrag, Sie abzuweisen. Sie werden mir die Erfüllung meines Auftrages um so leichter machen,

als Ihnen bekannt ist, daß der Schloßherr erkrankt, vielleicht schwer erkrankt ist.““

Herr von Lindstedt war doch der Ruhigere von Beiden. Er sprach noch leiser als sein Widerpart und mit so sanftem Ausdruck, als unterhalte er eine junge Dame von den kleinen nichtigen Vorfällen eines Ballabends.

Franz Dowat stutzte. Er hatte Mühe, eine große Erregung niederzukämpfen. Es gelang ihm. Wiederum leise und ruhig erwiderte er: „Ich m u ß Fräulein von Uchtenhagen sprechen. Ich muß ihr sagen, daß ihr Beauftragter, welcher vor mir steht, ein Unwürdiger ist, und ich werde mir den Eintritt erzwingen!“

Herr von Lindstedt hatte eben den Kneifer aus dem rechten Auge fallen lassen. Jetzt steckte er ihn langsam wieder hinein und sagte, mit vorgeschobenem Kopf den dicht vor ihm stehenden Gegner musternd, mit lächelnder Miene: „„Erzwingen? — doch nicht mit Hilfe Ihrer richterlichen Gewalt? — Wäre sehr nobel, wahrhaftig! — Sie werden sich hüten, wider die Gesetze Gewaltakte vorzunehmen. Dazu sind Sie viel zu tugendhaft, — taugen nicht einmal zum Landrath. Und à propos, Ihre Beleidigungen verachte ich; sie sind wohlfeil genug. Wissen Sie doch recht gut, daß ich Genugthuung von Ihnen nicht eher fordern kann, als bis der Zustand des Freiherrn von Uchtenhagen es zuläßt. Dann aber ist es vielleicht Ihren tugendhaften demokratischen Grundsätzen zuwider, sich mit mir zu schießen.““

Sie maßen sich von oben bis unten. Franz schwankte,

was zu thun sei. Da klappte im obern Stockwerk eine Thür. Herr von Lindstedt verzog keine Miene:

„„Nun Herr Assessor, sehn Sie noch nicht klar in dieser merkwürdig einfachen Sache? Ich werde Hausrecht üben, wenn Sie den Frieden dieses Hauses länger stören. Soll ich etwa Dienstboten herbeirufen, Sie zu entfernen?““

Franz strich mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich besinnen, ob er nicht Gespenster sähe. Dann wendete er sich um: „Wir sprechen uns wieder, Herr von — von — wie heißen Sie doch?“

Verächtlich die Achseln zuckend, schritt er langsam aus der Thür.

Aber er mußte noch einmal den Kopf umwenden, denn er hörte hinter sich ein eigenthümliches Knacken. Herr von Lindstedt hatte einen Revolver in der rechten Hand und zischelte ihm nach: „„Scheren Sie sich zum Teufel, oder ich schieße Sie nieder wie einen tollen Hund!““

Dowat ging in demselben gleichmäßig langsamen Schritt, ohne sich noch einmal umzusehn, die Stufen hinab und über den Hof aus dem Thorweg. Alles, was der Nachmittag ihm bisher gebracht hatte, war ihm wie ein Traum, wie ein überraschender Traum. Auch in dem ersten wüsten Traum der vorigen Nacht hatte Herr von Lindstedt mit dem Revolver in der Rechten in der Hausthür gestanden. Alles übrige aber, was er heute erlebt, war anders wie jener Traum, und dennoch nicht weniger wüst.

Er wendete seine Schritte nach dem Krug. Dorthin

hatte er am Nachmittage seine Sachen gebracht. Auf dem Edelhof wie auf der Dorfstraße war keine Menschenseele zu erblicken, das Dorf wie ausgestorben. Das machte der Sonntag Nachmittag.

Im Krug ging Franz in ein besonderes Stübchen; er ließ sich Schreibzeug bringen. Die Feder schrieb nicht, das Tintenfaß war fast ausgetrocknet, Briefpapier nicht vorhanden, nur ein ölbefleckter Bogen Konzeptpapier. Aber was wollte er auch schreiben?

Sinnend überdachte er von Neuem die Ereignisse des Nachmittags, von Anfang bis zu Ende: Seinem Vorhaben gemäß hatte er Herrn von Lindstedts Gedächtniß unter vier Augen aufzufrischen gesucht. Sie hatten beide allein beim Kaffee gesessen und geraucht.

„Sagen Sie, Herr von Lindstedt," — hatte er ganz gemüthlich begonnen, — „sind wir uns nicht bereits früher begegnet?"

— Kann wohl sein, Herr Dowat, kommt mir zuweilen auch so vor, weiß aber auf Ehre nicht, wo ich Sie unterbringen soll. —

„Zum Beispiel in Luzern, am Tage zuvor, ehe ich mit Fräulein von Uchtenhagen auf der Axenstraße zusammentraf."

— Ei, das wäre möglich. War damals mehrere Tage in Luzern. — Dabei hatte er sich recht behaglich in einem Schaukelstuhl gewiegt und die schönsten runden Ringe aus der feinen Havannah-Cigarre in die Luft geblasen.

„Nun, ich will Ihnen erzählen, weshalb ich von Fluelen

sofort mit dem Dampfboot nach Luzern zurück mußte. Ein paar Tage zuvor war ich im Gasthof zum Rigi zu Luzern, — unmittelbar neben dem Schwan, wo Sie gewohnt haben werden, — mit einem Studenten bekannt geworden. Es war ein kräftiger, frischer, langhaariger Junge, mit einem sehr gutmüthigen, weltunerfahrenen Gesicht. Er erzählte mir, wie er am letzten Nachmittage an dem Löwendenkmal ein kleines Abenteuer gehabt. Ein paar ohne Herrenbegleitung wandelnde junge Engländerinnen hatte er gegen Zudringlichkeiten eines unverschämten Franzosen in Schutz genommen. An demselben Abend, es war ein wundervoller Abend, ging ich mit dem Studenten zu später Stunde an dem Ufer des schönen Vierwaldstättersees den Quai entlang spazieren. Da begegnete uns der Franzose in Begleitung zweier Landsleute. Er war anscheinend angetrunken; er erkannte den Studenten, schimpfte ihn, — kurzum es kam zu einer Pistolenforderung. Der Student hatte sich zu einer Familien-Zusammenkunft in Luzern eingefunden, hatte die nächsten Tage wichtige Angelegenheiten zu ordnen, und mußte deshalb einen Aufschub des Duells von vier Tagen fordern. Man gestand ihm denselben bereitwillig zu. Ich kam als Kartellträger am folgenden Tage mit seinem französischen Gegner zusammen. Zu meinem Schrecken meinte ich, in dem Menschen einen Kroupier zu erkennen, den ich ein Jahr zuvor durch mehrere Wochen hindurch täglich im Kurhaus zu Wiesbaden beim Roulett beschäftigt gesehn hatte. Bart und Haartracht waren freilich anders; aber das war kein Gegenbeweis. Völlige Ge-

wißheit glaubte ich zu erhalten, als ich in der Gesellschaft desselben einen ebenfalls in Haar und Bart veränderten Deutschen erblickte, der bereits in Wiesbaden mit ihm eng verbunden gewesen sein mußte. Mein Wegweiser in der Spielhölle, der im Civilanzug anwesende Schutzmann, — ich erzählte bereits einmal von ihm, — hatte mir den Herrn, welcher einen adeligen Namen führte, als einen ohne Zweifel gemietheten Schlepper bezeichnet, — gemiethet vielleicht für die Spielbank selbst, wahrscheinlicher aber für eine Anzahl Kroupiers, die sich zu einer besonderen Halsabschneider-Gesellschaft verbunden hätten. —

Ich hatte dem Studenten versprochen, ihm zu sekundiren, — aber durfte ich dies gegen einen Schwindler, mit dem kein anständiger Mann verkehren konnte? — Nach vorsichtigem Forschen bekam ich die Ueberzeugung, daß sich in Luzern um die Person des Franzosen eine ganze Reihe Abenteurer gruppirten, die vermuthlich auf einer Spiel- und Schwindelreise begriffen waren. Ich schrieb nach Wiesbaden an jenen Schutzmann, schilderte ihm die Personen und unter welchen Verhältnissen ich sie in Wiesbaden gesehn und bat um Auskunft durch den Telegraphen. Ich wartete vergeblich auf Antwort. Freilich hatte ich voraus gesehn, daß der Schutzmann sich nicht mehr in Wiesbaden aufhalten werde; allein ich hatte für die Nachsendung des Briefes Vorsorge getroffen. — An jenem Tage nun, an welchem ich Fräulein von Uchtenhagen auf der Axenstraße traf, mußte ich mit dem nächsten Dampfer von Fluelen nach Luzern zurück. Denn am

Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang sollte das Pistolenduell stattfinden. Meine Hoffnung, den Studenten von der Satisfaktionsunfähigkeit seines Gegners zu überzeugen, war vergebens."

Herr von Lindstedt hatte während der Erzählung seine behagliche Lage keinen Augenblick aufgegeben. Hunderte von Ringeln hatte er bereits aus der Cigarre in die heiße Luft entsendet. Allmälich hatte es aber den Anschein gewonnen, als wäre ihm die Erzählung langweilig. Er hatte das Gähnen nicht unterdrückt, es nur, wie aus Höflichkeit, einigermaßen verdeckt.

— Nun, und wurde etwas aus dem Duell? Wie lief es ab? —

„Das Duell hat nicht stattgefunden. Wir waren pünktlich zur Stelle. Allein der Gegner blieb aus. Als wir in Luzern weiter nachforschten, war mein Kroupier mit zwei französischen Begleitern spurlos verschwunden, — die Zeche zu bezahlen hatten die Herren vergessen. Bald darauf erhielt ich von dem Schutzmann über ihn briefliche Nachricht, welche meine Vermuthungen bestätigte. Von dem Deutschen aber, dessen ich erwähnte, schrieb er mir: Wenn derselbe wirklich mit dem von mir hinreichend bezeichneten adeligen Herrn identisch sei, dessen Treiben er in Wiesbaden beobachtet, so handele es sich um einen gefährlichen Schwindler, dessen Spuren er schon öfters vergeblich verfolgt habe."

Und was hatte Herr von Lindstedt zu dieser Erzählung gesagt? Er hatte in gelangweiltem Tone gefragt:

— Nun? — und die Hauptsache? — wie kam's

weiter? — Die Geschichte ist doch wol noch nicht aus? — Und nun hatte er laut gegähnt.

Dieses Benehmen hatte alle Vorsätze des Assessors zerstört. Es war ihm gewiß erschienen, daß Herr von Lindstedt und der Wiesbadener Schwindler eine und dieselbe Person sein müßten, allein auf solche Frechheit war er nicht gefaßt gewesen:

„Ein mehreres weiß ich im Augenblick nicht, — aber ich erfahre es noch,“ hatte er in scharfem Tone erwidert.

— Desto besser, Herr Assessor. Wenn Sie etwas mehr erfahren, so sind Sie gewiß so freundlich, es mir zu erzählen. Wissen Sie, ich habe eine Vorliebe für Abenteuer und Abenteurer, — bin ich doch selber einer! —

So hatte das spöttische Schlußwort des Herrn von Lindstedt beim Kaffee gelautet. Franz war hierauf in den Park gegangen, und hatte überlegt was zu thun sei. Klar war ihm eines: überrumpeln ließ sich der Herr nicht. Aber waren denn wirklich genügende Gründe vorhanden, Herrn von Lindstedt für einen ehrlosen Abenteurer anzusehen? Einen verdächtigen Verkehr mit Spielern hatte schon mancher leichtsinnige, aber keineswegs ehrlose Offizier oder Landjunker unterhalten. Außerdem gab es, bei Lichte besehen, nichts Verdächtigendes weiter, als den Brief des Schutzmannes, eines untergeordneten Polizeibeamten. — Heiß und kalt hatte es Franz bei dieser Betrachtung überlaufen. Wie viele nicht blos ehrliche, sondern brave, hervorragende Männer standen mit ihrem Namen gebucht in Polizeiregistern, als der schwersten

Verbrechen verdächtig. Blindlings zu glauben, was ein Polizist, — und blos mit allgemeinen Redewendungen geschrieben hatte? — Pfui Teufel, Franz! du geräthst auf Abwege! — so hatte er sich selber zugerufen. Verleitete ihn nicht der persönliche Widerwille gegen das gezierte und blasirte Auftreten des Mannes zur Ungerechtigkeit? Kam nicht am Ende gar ein wenig Eifersucht mit in's Spiel? — Franz war wie im Fieber umhergegangen, mitten in dem brennenden Sonnenschein. Endlich war er stehen geblieben und hatte ruhig um sich geblickt. Auf den nächsten schattigen Rasenfleck hatte er sich auf einige Minuten in das kühle Gras gelegt, gleich als könne er sich aus der innigeren Berührung mit der Mutter Erde Klarheit der Gedanken und Festigkeit des Willens verschaffen.

Ein Viertelstündchen später hatte er sich beim Freiherrn in dem Bibliothekzimmer befunden.

„Haben Sie gut geschlafen, Herr Baron?“ —

— Nein, nicht sehr. Sie haben mich durch die Mittheilungen über Herrn von Lindstedt doch in eine gewisse Unruhe versetzt, die mich nicht schlafen ließ. —

„Das bedauere ich von Herzen. Allein ich konnte es nicht ändern. Ich sprach vorhin in ziemlich verständlicher Weise mit Herrn von Lindstedt. Sein Benehmen war indessen so eigenthümlich, daß ich das Gespräch abbrach. Aber er ist derjenige, welchen ich in ihm vermuthete, — ein fahrender Abenteurer, auf den bereits Polizeibeamte fahndeten.“

Der Freiherr hatte geklingelt. Der Bediente war erschienen.

— Ich lasse den Herrn von Lindstedt bitten, zu mir zu kommen. —

— Sehn Sie, Herr Assessor, — hatte er nach dem Abtreten des Bedienten gesagt, — die Angelegenheit läßt sich nicht mehr in der Schwebe aufrechterhalten. Ich habe Sie schätzen gelernt; ich bin fest überzeugt, daß Sie für jedes Wort, welches Sie hier sagen, einzustehn bereit sind. Allein wir Menschen sind allesammt der Täuschung unterworfen. Ich kann mich nicht entschließen, dem Verdachte, welchen Sie gegen Herrn von Lindstedt aussprachen, Raum zu geben. Eine Reihe von Wochen lebten wir hier mit ihm unter einem Dache. Das Beisammensein hat mir den Mann nahegeführt. Bitte, sagen Sie ihm in meiner Gegenwart, was Ihnen gut dünkt. Und dann, wenn ich durch sein Auftreten nicht eine andere Ueberzeugung gewinne, so gestatten Sie mir, die Meinung, daß Sie in einem gewiß entschuldbaren Irrthume sind, so lange aufrechtzuerhalten, bis wirkliche Beweise vorliegen. —

„Sie haben Recht, Herr Baron! Sie zeigen mir klar und deutlich den einzigen Weg, welchen ich bei dieser eigenthümlichen Lage der Sache einschlagen kann. Ich werde, — ich sehe es voraus —, mich nach Beweisen umthun müssen. Läge wirklich ein Irrthum meinerseits vor, seien Sie überzeugt: ich würde zu jeder Art Genugthuung gern und freudig bereit sein!"

Mit einem fast väterlich liebevollen Blick hatte ihm der Freiherr die Hand gereicht.

Herr von Lindstedt war heiter lächelnd in das Zimmer gekommen.

— Mein lieber Herr von Lindstedt, der Herr Assessor Dowat, den ich hochschätze, wünscht in meiner Gegenwart mit Ihnen Mittheilungen auszutauschen, die für uns alle von Werth sind. Bitte, nehmen Sie Platz! —

Nun hatten die drei Männer an einem langen mit grünem Tuch bedeckten Aktentische gesessen. Dem Assessor Dowat war es wie eine Gerichtssitzung erschienen, — der alte in seinem Lehnstuhl sitzende Herr, würdig und ernst wie ein Richter der alten Zeit. Der Ankläger hatte begonnen:

„Meine Mittheilung schließt an dasjenige an, was ich Ihnen vorhin erzählte.“ —

Da war er unterbrochen worden. Der Bediente war in das Zimmer gekommen und hatte einen rekommandirten Brief gebracht. Der Freiherr hatte den Schein unterschrieben, der Bediente ihn hinaus genommen. Der Freiherr hatte hierauf das Kouvert angesehen und aufgeschnitten.

„Bitte fahren Sie fort,“ hatte er gesagt, den Brief hervorgezogen und ihn zum Lesen entfaltet.

„Ich werde Ihnen Alles wiederholen müssen, Herr von Lindstedt. Der Herr Baron kennt jene Erlebnisse noch nicht. Da es nicht auf Ueberraschung abgesehen ist, will ich Ihnen im Voraus rundweg erklären, daß Sie derjenige Mann sind, über dessen Wiesbadener Aufenthalt ich mir nach Luzern berichten ließ.“

Ruhig und bestimmt, fast feierlich hatte Franz Dowat

gesprochen und seinem Gegner fest ins Auge gesehn. Aber auch bei diesem hatte die Wimper des linken Auges nicht gezuckt, während das rechte, vor dem der Kneifer sich befand, den plierigen Ausdruck beibehielt. Mit dem Lächeln der Ueberlegenheit hatte Herr von Lindstedt um sich und auf den Freiherrn von Uchtenhagen geblickt.

Da plötzlich war er aufgesprungen: Der Freiherr hatte eben den Brief, den er gelesen, aus der Hand auf den Tisch gleiten lassen. Sein Kopf nickte nach vorn, — er fiel in Ohnmacht.

Auch Franz Dowat war aufgesprungen.

„„Klingeln Sie!"" hatte ihm in kommandirendem Tone Herr von Lindstedt zugerufen.

Franz hatte geklingelt.

Herr von Lindstedt hatte dem Freiherrn die Weste aufgerissen, aus der eigenen Tasche ein Fläschchen Kölnisch Wasser hervorgezogen, davon etwas auf ein Tuch gegossen und dann dem Ohnmächtigen die Stirn gerieben. Gleichzeitig hatte er leise, aber ruhig und fest gesagt:

„„Ich bedaure, daß wir die gegenseitigen Mittheilungen unter den Augen dieses würdigen Greises nicht erledigen können. Allein ich fürchte, diese Ohnmacht ist der Vorbote eines ernsteren Unwohlseins. Ich fürchte, wir werden ihm einige Tage Ruhe gönnen müssen, bis er Ihre angeblichen Enthüllungen über mich vernimmt. Bis dahin werde ich nicht weichen.""

Franz hatte die Ueberlegung und den Gleichmuth seines Feindes bewundert. Denn als Feind war er ihm jetzt erschienen und als ein an Entschlossenheit und Kraft

ebenbürtiger Feind. Er hatte sich sofort eingestehen müssen, daß Jener Recht habe:

„Ich werde noch heute das Schloß verlassen, Herr von Lindstedt. Nur bin ich es Fräulein von Uchtenhagen schuldig, mich ihr zu empfehlen.“

Des Bedienten Josef Erscheinen hatte das Gespräch unterbrochen. Der Freiherr war bald wieder zur Besinnung gekommen. Er hatte kein Wort gesprochen und sich, weitere Hilfe mit Dankeszeichen ablehnend, von Josef zu Bett bringen lassen. Den Brief hatte er mit sich genommen.

Das waren die wichtigsten Ereignisse des Nachmittags gewesen, die sich Franz Dowat jetzt in der kleinen Krugstube in's Gedächtniß zurückrief. Den Rest des Nachmittags bis zu Anntrins Heimkehr hatte er in großer Unruhe verbracht. Zuerst war er auf den Archivthurm gestiegen und hatte sich notirt, wie weit seine Auszüge aus den Gerichtsbüchern gingen; dann hatte er seine paar Sachen zusammengepackt und war nach dem Wirthshaus gegangen, um sie dort abzugeben und der neugierigen Frau Wirthin zu erzählen, daß der alte Baron erkrankt sei und er auf Doktor Wolgemut warte, um mit diesem zurückzufahren. Freilich konnte Doktor Wolgemut im günstigsten Falle, auch wenn ihn der Bote zu Hause fand und kein Hinderniß der sofortigen Reise vorhanden war, erst in ein paar Stunden eintreffen. Aber sollte er darum zu Fuß nach der Kreisstadt gehn? oder gar aus dem Dorfe sich einen Wagen zur Rückfahrt miethen? — Das letztere ging nicht an; sah es doch aus, als sei er

aus dem Edelhofe förmlich verwiesen, — konnte er doch Niemandem sein Verhältniß zu Herrn von Lindstedt darlegen.

Jetzt saß Franz schon wieder lange Zeit vor dem ölbefleckten Konzeptpapierbogen und sann und sann über seine Erlebnisse nach und wie er Alles anders und besser hätte machen können und ob wol der Brief, den der Freiherr empfangen, mit dessen Ohnmacht in Zusammenhang stehe, und ob Herr von Lindstedt wirklich im Auftrage Anntrin's gehandelt, und was er ihr erzählt haben mochte und vor Allem, wie man sie vor dem gefährlichen Menschen warnen könne.

Der Gedanke, ihr hier einen Brief zu schreiben und durch einen Boten zustellen zu lassen, war nicht gut ausführbar. Auch wenn sich der Oelfleck nicht auf dem Papier befände, und wenn das Papier rein und nicht Konzeptpapier, sondern Briefpapier, und die Tinte flüssig und die Feder brauchbar wäre, — konnte nicht der Brief leicht in Herrn von Lindstedts Hände fallen?

Franz stand auf und lief immer heftiger in der kleinen Stube auf und ab; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick durch das offene Fenster nach der Straße, welche Doktor Wolgemut passiren mußte. Der Weg von der Kreisstadt nach Wischendorf führte nicht unmittelbar bei dem Dorfkrug von Wischendorf vorbei. Letzterer lag vielmehr noch etwa 50 Schritt in eine Seitenstraße hinein, jedoch so, daß man von den Fenstern des Krugs bequem hinsehen konnte, wo der Wagen zu fahren hatte.

Aber es war ja Unsinn, hier auf den Doktor zu war-

ten, blos um ihn vorüberfahren zu sehen. Franz schlug sich vor die Stirn. — — Richtig, daß er daran nicht eher gedacht hatte! — Lieschen Hansen war die geeignetste Botin für ihn an Anntrin. Er kannte sie auch genugsam, um sie aufzusuchen, und er konnte dies, ohne daß es irgend wie auffiel.

Franz ging zum Hansen'schen Hof, — es mochte bald 7 Uhr Abends sein. Schon vor dem Wohnhause hörte er Kindergelächter. Vergeblich klopfte er an die Thür der Wohnstube, wo die lustige Gesellschaft sein mußte. Endlich öffnete er sacht die Thür. Da bot sich ihm ein heiteres Bild dar. Die beiden Zwillingsknaben Ernstchen und Stoffelchen saßen an der Erde, jeder an einem andern Ende der Stube. Und zwischen ihnen kroch unermüdlich auf allen Vieren hin und her der murrköpfige Hans Hansen mit dem schwermüthigen Gesicht, und er bellte wie ein Hund, und er bellte Ernstchen an und dann Stoffelchen und dann wieder Ernstchen und wieder Stoffelchen, und der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen von dem ernsten Gesichte und die Kinder jauchzten und riefen immer „Troll hier!", „Troll hier!"

Franz Dowat hatte Zeit, diese Scene brüderlicher oder eigentlich halbbrüderlicher Liebe zu bewundern. Denn Hans drehte ihm den Rücken zu und bemerkte sein Erscheinen nicht. Endlich merkte es Stoffelchen und rief: Mann, Mann! Jetzt sah Hans auf. Er erschrak sichtlich, als er den Assessor erblickte. Aber bevor er noch zum Entschluß kommen konnte, ob er entfliehen oder dableiben sollte, trat Lieschen in die Stube.

Franz begrüßte sie ehrerbietig. Hans Hansen verschwand mit den beiden Knaben nach dem Hofe und Lieschen hinderte ihn nicht. Franz erzählte ihr nun ganz kurz von seinem Verdachte und weshalb er eine Warnung für nöthig halte, insbesondere damit der alte Freiherr nicht etwa in seiner Krankheit eine Generalvollmacht auf Herrn von Lindstedt ausstelle.

Lieschen war wirklich ein kluges Mädchen. Sie faßte diese ihr fremdartigen Angelegenheiten schnell und sicher auf. Schließlich aber meinte sie nach einigem Nachdenken: So weit sie Anntrin kenne, hege diese einen tiefen Widerwillen gegen Herrn von Lindstedt, werde daher von selbst auf der Hut sein. Aber lediglich wegen eines unbestimmten Verdachtes werde sich dieselbe schwer entschließen, den Anordnungen ihres erkrankten Großvaters hinsichtlich desjenigen Mannes entgegenzutreten, welchem er nun einmal unbedingtes Vertrauen schenke.

Dieser Einwand war richtig und doch überraschte er den Assessor.

„An Ihrer Stelle, Herr Assessor,“ fügte Lieschen hinzu, „würde ich recht schnell nähere Erkundigungen über Herrn von Lindstedt einziehen!“ —

Franz gab ihr auch darin Recht und sie versprach, an Anntrin die Warnung auszurichten, — wenn es ihr nicht möglich sei, sie heute noch anzutreffen, doch morgen, am Montag früh. Nun ging Franz nach dem Krug zurück, verabschiedete sich daselbst von der Frau Wirthin, um zu Fuß nach der Kreisstadt heimzukehren.

Zwanzigstes Kapitel.

Was die Koppel von Wischendorf am Sonntag Abend singt. Assessor Dowat zeigt bei einem Spuk an den Heidensteinen Geistesgegenwart und erntet dafür heiße Küsse eines jungen Weibes.

Als Franz Dowat das Dorf entlang ging, bemerkte er, daß es noch ziemlich warm zum Marschiren sei. Auch fiel ihm ein, daß er zu zeitig in der Kreisstadt eintreffen werde; die Leute würden noch auf den Bänken vor den Thüren sitzen und sich wundern, daß er zu Fuß nach Haus käme. Wozu sollte er jetzt schon gehen? er hatte ja Zeit.

Er bog deshalb nicht den Weg nach Siedenmorsleben ein, sondern rechts um das Dorf herum, nach dem Walde zu, in welchem er gestern einen so schönen Abend verbracht hatte. Er kam zu der Linde hinter dem Park, bei der sie Fritz Schulz angetroffen hatten. Der Platz unter der Linde war trotz des Sonntag-Abend leer. Franz sah nach Dorf und Edelhof; die Sonne ging bald zu Rüste, ihre Strahlen fielen auf die Fenster des

alten Thurmes, dessen Zimmer ihm so verhängnißvoll erschienen.

Da kam ein Trupp Kinder oder jungen Volkes vom Walde her, lachend und schwatzend den Fahrweg entlang. Franz wollte ihnen nicht begegnen. Er ging tiefer in den Wald hinein und suchte sich ein verborgenes Plätzchen im Dickicht, legte sich dort in der tiefsten Einsamkeit nieder und träumte mit wachen Augen ein Viertelstündchen nach dem andern.

Die Sonne war bereits untergegangen, es mochte $^3/_4$9 Uhr sein, da stand Franz auf, um nun endlich nach Hause zu gehen. In der Gegend der Linde schaute er vorsichtig um sich. Denn es fiel ihm ein, daß er sich jetzt nicht erblicken lassen durfte. Was sollten die Leute von ihm denken, daß er sich so spät an der entgegengesetzten Seite des Dorfes umhertrieb? Von dem Dorfe her ertönte lauter Chorgesang. Denselben Weg, den Fritz Schulz gestern gekommen war, kam heute die ganze Koppel, und das junge Volk sang merkwürdiger Weise dasselbe Lied, mit dem Fritz Schulz den Weg hinaufgegangen war. Wenigstens die letzten drei Verse sangen die Wischendorfer:

Schätzchen gräme Dich nicht so sehr,
Ich werde bald wiederkommen!
Geschieht es auch im Winter nicht,
So geschieht's im Sommer.

In dem Sommer, wenn's grünen thut,
Geh'n wir beide im Garten,
Ich und mein herztausender Schatz, —
Deiner will ich erwarten.

Einen Ring hab' ich von Dir,
Trag' ihn auf meinem Finger,
Bei dem Ring, mein liebes Kind,
An Dich gedenk ich immer.

Die Melodie ward etwas abweichend gesungen. Es mußte eines jener vielgestaltigen alten Liebeslieder sein, welche dem Sammler und Forscher so viele Schwierigkeiten bereiten. Durch Hinauswerfen einzelner Strophen und Hineinnehmen anderer Strophen wird das Lied durchaus verändert. Das fröhliche Jubellied des glücklich Liebenden verwandelt sich in das stolze Absagewort an den ungetreuen Schatz oder in das traurige Abschiedslied für die sterbenskranke Geliebte. Wie der Text, so verändert auch die Weise durch gering abweichende Lesarten ihren Charakter. An diesen alten Volksüberlieferungen sollten unsere Dichter und unsere Tonsetzer zu lernen suchen, für das Volk zu dichten und zu setzen. Aber sie schreiten unachtsam vorüber, und von Jahr zu Jahr geht mehr von den alten Schätzen verloren, und bald wird in unserer schnelllebigen Zeit die moderne Kultur die letzten Ueberreste eines reichen Volkslebens zu Staub zerrieben haben.

Franz Dowat war auf die Wandelungen des Liedes aufmerksam geworden, — vielleicht mochte es in seinem Gemüth ähnlich schwankend und widerspruchsvoll aussehn. Er hörte von einem Versteck, dicht hinter der Linde, sorgsam zu.

In der Wischendorfer Koppel mußte das Lied, Text und Weise, in verschiedenen Gestalten bekannt sein.

Denn nach Beendigung jener drei im Chor gesungenen Strophen begann ein junger Bursche nach etwas abweichender Weise und mit schnellerem Zeitmaß keck und spöttisch:

Bist Du reich und hast viel Geld,
Will mich drum nicht grämen,
Wer es Dir gegeben hat,
Kann's Dir wieder nehmen.

Hätt' ich ein klein Schlüsselein,
Könnt Dein Herz aufschließen,
Könnte sehn die Falschheit drein,
Würd' es mich verdrießen.

Man lachte und klaschte Beifall, — diese Fassung mochte den Meisten neu sein. Inzwischen zog der Trupp näher dem Walde zu. Jetzt begann ein Mädchen allein zu singen, ebenfalls mit kleinen Abweichungen in der Weise, aber in langsamerem Zeitmaß:

Schätzchen, wenn Du krank wirst sein,
Wo werd' ich's erfahren? —
Schreibe mir ein Briefelein,
Antwort sollst Du haben.

Schätzchen, wenn Du todt wirst sein,
Wem klag' ich mein Leiden? —
Klag' es einer grünen Tann',
Die Dich nicht verrathen kann.

Nun waren sie an der Linde vorüber. Jetzt eilte Franz Dowat vorwärts, in das Dorf hinein und hindurch nach dem Siebenmorsleber Wege.

Die letzten beiden Strophen mußte er immer wieder vor sich hinsummen: Nein, Geld und Gut können zwei Herzen nicht scheiden, wenn sie einander unverbrüchlich lieben, aber Krankheit und Tod. Wie zart, die grüne Tanne als Vertraute der heimlichen Liebe zu nennen, dieser heimlichen Liebe, deren Heimlichkeit über das Grab hinausreicht!

Da war er bei grünen Tannen angekommen, richtiger freilich bei Kiefern, die man hier zu Lande ebenfalls Tannen nennt, — bei den Kiefern an den Heidensteinen, wo links der Weg zum Königshof abgeht. Franz Dowat wurde aus seinen Gedanken erweckt: ein ängstliches Stöhnen drang an sein Ohr. Er blickte auf; der helle Mondschein, — es war beinah Vollmond, — machte die Umschau leichter.

Lag dort nicht eine weiße Gestalt dicht neben den Heidensteinen? Franz blieb stehen. Es stöhnte wieder, der Ton kam von dort her. Franz kannte keine Furcht und glaubte nicht an Gespenster. Hurtig, wenn auch mit klopfendem Herzen, sprang er den Hügel hinan.

Richtig, — eine weiße Gestalt lag an der Erde. Ein Weib, ein junges Weib in leichtem weißen Nachtgewande, barfuß und barhäuptig, lag mit geschlossenen Augen, den Kopf dem Mond zugekehrt, auf dem Boden.

Franz besaß die keineswegs häufige Tugend der Geistesgegenwart. Einen Augenblick nur sah er sich das vor ihm liegende weibliche Wesen an. Das jugendliche, aber abgemagerte Gesicht war ihm fremd; er erinnerte sich nicht, es jemals gesehn zu haben. Die regelmäßigen,

wohlgebildeten Gesichtszüge, lange schwarze Augenwimpern, starke schwarze Augenbrauen und dichtes schwarzes, sorgfältig gescheiteltes Haar, — alles dies trat bei der eigenthümlichen Lage des Körpers deutlich hervor. Sie hielt nämlich, wie manche Schlafende pflegen, beide Hände unter dem Kopf, als hätte sie an diesem einsamen Ort sich niedergelegt, um den schönen goldgelben Mond zu beobachten, und wäre darüber eingeschlummert. Aber das leichte Gewand ließ die Vermuthung einer phantastischen Lustwandlerin kaum aufkommen.

Der Schlaf war tief; ihr Busen hob und senkte sich regelmäßig. Sie erwachte nicht.

Franz Dowat rief die Schlafende an: „Wachen Sie auf! es ist bald Nacht, was thun Sie hier?“

Sie wachte von diesem Zuruf nicht auf. Nur ein leises Zucken ging durch ihr Gesicht. Franz rief von Neuem. Dieselbe Wirkung; aber aus dem Zucken wurde ein Lächeln.

Einen flüchtigen Augenblick tauchte in dem so oft zum Mißtrauen geneigten jungen Manne die Vermuthung auf, das Frauenzimmer wolle ihn am Ende nur vexiren, — ihn etwa gar verleiten, sie durch einen Kuß auf den Mund zu wecken. Aber nein! dies Gesicht sah trotz des sanften Lächelns nicht lustig aus. Nein! es war auf keine Neckerei abgesehn. Es mußte eine Kranke sein, die vor ihm lag.

Franz kniete nieder und faßte leise nach den Händen der Liegenden. Die Hände waren heiß, fieberheiß. „Wachen Sie auf!“ rief er von Neuem und legte sachte

die Hand auf ihre Stirn. Auch die Stirn war heiß. Der Kopf zuckte, aber sie erwachte nicht.

Endlich griff Franz mit der Rechten über Kopf und Rücken der Schlafenden, um dieselbe in eine sitzende Stellung zu bringen. Dies schien zu helfen. Ihre Lippen begannen sich zu bewegen. Aber die Augen blieben geschlossen. Er faßte jetzt mit beiden Armen fester zu und richtete sie zum Sitzen auf. Sie wehrte mit einem Wimmern der Unzufriedenheit ab. Dann endlich begann sie wirklich zu erwachen. Sie rieb mit der Rechten die Augen und flüsterte:

— Ist's schon Zeit aufzustehn? bin ich denn schon drei Tage todt? Wer bist Du, der mich erweckt?—

„Stehn Sie auf, ich bin ein Wanderer, der zufällig vorbeikam."

— Ei, kommst Du schon, himmlischer Wandersmann? ich träumte von Dir, seit ich mich hier zum Sterben niederlegte. O komm, ich will Dich empfangen, wie die Braut den Bräutigam. —

Jetzt strich sie mit den Händen sich die Stirn entlang und öffnete die dunkeln Augen. Fast gleichzeitig umschlang sie sodann mit beiden Armen den Hals des über sie gebeugten Mannes und drückte heiße, heiße Küsse mit glühenden Lippen stürmisch auf seinen Mund.

So plötzlich, als wollte sie ihn ersticken, kam die Umarmung über Franz. Fast verlor er den Athem. Wie siedendes Feuer rann ihm die Gluth der heißen Küsse durch den Körper. Mit Mühe riß er sich aus ihren Ar-

men los. Sie hatte jetzt die Augen weit offen, aber wie geistesabwesend blickte sie damit um sich.

„Erwachen Sie! ich bin kein himmlischer Wandersmann! Sie leben, und können hier doch nicht die Nacht über liegen bleiben!“

Nun schrie sie auf und stieß ihn heftig von sich. Erst jetzt schien sie völlig zu erwachen. Beide Hände preßte sie fest an die Schläfen!

— Was wollen Sie von mir? warum lassen Sie mich nicht sterben? Ich will nicht nach Haus! Ich hasse das Haus, ich hasse Alles, was darin ist, ich will darin nicht länger leben, ich will darin nicht sterben! Haben Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich hier! —

„Sie werden nicht sterben, Sie sind blos krank; stehen Sie auf!“ sagte Franz.

— Nein, nimmermehr geh' ich nach Haus! hier will ich sterben, hier bei den Heidensteinen. Hier, wo ich manchen Abend sehnsüchtig seiner geharrt habe, — und er blieb immer, immer aus! —

Franz Dowat war in nicht geringer Verlegenheit. Das Dorf Siedenmorsleben mußte noch zu weit ab sein, um von dort Hilfe zu holen. Näher war jedenfalls der Königshof. Aber durfte er die arme Kranke allein lassen, die sich im wilden Fieber befand und so viel vom Sterben redete? — Er trat ein paar Schritte bei Seite und überlegte, was zu thun sei. Das junge Weib aber begann leise, ganz leise, kaum vernehmbar vor sich hin zu singen:

Und sterbe ich nun, so bin ich todt,
Ju hederedere!
So begräbt man mich unter den Rosen roth,
Von der linke tanke tinke tanke
Trederedere, tredere!

Wol unter den Rosen, wol unter dem Klee,
Ju hederedere!
Darunter vergeh' ich nimmermehr,
Von der linke tanke tinke tanke
Trederedere, tredere!

Sie hatte zu dem Gesang die Hände gefaltet und saß vornüber gebeugt. Als das letzte leise Tredere! verklungen war, sagte sie langsam mit rührendem wehmüthigem Ausdruck: — Nun leb' wohl, Hans, und vergieb mir, nun ist Alles, Alles mit uns aus! Leb' wohl auf ewig! — Der Kopf sank ihr nach vorn. Franz sprang schnell hinzu, um zu hindern, daß sie umfiel. Sie war bewußtlos. Sollte sie wirklich sterbenskrank sein? Franz mochte es nicht glauben.

Allein Minute nach Minute verrann und keine Menschenseele ließ sich blicken. Was war zu thun? — Franz kam endlich zum Entschluß. Was bedurfte er der fremden Unterstützung? War er nicht stark und kräftig genug, dies arme kranke Weib allein hinzutragen, wo Hilfe für sie zu finden? —

Er versuchte es. Mit Leichtigkeit hob er sie auf. Nun vorwärts zum Königshof! Im hellen Mondschein trug er ein halbnacktes bewußtloses junges Weib, dessen heiße Fieberküsse er noch auf seinen durstigen Lippen fühlte, feldeinwärts nach einem Gehöft, das er noch nie-

mals betreten hatte. Eine sonderbare Lage, in der er sich befand. — —

Bald lief ihm der Schweiß von der Stirn. Aber was half es? Ein wahres Glück, daß sie nicht aufwachte, daß sie nicht wieder ihre Arme um seinen Hals schlang.

Endlich gelangte er an den Thorweg des ringsum von hoher Mauer umzogenen Königshofes. Der Thorweg und das daneben befindliche Pförtchen waren verriegelt. Franz Dowat stieß mit dem Fuß heftig gegen beides. Die Hunde bellten, aber Niemand kam zu öffnen. Wiederholtes Klopfen half nichts. Da legte er die Kranke sanft zu Boden und kletterte an der Mauer in die Höhe, und sah so in den Hof hinein. Das Wohnhaus war noch hell erleuchtet. Franz rief mit gewaltiger Stimme: „Hilfe! Hilfe!“ Der Ruf wirkte. Die Hausthür ging auf. Zwei Männer traten auf den Hof hinaus und horchten vorsichtig auf. Franz rief auf's Neue: „Hilfe, Hilfe! geschwind, machen Sie die Pforte auf; es gilt einer Kranken!“ Auf der Stelle kam einer der beiden Männer herbeigestürzt. Franz nahm die Kranke wieder in die Höhe auf seine Arme. Das Pförtchen wurde geöffnet. Fritz Schulz erschien und half die Kranke hineintragen. — —

Ein paar Stunden später, — Mitternacht war vorüber, — fuhr des Dr. Wolgemut Gespann in das Thor der Kreisstadt. In dem Wagen saß außer ihm noch der Assessor Dowat.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.